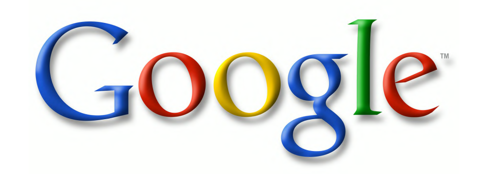
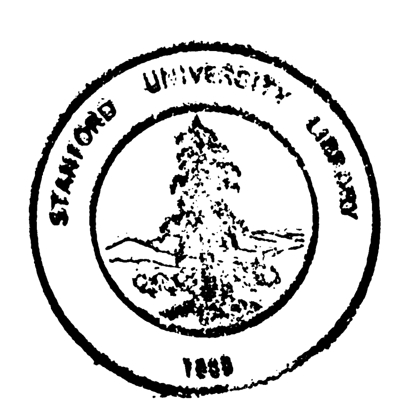
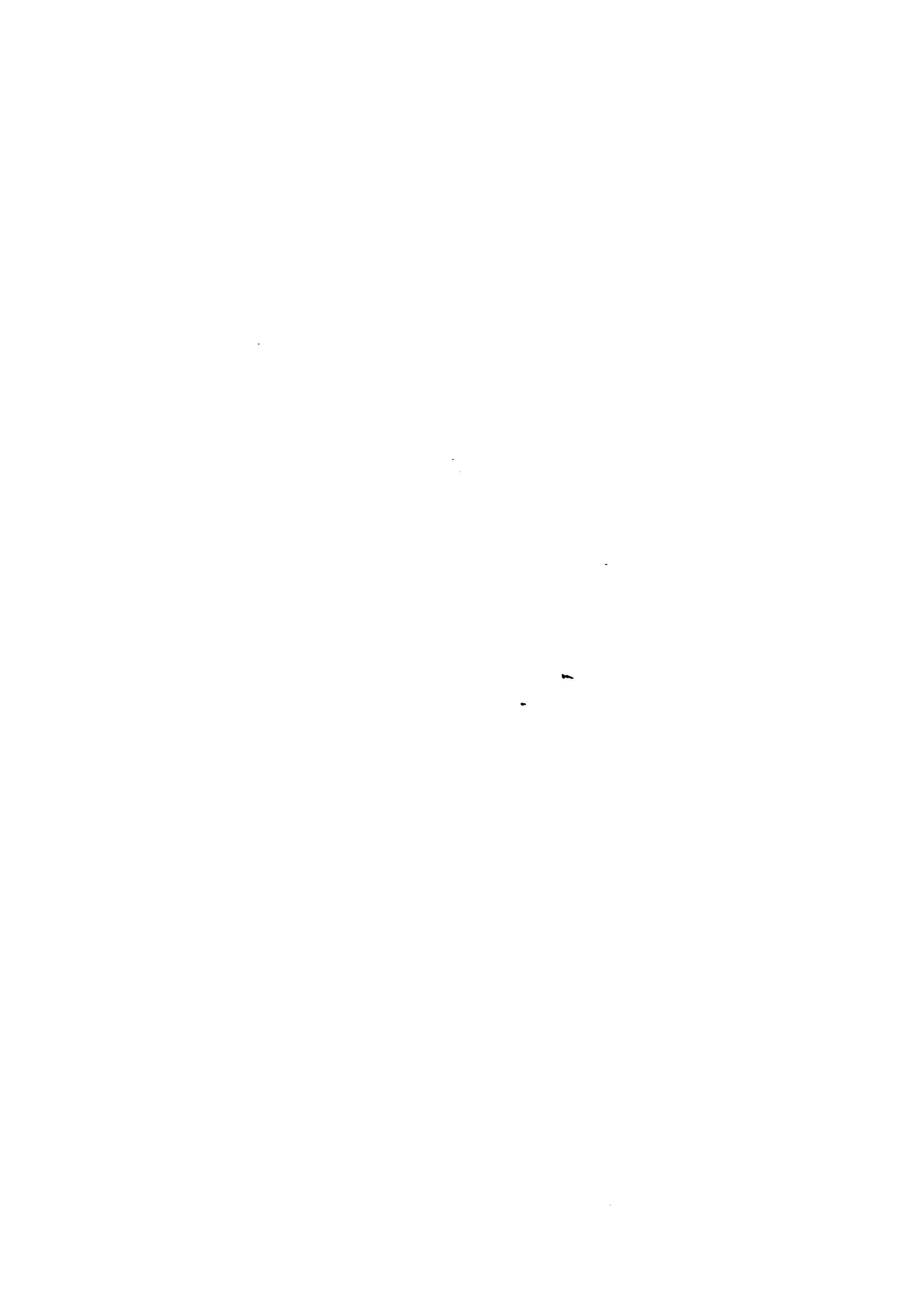







STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1889


STANFORD UNIVERSITY LIBRARY





Ludwig Freiherr von Wattmann-Maëlcamp-B

53 Jahre aus einem bewegten Leben.

Vom Verfasser der Memoiren eines
• • österreichischen Veteranen. • •

◦ ◦ II. Band. ◦ ◦

2. Auflage.

Wien 1904.

In Commission bei Wilhelm Braumüller & Sohn
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

Inhaltsverzeichniß.



Vorwort.

Meine persönlichen Erlebnisse im Feldzuge 1866 betrafen nur die 2. leichte Cavallerie-Division und theilweise das II. Armeecorps. Damit aber die Leser den Zusammenhang kennen lernen, schrieb ich den Feldzug nur für Laien, denn den Fachmännern stehen gediegene Geschichtswerke zur Disposition. Ich benützte das österreichische und preußische Generalstabswerk, Friedjung und die kritischen Tage von Olmütz und Erzählungen von mir bekannten Generalen und Kameraden. Aus Friedjung ist einiges wörtlich angeführt, wie z. B. S. 52 und 53, letzter Absatz, S. 56, letzter Absatz, S. 57, erster und letzter Absatz, S. 72, dritter Absatz, S. 89, erster Absatz; auf S. 102 gebe ich an, daß zwei Seiten wörtlich folgen; auf S. 105, 106, 107, 110 ist einiges und S. 109 die ganze Episode von Alexander-Uhlanen dem Werke Friedjung's wörtlich entnommen. Welchem Buche ich S. 131 die Erzählung vom preußischen Divisions-Adjutanten von Rosenberg entnommen habe, erinnere ich mich nicht.

Die eine Anmerkung auf S. 101 erzählte mir schon in Olmütz Feldmarschall-Lieutenant Baumgarten, mit dem ich schon vor 1848 in der Garnison Prag befreundet war, und die zweite Anmerkung erfuhr ich durch Fürst Emerich Taxis und durch den damaligen Rittmeister Varga.

Sämmtliche Verlustangaben sind aus Friedjung's Werk. Diese sollen klar machen, wie sehr das Zündnadelgewehr und die Schießtaktik der Preußen unserem Vorderlader und unserer Stoßtaktik überlegen waren, daß daher auf unseren schließlichen Sieg, trotz besserer Artillerie und Cavallerie, nicht gerechnet werden konnte.

Ein österreichischer Schriftsteller schrieb mir: „Die Bemerkungen entnehmen Sie größtentheils Friedjung.“ Wenn zwanzig Uhren unrichtig gehen, so zeigt jede derselben eine andere Zeit, gehen sie aber richtig, so zeigen sie alle die gleiche Zeit. Der Hauptpunkt der Kritik ist: daß Benedek die II. preußische Armee am 28., längstens am 29. nicht angegriffen hat. Diese Ausstellung wird doch allgemein gemacht, mit einziger Ausnahme des preußischen Generallieutenants von Schlichtung. Ebenso allgemein ist die Verurtheilung der Stoßtaktik, welche ich schon 1861 und 1862 bei Manövern im Brucker Lager für unser zukünftiges Unglück erkannte und mich darüber aussprach. Was die unpünktliche und saumselige Expedition der Befehle betrifft, so wurde dieselbe im Feldzuge ebenso abfällig besprochen, wie das, daß in den Befehlen an die Corps-Commandanten nie die Absicht des Feldherrn klar bekannt gegeben wurde.

Die Vorgeschichte des Feldzuges 1866, welche zeigt, wie Biegeleben's spitze Noten Bismarck das Material lieferten, den König trotz seines Widerwillens in den Krieg zu treiben, ist für die Meisten sehr interessant und wenig bekannt. Sie ist sehr gekürzt dem Werke Friedjung's entnommen.*)

Die letzten Feldzüge waren sehr lehrreich. Das Schießen, namentlich das gute Schießen, kam zur Geltung und man sah den Einfluß der allgemeinen Volksbildung und der geordneten Staatseinrichtungen auf den Verlauf des Krieges.

1870 hatten die Franzosen das bessere Gewehr, deutsche Ordnung besiegte die französische Schlamperei.

Nie zeigte sich die Wirkung vorzüglichen Schießens aus gedeckten Stellungen so klar, als im südafrikanischen Kriege, so daß ein Frontalangriff unmöglich erschien.

Japan und Rußland, David und Goliath, Cultur, Ordnung und Moral mit Uncultur und Corruption. Sollte auch schließlich

*) In den Memoiren eines österreichischen Veteranen schrieb ich S. 57: „. . . . ließ mir aber durch bekannte Officiere aus dem Hauptquartiere der Armee und des 1. Corps über die Revolution in Mailand den Marsch der Mailänder und anderer Garnisonen nach Verona erzählen.“ Diese waren hauptsächlich Haitzinger, Karl Graf Schönfeld und großentheils im Winter 1848 und 1849 General Schönhals selbst, bei dem ich wegen meiner Wißbegierde in besonderer Gnade stand.

der Koloß erdrücken, so stehen dennoch Cultur, Ordnung und Moral bewunderungswürdig erhaben und überlegen da.

Ich begreife die Sympathie der Börsen, besonders der französischen, für Rußland, welches Milliarden schuldet, wie aber einzelne Personen Sympathie für Rußland haben können, wo so viel gestohlen wird, wenig und schlechte Schulen, nur Willkür und keine Gerechtigkeit bestehen, ist mir unbegreiflich. Trotz aller Sympathien für Japan kann aber ein Europäer den vollkommenen Sieg der Japaner nicht wünschen, denn Rußland würde in diesem Falle nach einer Sammlung von 20 bis 25 Jahren die Dardanellenfrage aufrollen.

Nach dem Feldzuge komme ich in den Betrachtungen auf Erziehung und Schulen, von welchen die Zukunft jedes Volkes abhängt. In einem Lande, in welchem Vorurtheile in den oberen und obersten Regionen glauben machen, der Staat müsse den Religionsunterricht beaufsichtigen, kann bei den Schulen der Religionsunterricht nicht unbesprochen bleiben, besonders wenn derselbe ganz verfehlt geschieht, denn die Moral bleibt stets die Hauptsache und diese wird durch Sophismen und falsche Behauptungen, welche Beweise vertreten sollen, gewiß nicht gefördert.

Mein Proceß veranschaulicht die Beeinflussung der Militärgerichte und deren Ungerechtigkeit infolge ihrer Abhängigkeit.

Die Erzählung der politischen Verhältnisse zeigt, wie der Keim zu unseren jetzigen traurigen politischen Zuständen von oben aus gelegt wurde. Die Ursachen zu Umwälzungen und Revolutionen entstehen oben und nicht unten.

Die Anregungen zur Aenderung des bestehenden Studienplanes mehren sich in den Zeitungen. Erst vor Kurzem erschien in der „Neuen Freien Presse“ ein vortreffliches Feuilleton von Max Nordau unter dem Titel: „Schulprüfungen“. Viele hervorragende Professoren stimmten mir zu, daß falls z. B. Professor Sueß, ein berühmter Gelehrter und Parlamentarier, jetzt maturiren sollte, er gewiß durchfallen würde. Dies wäre doch ein drastischer Beweis für den unvernünftigen Vorgang bei den Prüfungen der Reife.

Ein Leser des II. Bandes, auf dessen Urtheil ich viel halte, schrieb mir: „Den Anhang mit den zwei Briefen hättest Du weglassen sollen.“ Bei näherer Ueberlegung unterließ ich dieses aber,

denn diese Briefe beweisen, daß selbst sehr verständige Menschen kritiklos glauben, weil sie in religiöser Beziehung das kritische Denken für eine Sünde halten, durch welche sie der ewigen Verdammniß anheim zu fallen fürchten.

Das heiligste und wahrste Buch ist das der Natur, welches Gott selbst geschrieben hat, consequent, logisch und ohne Widersprüche, deren Fehlen schon allein einen der Beweise für die Wahrheit bildet. Erst durch dieses Buch erhält die Menschheit den wahren Gottesbegriff, welcher zur höchsten Anbetung hinreißt.

Der III. Band soll in das Buch der Natur Einsicht geben, und weil Vergleiche das Verständniß erleichtern, so ließ ich den Anhang im II. Band stehen.

Wie kam es zum Doppel-Feldzug 1866.

Bis inclusive zum Gasteiner Vertrage.

Im ersten Bande erzählte ich kurz Oesterreichs innere Politik bis zur Verfassungssystirung 1865; nun werde ich, alles Nebensächliche übergehend, die Ereignisse ins Gedächtniß zurückrufen, welche zum Doppelkriege 1866 führten.

Das Jahr 1850, in welchem Preußen nachgeben mußte, konnte die preußische Regierung nicht verwinden und im Volke erwachte der Einheitsdrang, welcher den Keil zwischen Oesterreich und Preußen trieb und nach 1859 eine festere Gestalt annahm, wobei das italienische Beispiel unwiderstehlich wirkte. Der Nationalverein und der große deutsche Reformverein drängten Fürsten und Minister zu Thaten, und in Bismarck fand sich der Mann, der die Idee zur Ausführung brachte. König Wilhelm war kein Genie, aber eine praktisch veranlagte Natur, welche erkannte, daß es zur Durchführung der politischen Pläne vor Allem der militärischen Machtmittel und der richtigen Männer bedürfe, welche er zu finden und zu wählen verstand; jedenfalls ein großes Verdienst. Roon Kriegsminister, Bismarck Ministerpräsident, Moltke Generalstabschef.

Am schwersten fiel es dem König, Bismarck zum Ministerpräsidenten zu ernennen; erst in der größten Noth auf den Rath Roons griff er auf ihn, als das Abgeordnetenhaus mit großer Majorität die neuen Regimenter aus dem Budget strich, und Bismarck erklärte, auch gegen das Abgeordnetenhaus die Militärreform auszuführen. Am 23. September 1862 wurde Bismarck zum Ministerpräsidenten ernannt.

Bismarck wollte ein einiges, starkes Deutschland unter Preußens König und war überzeugt, daß eine andere Lösung als durch die Macht der Waffen eine mathematische Unmöglichkeit sei; seine geflügelten Worte „durch Blut und Eisen" sind allgemein bekannt.

Der König hingegen perhorrescirte aus seinem tiefsten Herzensgrunde einen Krieg mit Oesterreich, er strebte bloß vor Allem den Oberbefehl über die Contingente der deutschen Staaten, wenigstens über die Norddeutschlands, an; alles andere trat für ihn in den Hintergrund.

Den König von der Richtigkeit seiner Idee zu überzeugen, ihn mit sich fortzureißen fiel Bismarck um so schwerer, als das preußische Volk sowohl als der Kronprinz und seine Gattin überzeugt waren, daß eine freisinnige innere Politik ganz Deutschland für die preußische Hegemonie gewinne. Bismarck reussirte nur dadurch, daß er alle Fehler Oesterreichs, namentlich jene vortrefflich benützte, welche den Herrscherstolz des Königs verletzten, wozu die spitze Feder Biegeleben's, des Referenten der deutschen Angelegenheiten im Ministerium des Aeußern, leider oft Anlaß gab und dadurch einen unerwarteten Succurs Bismarck brachte. Denn wenn der König überzeugt wurde, daß man seine Autorität mißachte, daß man ihren Gebrauch einzuschränken wage, so konnte Bismarck energische Entschlüsse vorschlagen, ohne Besorgniß, daß sie abgelehnt werden. Auch verstand Bismarck mit dem Gespenste der mächtig auflodernden deutschen Volksbewegung, europäische Revolution genannt, zu schrecken, welche nach seiner Ansicht nur durch eine starke äußere Politik zu bekämpfen war.

Die Pläne Bismarck's wurden am mächtigsten durch den gemeinschaftlichen Feldzug für die Herzogthümer Schleswig-Holstein gefördert, da der Streit über die Theilung der Beute zum Kriege führte.

Bismarck vernachlässigte keinen Factor, welcher zum Erfolge seiner Pläne beitragen konnte; alle fanden in seinem Calcul den entsprechenden Platz, so die Kriegsmacht Preußens, die Einheitsidee der deutschen Nation, die Einheitsbestrebung Italiens, welche zu einem Allianzvertrage mit Italien führte, endlich die Unzufriedenheit der Ungarn, mit deren Emigration er in Verbindung trat. Anfangs stellten sich Bismarck scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, welche seine offene Sprache über seine Pläne nur noch vergrößerten; erst durch den gemeinschaftlichen Feldzug gegen Dänemark fingen die düsteren Wolken sich zu theilen an und erschienen ihm die ersten Strahlen froher Hoffnung.

In Oesterreich wollte weder der Kaiser, Graf Rechberg und Graf Mensdorff, noch die Bevölkerung den Krieg mit Preußen;

die öffentliche Meinung beschuldigte aber den Grafen Esterhazy, Minister ohne Portefeuille, und Baron Biegeleben, ein Hesse von Geburt, ein eifriger Katholik, ein entschiedener Feind Preußens, der unsere militärischen Kräfte überschätzte, zum Kriege geschürrt zu haben.

Erst in späteren Zeiten wird die Geschichte aufklären können, welches Maß des Einflusses der Kaiser selbst oder seine Rathgeber auf die wichtigen Entschlüsse der damaligen Zeiten genommen haben.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehe ich in Kürze auf die Begebenheiten über, welche so großen Einfluß übten. Eine preußische Note schlug die Bildung eines engeren Bundes unter Führung Preußens vor. Hierauf gelang es Oesterreich, eine identische Note mehrerer deutschen Staaten zu provociren, welche am 2. Februar 1862 dieses preußische Ansinnen entschieden zurückwies. Oesterreich ging nun weiter und trat über Drängen der großdeutschen Partei mit folgenden positiven Vorschlägen für eine Bundesreform vor den Frankfurter Bundestag. Es sollte ein Bundesdirectorium mit straffer Centralisation der deutschen Angelegenheiten eingesetzt werden, ihm zur Seite eine Delegirtenversammlung, ausgewählt aus den Vertretungen der einzelnen Staaten. Oesterreich im Vereine mit sieben Staaten Deutschlands schlug vor, einen gemeinsamen Civilprozeß und ein gemeinsames Obligationenrecht zu entwerfen und alsbald eine Delegirtenversammlung aus den deutschen Volksvertretungen zur Beratung dieser Institutionen einzuberufen.

Die Erweiterung der Befugnisse der Frankfurter Centralstelle war ein Machtzuwachs für Oesterreich, hingegen eine Einbuße der Souveränität der Krone Preußens, weil den preußischen Kammern ein Theil der staatlichen Arbeit entzogen und einem Organismus in Frankfurt zugetheilt wurde, welcher unter der Leitung des Wiener Cabinets stand. Nach dem Bundesrechte erforderte der Antrag zu seiner Annahme Einstimmigkeit, Preußen jedoch versagte selbstverständlich seine Stimme. Hier zeigte es sich wieder, daß der deutsche Staatenbund so lange unentwicklungsfähig sei, als sich zwei Großstaaten darin befinden.

Der Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen war damals schon scharf zugespitzt. Zu jener Zeit war Oesterreich bei der

Dringender noch warb, von dem Fürsten abgesendet, König Johann von Sachsen in Baden-Baden um sein Erscheinen. Wilhelm I. hielt es für unmöglich, abzulehnen, wo, wie er sagte, dreißig Fürsten einluden und ein König als Cabinetscourier kam. Bismarck aber trat dem entschieden entgegen. In einer aufregenden Unterredung mit dem Könige, in welcher er mit seinem Rücktritte drohte, gelang es ihm, König Wilhelm von jeder Nachgiebigkeit zurückzuhalten. Er hielt den König unbeugsam bei der Politik fest, die er ihm stets angerathen hatte: niemals dürfe sich Preußen am Bundestage majorisiren lassen. So innerlich aufgeregt war Bismarck, daß er sich im Zimmer des Königs nur mühsam bemeistern konnte; er brach im Abgehen die Klinke der Thüre, und noch in seinem Gemache mußte er ein Gefäß zerschmettern, um seiner Aufregung Luft zu machen. Er siegte, und so zerrann für Oesterreich der äußere Erfolg der Frankfurter Tage. Auf der Ministerconferenz zu Nürnberg versuchte Rechberg das entweichende Glück festzuhalten. Er trat mit der Forderung hervor, jene Staaten, welche die Reformacte von Frankfurt angenommen hatten, sollten sich auch ohne Preußen zu einem festeren Bunde vereinigen. Dann wäre Preußen außerhalb des geeinigten Deutschland geblieben. Dieser Plan scheiterte nicht bloß an seiner inneren Unmöglichkeit; die deutschen Höfe hätten sich auch nimmermehr freiwillig dem Hause Habsburg untergeordnet. Gerade darin, daß zwei Großmächte im Bunde saßen, gerade in deren Eifersucht sahen sie die Bürgschaft ihrer Souveränität. Die Minister der Mittelstaaten lehnten das Verlangen Oesterreichs ab. So sah Rechberg, wie er es vorausgesagt hatte, und vielleicht nicht ohne innere Befriedigung, die Entwürfe Schmerling's scheitern.

In der öffentlichen Meinung hieß es stets, Schmerling sei auch wegen des mißlungenen Fürstentages in Ungnade gefallen; dies halte ich für unmöglich, denn, wenn er auch gewollt hätte, war es ihm unmöglich gemacht, einen officiellen Einfluß auf das Zustandekommen oder die Ausführung desselben zu nehmen.

* *
*

Am 15. November 1863 starb König Friedrich VII. von Dänemark, der letzte seines Stammes. Die Nachfolge war zweifelhaft. Die Erhebung der Herzogthümer gegen Dänemark im Jahre

1849 war mißlungen, die Lande wurden durch Oesterreich und Preußen entwaffnet und der dänischen Herrschaft zurückgegeben. Das Londoner Protokoll, von allen Großmächten und Dänemark unterschrieben, bestätigte Dänemark den Besitz der Herzogthümer und die Untheilbarkeit der dänischen Monarchie; jedoch übernahm Dänemark die Verpflichtung, die staatsrechtliche Selbstständigkeit der Herzogthümer zu achten und die nationalen Rechte der Deutschen nicht anzutasten. Der Herzog von Augustenburg verzichtete auf seine Ansprüche gegen Zahlung von 2·5 Millionen Thaler So schien der Zwist beigelegt, aber die Verträge hatten Lücken und was das Wichtigste war, dachten die Dänen gar nicht daran, ihrer übernommenen Verpflichtung nachzukommen, was den Anlaß zum Kriege gegen Dänemark gab.

Als Dänemark auf Drängen des Volkes die Gesammtverfassung 1863 beschloß und Schleswig einverleibte, brach ein Sturm in Deutschland los, selbst dem deutschen Bunde riß die Geduld und er beschloß, die Execution gegen das unbotmäßige Dänemark zu führen. In dieser Stimmung erhob Friedrich von Augustenburg (Sohn desjenigen, welcher 2·5 Millionen Thaler Abfertigung erhielt) Anspruch auf den Besitz der Herzogthümer, für den nicht allein die Deutschen aller Stämme leidenschaftlich Partei ergriffen, sondern auch die meisten Fürsten Deutschlands, unter diesen auch der Kronprinz von Preußen. Das preußische Abgeordnetenhaus erklärte mit 261 gegen 63 Stimmen am 2. December, daß die Ehre und das Interesse Deutschlands die Anerkennung des Herzogs Friedrich verlangten.

Alles hing von den beiden deutschen Großmächten ab. Oesterreich fand, nicht ferne bleiben zu können, da ein gemeindeutsches Interesse in Frage stand. Kaiser Franz Joseph fühlte sich als der erste unter Deutschlands Fürsten. Rechberg war dafür, Christyan IX. als Erbe sowohl Dänemarks, als der Herzogthümer anzuerkennen, jedoch zu verlangen, er solle den Herzogthümern eine selbstständige Verfassung geben. Bismarck hingegen war vom Anfange an entschlossen, diesen verworrenen Fall zu Gunsten Preußens auszunützen, sein Ziel war Machtzuwachs für seinen Staat; er fand die directe Einverleibung der Herzogthümer für das Beste, daher wurden die Erbansprüche des Augustenburg vom preußischen Cabinet schroff abgewiesen. Der öffentlichen Meinung aber mußte das letzte Ziel verschleiert werden, daher

hieß es officiell: „Preußen rüste nur, um Dänemark zur Anerkennung des Londoner Vertrages zu zwingen". Darüber in ganz Deutschland ein allgemeiner Schrei der Entrüstung, daß die Herzogthümer bei Dänemark verbleiben sollten. Rechberg*) wollte nur den Trotz der Dänen brechen, Bismarck aber sah in dem gemeinschaftlichen Feldzuge den Beginn größerer Ereignisse.

Das Wiener Cabinet legte, um sich gegen Ueberraschungen zu schützen, Preußen einen Vertragsentwurf vor, welcher bestimmte, daß die Herzogthümer nach ihrer Eroberung nur dann ganz von Dänemark getrennt werden sollten, wenn beide deutschen Großmächte dem beistimmten. Bismarck ging nicht auf diese Lösung ein und schlug eine andere Fassung vor, weil er von vornherein entschlossen war, das Londoner Protokoll nur so lange zu respectiren, bis der erste Flintenschuß gefallen sei. Er wollte die Verträge achten, die Großmächte nicht verletzen, jedoch der Krieg löst nach Völkerrecht frühere Verträge der kämpfenden Staaten. Bismarck schlug folgende Fassung vor: Es sollte gar nichts über die Zukunft der Herzogthümer festgestellt werden. Freie Bahn sei offen zu halten. Oesterreich und Preußen sagten sich bloß zu, daß nach der Eroberung der Herzogthümer im friedlichen Vereine über deren Schicksal entschieden werden solle.**) Graf Rechberg sträubte sich gegen diese Formel, wurde aber schließlich durch die Drohung Bismarck's, Preußen werde allein die Herzogthümer erlösen, bewogen, beizustimmen. Dies war ein großer Fehler, denn Oesterreich hätte sich, sobald es nicht zu einer Oesterreich genehmen Vereinbarung kam, von der Waffengenossenschaft Preußens trennen, und den deutschen Bund anrufen sollen, um mit Hilfe der Südstaaten Preußen entgegen zu treten.

Der gemeinsame Feldzug gegen Dänemark wurde am 16. Jänner 1864 beschlossen.

Die öffentliche Meinung in Oesterreich verwarf damals beinahe einmüthig die Lossagung vom deutschen Bunde und den

*) Als Oberstlieutenant Beck der Centralkanzlei des Kaisers Rechberg eine Note zur Unterschrift brachte und bemerkte, es sollten doch auch Bundestruppen gegen Dänemark verwendet werden, sprang der jähzornige Rechberg auf und schrie: „Gerade durch das Ausschließen des Bundes will ich die deutsche Demokratie beseitigen".

**) Aus dem Werke Sybel's.

gemeinschaftlichen Zug mit Preußen nach Schleswig-Holstein. Viele von den Warnungen besitzen einen nahezu prophetischen Geist. Schindler, der witzigste Redner in jenem an guten Köpfen so reichen österreichischen Parlamente, sprach Folgendes, welches politischen Scharfblick verrät: „Wir ziehen in den Krieg Hand in Hand mit dem von der Welt verurtheilten Cabinet Preußens! Ach, wie richtig prophezeiten jene Männer, welche schon vor Monaten sagten: Die Lorbeeren Bismarck's werden auch die Staatsmänner anderer Staaten nicht schlafen lassen. (Heiterkeit.) Warum ziehen wir gerade mit Preußen? Ist es in irgend einer Richtung unser Freund? Wird in seiner Reichsvertretung Oesterreich nicht der Erzfeind Preußens genannt? Wird nicht das Bedürfniß nach Vergrößerung, gleichviel nach welcher Seite, offen dort ausgesprochen? Kaum hat in einer Reihe von Decennien Preußen den Raub von Schlesien verdaut und sich assimilirt, so streckt es seine Fänge nach den Herzogthümern aus, und wir lassen unsere guten Regimentsmusiken aufspielen und mit Trommelwirbel und Schalmeienklang führen wir sie hinein. (Heiterkeit.) Und mit welcher Melodie werden wir sie herausführen?“

Der Feldzug endete naturgemäß mit dem Siege der Verbündeten.

Während des dänischen Feldzuges wurde mit Herzog Augustenburg unterhandelt. Oesterreich versprach, ihn unter der Bedingung in die Herzogthümer einzusetzen, daß er mit Preußen keine Militärconvention abschließe, auf welche gerade der König von Preußen hartnäckig bestand, während Bismarck für die Annexion war, die er schließlich auch durchsetzte, weil er die öffentliche Meinung zu überzeugen verstand, daß die Einsetzung des Herzogs in die Herzogthümer den Staatsinteressen Preußens nicht entspreche. Dies geschah durch die rücksichtslose Veröffentlichung einer Besprechung mit dem Herzoge. Bismarck bediente sich eben nicht immer edler Mittel zur Erreichung seiner Zwecke. Jedoch kann in der Politik, wo es sich um das Wohl und Wehe von Nationen und ganzen Staaten handelt, nicht der gleiche Maßstab bezüglich der Moral angelegt werden, wie bei Handlungen einzelner Personen, was schon durch die Anwendung des Krieges deutlich in die Augen springt, in welchem dem allgemeinen Zwecke Tausende von Menschenleben ohne Gewissensbisse geopfert werden.

Anfangs nach dem Feldzuge blieb das Verhältniß beider Staaten ungetrübt, beide suchten sich friedlich zu verständigen, zu welchem Zwecke der König mit Bismarck am 22. August 1864 mit Kaiser Franz Joseph, dem Graf Rechberg zur Seite stand, in Schönbrunn eine Zusammenkunft hatte, welche leider resultatlos verlief, weil Oesterreich statt der Hälfte der Herzogthümer, welche Preußen nicht geben wollte, eine Gebietsvergrößerung, z. B. Glatz, beanspruchte, wovon der König aber durchaus nichts hören wollte. Jedenfalls war dies vom Könige eine starke Zumuthung, daß Oesterreich aus dem gemeinschaftlichen Feldzuge ganz leer ausgehen sollte, und daß es bloß seinem Rivalen zu einem Landerwerbe verholfen habe; dies zeigt drastisch, wie gefehlt es war, ohne sicheren, klaren Vertrag diesen Feldzug zu beginnen. Dieser Mißerfolg, und daß Rechberg nicht einmal durchsetzen konnte, daß Preußen beim Abschlusse eines Handelsvertrages das Versprechen gab, in Zukunft Oesterreich in den Zollverband aufzunehmen, kostete Rechberg seine Stelle. Er schied am 27. October 1864 aus dem Amte und empfahl den Grafen Mensdorff zu seinem Nachfolger.

Graf Rechberg hatte ein richtiges Urtheil, nur konnte er seiner Meinung keine Geltung verschaffen, weil ihm die Fähigkeit abging, andere beeinflussen zu können. Er wurde im Allgemeinen unterschätzt. Graf Mensdorff, mit vielem Verstand und richtigem Urtheile, aber ohne Thatkraft und Energie, gab bei seinem Mangel an Selbstvertrauen bloß den Namen und trug die Verantwortung seines Amtes, während Personen ohne Verantwortung, wie Graf Esterhazy und Baron Biegeleben, den größten Einfluß außer Sr. Majestät auf die äußere Politik nahmen. Mensdorff ging so weit in seiner Passivität, daß er Acten unterschrieb, mit denen er gar nicht einverstanden war. Sein angenehmes Aeußere und sein höchst liebenswürdiges Benehmen gewannen Jedermann. Dem Kaiser gegenüber war er stets der gehorsame Soldat, dessen Erziehung und Lebensauffassung es nie erlaubten, selbst in verantwortungsvollen Momenten mit Ernst und Entschiedenheit seine Ueberzeugung zu vertreten. Unter Mensdorff gewann Baron Biegeleben größere Freiheit, daher die Depeschen auf eine schärfere Tonart gestimmt wurden, als unter Rechberg.

Nachdem man sich über die Theilung der Beute nicht verständigen konnte, sandte Oesterreich am 12. November 1864 drei Erlässe mit einem festen Programme nach Berlin. Der Herzog

Augustenburg sollte die Herzogthümer erhalten, welche keinesfalls ein Vasallenstaat Preußens werden dürfen. Bismarck ließ vorerst das Wiener Cabinet ungebührlich lange auf Antwort warten und veränderte gleichzeitig Form und Maß seiner Politik, er wollte vorerst Oesterreich die Qual der fatalen Mitherrschaft über Schleswig-Holstein empfinden lassen. Als am 8. Februar Graf Karoly, der österreichische Botschafter, in Bismarck drang, ein Definitivum in den Herzogthümern zu schaffen, sprach Bismarck ganz anders, als in Schönbrunn, und ließ eine Drohung durchblicken, von der er hoffte, sie werde wirken und das österreichische Cabinet auf seine Antwort vorbereiten, welche erst am 21. Februar abgesendet wurde. In dieser ging wohl Preußen auf die Einsetzung des Augustenburger in die Herzogthümer ein, jedoch unter Bedingungen, welche Preußen zum Herrn derselben machten. Baron Biegeleben, der eigentliche Leiter des Ministeriums des Aeußern, verfocht die Ansicht, Oesterreich dürfe nicht gestatten, daß ein deutscher Fürst Vasall Preußens werde, und unser Kaiser trat immer mehr der Ansicht bei, die kaiserliche Macht müsse den kühn aufstrebenden Preußen in Erinnerung gebracht werden. Die österreichische Antwortsnote kam in allen Punkten entgegen, lehnte jedoch entschieden ab, auch nur auf Verhandlungen über die preußische Militär- und Finanzhoheit in den Herzogthümern einzugehen.

Sobald Oesterreich den Augustenburger als seinen Candidaten bezeichnet hatte, begann in den Herzogthümern eine starke Agitation von unten auf gegen Preußen, welche der österreichische Kommissär in Kiel mit allen Kräften unterstützte, was der König als eine Feindseligkeit gegen seine Person betrachtete. Preußens Politik handelte nach dem höchst ungerechten Grundsatze, daß sie alles für die künftige Besitzergreifung vorbereiten dürfe, daß aber Oesterreich Bundesbruch begehe, wenn es seinem Candidaten Vorschub leiste. Die Macht und nicht das Recht wurde von Preußen angerufen. Bismarck sagte im Sommer 1865 ganz offen: „Wenn Oesterreich unser Bundesgenosse bleiben will, muß es uns Platz machen." Im preußischen Ministerrathe erwogen die Minister nicht die Rechtsfrage, sondern ob es nützlich und vortheilhaft sei, die Herrschaft über die Herzogthümer durch einen Krieg zu erzwingen, was bejaht wurde und welchem Votum auch Moltke beipflichtete. Der König zögerte, jedoch wachte er eifersüchtig über sein

Besitzthum in Schleswig-Holstein, und nachdem Herzog Friedrich sich von der Bevölkerung huldigen ließ, forderte ihn der König auf, das Land zu verlassen, und als er dies verweigerte, schrieb der König eigenhändig an unseren Kaiser, um die Entfernung des Herzogs durchzusetzen. Damals schrieb Bismarck den Gesandten in Paris und Florenz, ob Frankreich zur Neutralität und Italien zur militärischen Hilfe zu bestimmen sei. Ende Juli ging das Ultimatum an Oesterreich ab: „Preußen lehnt jede weitere Unterhandlung ab, so lange nicht die Agitation für den Augustenburger in Schleswig-Holstein aufhöre, erst dann wolle Preußen über die Candidatur, aber nicht über die des Augustenburgers, sondern über die des Herzogs von Oldenburg verhandeln." Sämmtliche hohen Frauen am preußischen Hofe waren für den Frieden und gegen Bismarck; dieser Umstand hinderte den König, den äußersten Entschluß zu fassen.

Die conservativen Minister Oesterreichs, namentlich Belcredi und Esterhazy, hatten Sympathie für das politische System Bismarck's. Graf Bloom, derselben Partei angehörend, unterhandelte im Geheimen ohne Wissen Biegeleben's mit Preußen und stellte dem Könige Wilhelm vor, daß die Solidarität Oesterreichs und Preußens die wichtigste Stütze gegen den Parlamentarismus und die Demokratie sei, welches Argument die äußere Politik der beiden Herrscher bestimmte. Am 15. August 1865 wurde ein Vertrag *) zu Gastein unterschrieben, welcher die Risse im Baue einstweilen verkleben sollte und von welchem Biegeleben erst nach geschehener Unterschrift erfuhr. Der Vertrag war ein Rückzug beider Theile.

Lauenburg wurde für 2·5 Millionen an Preußen abgetreten, die Verwaltung Schleswigs wurde Preußen, die Holsteins Oesterreich übertragen, jedoch auch in Holstein erhielt Preußen den Kieler Hafen und die nöthigen Heerstraßen nach dem nördlichen Herzogthume.

Nach dem Abschlusse des Gasteiner Vertrages erwachte in einem Theile der liberalen Partei Deutschlands die Einsicht, daß Bismarck Preußens Größe in Deutschland vorbereite. Die namhaften Historiker Ranke, Droysen, Sybel, Dunker, selbst Momsen bekannten sich zu seiner Annexionspolitik. In unserer Monarchie

*) Der sogenannte Gasteiner Vertrag.

hingegen galt der Vertrag als eine unverzeihliche Schwäche, das Preisgeben des Herzogs als Verrath, die Groß-Deutsche Partei erhielt durch diesen Vertrag fast einen ebenso schweren Schlag wie durch die Niederlage des deutschen Centralismus in Oesterreich, die Mittelstaaten fühlten sich durch das Wiederabschwenken zu Preußen verletzt.

Der Gasteiner Vertrag schuf kein Definitivum, denn was sollte Oesterreich mit Schleswig anfangen, so weit vom eigenen Reiche entfernt und umschlossen von preußischen Besitzungen? Lauenburg wurde verkauft, daher war die Ansicht, Landverkauf verstoße gegen die Staatsehre, durchlöchert; warum nicht consequent bleiben und auch Schleswig gegen Geldentschädigung abtreten, nachdem von Preußen kein Gebietstausch zu erlangen war. Wie viel Blut und Geld wäre vielleicht erspart und überdies ein Staatsfonds gewonnen worden. Den activen Leitern unserer äußeren Politik fehlte der weite Blick und die Consequenz; Graf Mensdorff hatte die richtige Einsicht unserer Schwäche, aber seine passive Natur konnte seiner Meinung nie Geltung verschaffen.

Regiments-Commandant des Husaren-Regimentes Nr. 8.

Gleich nach Beendigung des Exercierreglements wollte Fürst Franz Liechtenstein, der Cavallerie-Inspector, mich zum Commandanten des Husaren-Regimentes Nr. 8,*) welches in Klattau lag. Oberst Jankovits dieses Regimentes war schon vier Monate krank gemeldet, um in Pension zu gehen. Er war Nachfolger des Fürsten Jablonowski, welcher wegen Unregelmäßigkeiten in der Gebarung die Charge verlor und damals bei der österreichischen Gesandtschaft in Amerika Briefbote war. Unter dem Commando des Fürsten Jablonowski war das Regiment in jeder Beziehung sehr herabgekommen und Oberst Jankovits war nicht der Mann, es wieder zu heben. Der Generalstabschef des II. Armeecorps in Wien, persona gratissima, bei Excellenz Grafen Crenneville, dem Nachfolger des Grafen Grünne, verwendete sich theils direct, theils durch seinen Corps-Commandanten Grafen Thun beim Grafen Crenneville für Oberstlieutenant Greiner, welchen er zum Obersten beim Husaren-Regiment Nr. 8 verhelfen

*) Welches ich im ersten Bande, Seite 163, erwähnte.

wollte. Greiner mußte als zweiter Rittmeister wegen Schulden in Pension gehen, heiratete später die schöne und liebenswürdige Tochter eines reichen Mühlenbesitzers in Böhmen, der ihr ein sehr bedeutendes Vermögen verschrieb. Greiner trat nun, finanziell rangirt, wieder ein. Seine Stellung verdankte er hiermit seiner Frau, welche auch für sein weiteres Avancement von großem Einflusse dadurch war, daß sie ein offenes, elegantes Haus mit vorzüglicher Küche und ausgezeichneten Weinen führte und durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit, gepaart mit einer guten Dosis Coquetterie, Alles entzückte. Greiner war als Salzburger Equitationist ein guter Reitschulreiter, im Terrain aber konnte er nicht flott und dabei ruhig galoppiren. Als Gesellschafter amüsirte er durch seine große Personenkenntniß der Aristokratie, an die sich oft pikante scandalöse Geschichten knüpften, und durch seinen unglaublich großen Schatz von Anekdoten. Seine militärischen Kenntnisse außer dem Reitschulreiten und der zwecklosen Kunst, auf dem Exercierplatze die Truppe nach allen Seiten herumzuwerfen, die alte Schule, waren gleich Null. Folgendes zu seiner Charakterisirung: Sein Schwiegervater fallirte als Greiner schon Feldmarschall-Lieutenant war. Seine Frau, ein edles Wesen, stellte ihrem Vater, in der Hoffnung ihn zu retten, ihr Vermögen zur Disposition, wodurch sie arm wurde. Nun wollte Greiner von ihr nichts mehr wissen und gab sie dem Elende preis. Später erhenkte er sich, um einer Untersuchung zu entgehen, welche infolge recht schmutziger Dinge eingeleitet worden war.

Man hätte glauben sollen, daß Greiner's Mitbewerbung mir nicht gefährlich werden konnte, mir, der das allgemein als gut anerkannte Cavalleriereglement geschrieben hat und in wärmsten Ausdrücken zur Beförderung außer der Tour von Edelsheim beschrieben worden war. Diese Concurrenz war mir aber dennoch gefährlich, weil ich bei Graf Crenneville im schwarzen Buche stand.

Das Cavalleriereglement wurde nicht allein den Commissionsmitgliedern, sondern auch allen Commandirenden gesendet, sonach auch dem Feldzeugmeister Benedek und dessen Generalchef Generalmajor John. Als Fürst Liechtenstein, der Cavallerie-Inspector, in Italien visitirte, machte John in Gegenwart des Feldzeugmeister Benedek beim Thee einige ausstellige Bemerkungen, welche ich zu widerlegen suchte, bei welcher Gelegenheit ich, in Eifer kommend, laut

sprach, was Benedek mir übel nahm, ohne aber damals eine Bemerkung darüber gemacht zu haben. In einem Briefe an Graf Crenneville, der bestimmt war, Sr. Majestät vorgelesen zu werden, erwähnte Feldzeugmeister Benedek diese Discussion und schilderte mich als vorlaut, ohne Respect vor hohen Vorgesetzten. Auch mag zu diesem Briefe beigetragen haben, daß Benedek Edelsheim nicht leiden konnte, ohne ihn damals noch persönlich gekannt zu haben und ich für diesen mit Feuer und Flamme in die Schranken trat. Diese Antipathie gegen Edelsheim verwandelte sich später, nachdem letzterer nach Italien kam und bei Porte-None manövrirte, in die wärmste Anerkennung von Seite Benedek's. Nach den Manövern gestand Benedek in einer Ansprache sein Unrecht offen ein und stellte Edelsheim als das Ideal eines Cavallerieführers hin.

Der Kriegsminister, der Cavallerie-Inspector und Feldmarschall-Lieutenant Graf Coudenhove, der zweite Generaladjutant des Kaisers, wollten, daß ich Regiments-Commandant werde; Graf Crenneville jedoch hatte das letzte Wort. Dieser war wohl ein höchst correcter Charakter, jedoch ein Hofmann reinsten Wassers und als solcher war ihm Greiner mit seinem schmiegsamen Wesen, ohne jeder entschiedenen Ansicht und Ueberzeugung, welchem die Wünsche der verschiedenen Vorgesetzten mehr als der Kriegszweck galten, sympathischer als ich. Endlich gelang es dem Fürsten Liechtenstein zu erreichen, daß Graf Crenneville versprach, neutral zu bleiben.

Ich wurde Oberstlieutenant und gleichzeitig Regiments-Commandant beim Husaren-Regiment Nr. 8. Es war Winter als ich nach Klattau kam. Oberst Jankovits bewohnte noch die Obersten-Wohnung und ich fand nur in einem alten Hause eine kalte, miserable Wohnung. Im Schlafzimmer hatte eine Mauer einen großen, weiten Sprung, wodurch das Zimmer so kalt war, daß meine Frau und ich täglich Abends in dem Kanzleizimmer auf dem Boden aufbetten lassen mußten.

Bei den Visitirungen überzeugte ich mich, daß das Pferdematerial, die Pferdewartung und das Beschläge gut seien, ein gutes Fundament, auf dem weiter aufgebaut werden konnte. In der Abrichtung jedoch fehlte es in jeder Richtung, ebenso an theoretischer Ausbildung der Officiere, welche für Cavallerieofficiere zur Aufklärung des Feindes so wichtig ist. Zwei Escadrons-Commandanten, welche keine Hoffnung gaben, zu brauchbaren Escadrons-

Commandanten herangebildet zu werden, wurden pensionirt. Der Eine konnte im Regimente ersetzt werden, beim Zweiten mußte der Ersatz durch Einschub geschehen.

Stabsofficiere waren Oberstlieutenant Baron Pirét, mit hervorragendem Verstand, welcher ganz den Geist des neuen Reglements in sich aufgenommen hatte, und Major Fürst Taxis, besonders praktisch veranlagt, jedoch kein überzeugter Anhänger des neuen Reglements, den man daher bei der Stange halten mußte. Alle sechs Escadrons-Commandanten waren in der Abrichtung tüchtig, bis auf einen, der in der Remontenabrichtung unterstützt werden mußte. Was den Charakter betraf ließen zwei Escadrons-Commandanten viel zu wünschen übrig. Von den Subalternen stachen drei besonders hervor, Oberlieutenant Lukenatz, späterer Feldmarschall-Lieutenant bei den Honveds, Oberlieutenant Mayer, der durch die Kriegsschule in den Generalstab kam, leider später infolge Schulden quittiren mußte und als Kriegscorrespondent zur „Neuen Freien Presse" kam. Alle Leser dieses Blattes werden sich noch auf seine Berichte im russisch-türkischen Kriege erinnern, endlich Oberlieutenant Juhász als Remontenabrichter ein Phänomen.

Nach zwei oder drei Monaten wurde ich Oberst. Im Frühjahre, bei wunderbarem Wetter, marschirte das Regiment nach Wels, größtentheils im Trab ohne gedrückte Pferde. Neben den Straßen zogen sich oft Wiesen hin, ein herrliches Galoppirterrain. Meine Frau brach stets später auf und holte die Truppe, zu Pferde reitend, ein. Ich schloß mich ihr an und wir ritten zusammen in die Station. Dieser Marsch bildet heute noch für uns beide eine recht angenehme Erinnerung.

In einem der vormals Graf Rosenberg'schen Schlösser, welches jetzt dem Fürsten Schwarzenberg gehört, hing an einer Wand der Rosenberg'sche Stammbaum, bei dem ein Wappen ausgekratzt war. Ich erkundigte mich über die Ursache und erhielt folgende Aufklärung: ein junger Graf Rosenberg betrachtete die Mädchen des Ortes als seine Serailsclavinnen. Einmal ließ er selbst die Tochter des Bürgermeisters durch seine Knappen ins Schloß schleppen. Ihr Vater, darüber empört, zog mit Volk zum Schlosse und begehrte mit Ungestüm die Herausgabe seiner Tochter. Der Graf, darüber erzürnt, die Lust seines Verbrechens nicht in Ruhe genießen zu können, ließ das geschändete Mädchen aus dem Schloßthurmfenster herabwerfen, weswegen sein Vater dessen Wappen

aus dem Stammbaume vernichtete. Solche empörende Verbrechen sind heute in den civilisirten Ländern unmöglich und doch gibt es viele, welche die Civilisation und Cultur anklagen, sie erzeugen mehr Laster und Verbrechen, während gerade das Gegentheil der Fall ist.

In Wels kam das ganze Regiment in die große Kaserne mit zwei gedeckten Reitschulen und einem großen Exercierplatze, der es gestattete, das ganze Jahr hindurch im Regimente zu exerciren. Kasernen behindern wohl die Selbstständigkeit des Einzelnen, sie sind aber von unschätzbarem Werthe, wenn es sich darum handelt, eine Truppe schnell und gleichmäßig auszubilden und in allen Zweigen strenge Ordnung einzuführen.

Ich mußte darauf gefaßt sein, daß Graf Thun mit seinem Generalschef Alles aufbieten werde, damit Se. Majestät bald das Regiment visitire, um dem Kaiser zu beweisen, daß ich überschätzt wurde, denn sie rechneten darauf, daß Se. Majestät nur die factischen, nicht aber die relativen Resultate anerkenne. Daher machte ich mir ein Programm, um bis Herbst die Ausbildung des Regimentes in geschlossener Form beendet zu haben, welches ich auch einhielt. Dies war nur durch angestrengte Arbeit, die das Officierscorps nicht gewöhnt war, möglich, trotzdem gelang es mir, das Ziel ohne Strafen zu erreichen. In Wien galt ich in der Militärcentralkanzlei und im Kriegsministerium als strenger Oberst. Feldmarschall-Lieutenant Graf Coudenhove sagte mir mehrmals: „Du überziehst das Strickel"; aber nie in meinem ganzen Leben bestrafte ich Officiere mit Profoßen, nicht einmal ein Wachtmeister war durch mich im Arrest. Ernst, Consequenz, zielbewußtes, continuirliches und nicht stoßweises Fordern, das Beispiel, die Vermeidung von jeder unnöthigen Pedanterie und Sekkatur, die Hervorrufung der Begeisterung für ein Soldaten-Ideal ersetzen Grobheit und Strafen, welche unter der Herrschaft des Grafen Grünne für die militärische Disciplin als unentbehrlich angesehen wurden. Ich legte den Officieren die Sachlage wahrheitsgetreu dar, gab ihnen die Hoffnung nach erreichtem Ziele auf ein angenehmes Dienen, auf ein Leben voller Wonne. Ich hörte, daß die Officiere sagten: „Arbeiten müssen wir, daß uns die Schwarten krachen, aber man lernt, und der Oberst selbst zieht am meisten". Neben der Remonten- und Reitschulabrichtung wurde mit der alten Mannschaft jede Woche ein- bis zweimal geschlossen exercirt, einmal ins Freie geritten,

was ich auch mit den Officieren that, wobei meine Frau mich stets begleitete. Dies galt als eine Unterhaltung, als ein Ausflug zu Pferd, geschah daher an Sonn- und Feiertagen, um keine Zeit für die Pferde- und Mannschaftsabrichtung zu verlieren. Das Schwierigste waren in Wels die Uebungen im Schwimmen zu Pferde, weil die Traun ein sehr reißender Gebirgsfluß mit sehr kaltem Wasser ist. Trotzdem geschah kein einziger Unfall. Damals war im Reglement beim Schwimmen zu Pferde vorgeschrieben, daß, wenn sich der Reiter nicht reitend erhalten konnte, er sich auf die Seite der Strömung, die Mähne ergreifend, ins Wasser lasse, wobei die Strömung ihn an das Pferd drückt. In der jetzigen Auflage des Reglements ist eine Stellung gezeichnet, die bei einer starken Strömung sich nicht bewähren kann.

Täglich früh, als erste Beschäftigung bei noch ausgeruhtem Kopfe hielt ich theoretischen Unterricht, meistens aus der Kriegs-geschichte. Mein Streben war, das Interesse und Nachdenken zu wecken und keinesfalls zu langweilen. Damals war das theoretische Wissen bei Officieren noch sehr vernachlässigt, wie wenig Generäle konnten damals eine Karte lesen, nur die Generalstabsofficiere be-saßen dieses Privilegium. Ich gab auch Aufgaben in der Clausur. Wie wurde mir dies hohen Orts in Wien übelgenommen! Wie beleidigt fühlten sich diejenigen, welche nur abschreiben wollten. Damals waren in jedem Regimente ein paar Thema-Fabrikanten, gewöhnlich absolvirte Akademiker, die anderen schrieben ab. Es bestand eine eigene Scheu vor Gedankenarbeit. Welch Wandel der Zeiten! Jetzt müssen sogar die Hauptleute bei den Prüfungen zum Major im Generalstabe ihre Aufgaben unter Clausur machen. Was früher zu wenig, ist jetzt zu viel; Prüfungen ohne Ende, in keiner Armee so viel wie in der österreichischen. Am merkwürdigsten sind die im Generalstabe zum Major. Kriegsschule-Aufnahmsprüfung, Prüfung bei Beendigung der Kriegsschule, und nach einigen Jahren, in denen man die Fähigkeiten des Betreffenden doch kennen gelernt haben soll, noch einmal eine Prüfung, zu der, um zu bestehen, monatelang gebüffelt werden muß. Jetzt würde ich statt schriftlichen Aufgaben sogenannte applicatorische Uebungen machen lassen, welche weniger Zeit nehmen und Auffassung und schnellen Entschluß fördern. Bei Schulen kommt es in erster Linie auf den Vortragenden an, ob er nützt oder schadet. Waren doch Krismanič und Neuber auch Professoren der Strategie in der Kriegsschule. Ersterer sah in

Stellungen das Heil, nahm Friedrich den Großen zum Vorbilde, hing sich einseitig an einzelne Sätze des Klausewitz. Neuber wurde nicht müde, in den ellenlangen Armeebefehlen die Stoßtaktik als Arcanum gegen das Zündnadelgewehr anzuempfehlen, welche die Ursache war, daß Tausende nutzlos hingestreckt wurden.

An Feiertagen, wie zu Pfingsten, bekam jeder Officier, der wollte, drei Tage Urlaub, der meistens zu Ausflügen in das herrliche Salzkammergut benützt wurde, dessen Naturschönheiten jenen der Schweiz gleichen. Auch ich wollte einmal an einem Feiertage mit meiner Frau auf einen Ball nach Ischl fahren, jedoch hatten wir Pech. In Gmunden beim Umsteigen ins Dampfschiff bemerkten wir, daß statt unserer Bagage Damenhüte einer Marchande de Mode sich vorfanden, die für Salzburg bestimmt waren.

Das Officierscorps war, mit Ausnahme zweier Herren, arm. Um es gut beritten zu machen, mußte es unterstützt werden, was der Umstand erleichterte, daß nebst dem Pferdefonds ein prosperirender Düngerfonds bestand, der nur zum Ankaufe von Officierspferden verwendet wurde.

Die mir befreundeten Gestüts-Commandanten in Kisbér, Mezzó-Heggyes und Radautz gingen mir bei der Auswahl der Pferde an die Hand. Meine persönlichen Spesen zahlte ich, den Transport ein Fonds, daher hatten die Officiere bloß die factischen Ankaufskosten 600 bis 700 Gulden, manchmal auch unter 500 Gulden in 12, manchmal sogar in 24 monatlichen Raten zu zahlen. Schöne große, vertraute Pferde, mit hohem Aufsatze und schönen Gängen waren für Deutschland stets mit einem Preise über 1000 Gulden gesucht. Oberlieutenant Juhász z. B., ohne Zulage von Pick auf, der bis zu sechs Pferde in einem Jahre dressirte und verkaufte, machte sich eine schöne Zulage.

Die damals noch wunderschöne Gräfin Czekonits besuchte mit ihrer schönen und äußerst lieben Tochter, der jetzigen Gräfin Karoly, Major Baron Pirét, einen nahen Verwandten. Die Tochter wollte reiten. Kein besseres Damenpferd, dabei ein famoser Galoppirer und Springer, als das Chargepferd des Oberlieutenants Juhász, eine Radautzer Stute, gab es im Regimente nicht. Die Gräfin wollte durchaus diese Stute kaufen, welche aber noch nicht ausgedient, daher unverkäuflich war. Um aber Oberlieutenant Juhász, der ein ausgezeichneter Officier war, zu helfen, kam ich um

die Verkaufsbewilligung ein, welche genehmigt wurde. Die Gräfin zahlte einen Liebhaberpreis.

Gegen Herbst wollte ich eine Steeple-chase reiten lassen, aber die Bahn zu erhalten ist beim Starrsinn der oberösterreichischen Bauern, Mostschädeln genannt, höchst schwierig. Dem Husaren-Regimente Nr. 14 kostete die Erlaubniß von Seite der Eigenthümer vor zwei Jahren ein Heidengeld. Mit den dortigen Bauern zu verhandeln verstand nur Oberlieutenant Juhász, obgleich er ein Vollblut-Magyar war, der kaum deutsch konnte. Er zahlte mit Dünger, worauf die Oberösterreicher Bauern wie Bienen auf Zucker gehen. Nur ein Bauer, der einen schmalen Streifen besaß, weigerte sich trotz Zuredens der anderen; er sagte: „Ueber man Grund reit' kaner!" worauf ich erwiderte: „wir brauchen das Feld nicht", obgleich auf dem Rain des Streifens eine Planke zu stehen kam, was er wußte, daher er bemerkte: „Dös wiar i seh'n, wie ös übri kommts". Bei der Steeple-chase stellte er sich mitten in sein Feld vor die Planke, im letzten Momente suchte er aber fluchend das Weite und als er sich bei mir beschwerte, rieth ich ihm, zu klagen. Der Schaden in seinem Felde war unbedeutend, das Gericht sprach ihm eine Kleinigkeit zu, was ihm den Spott der anderen Bauern eintrug.

Bei der zweiten Visitirung der Remonten fiel mir bei der Escadron des Rittmeisters Fiedler auf, daß sich die Minderjährigen vermehrt hatten; ich sah ihnen ins Maul, zu meinem Staunen waren es Volljährige, deren Abrichtung ihm nicht genehm war. Nach der Visitirung sagte ich ihm in Gegenwart seines Divisions-Commandanten auf sehr empfindliche Weise meine Meinung; mein Vertrauen zu ihm war dahin!

Um die Ausmusterer besser zu verkaufen, ließ ich die Zusammenpassenden in Wagen einführen, was Major Fürst Taxis vortrefflich besorgte. Kleinere starke Gewichtsträger wurden als Reitponys nach Ischl oder Aussee verkauft, aber auch der Rest wurde viel besser als früher an den Mann gebracht. Im Regimente nämlich war ein Jude, der Pferdevorführer beim größten Pferdelieferanten in Pest war. Wie das Angebot stockte, rief ich den István. Wie er nur die Zügel in die Hand nahm, war der Ausmusterer nicht mehr zu kennen, der reine Araber, schnaubend und blasend, mit dem Schweife in der Luft, kam er im Stechtrab daher und der Preis wirbelte hinauf. Das Resultat war ein Durch-

schnittspreis von circa 250 Gulden, wofür mich auch das Kriegsministerium belobte.

Die Verpflegung geschah durch eine Bauern-Genossenschaft ganz vorzüglich. Einmal kam ein berühmter Armeelieferant im Frack mit einem Orden zu mir, der 1859 die nach der Schlacht von Magenta ins Stocken gerathene Verpflegung wieder in das Geleise brachte; gewiß ein großes Verdienst. Er wollte in Wels die Lieferung übernehmen, wovon ich ihm ernstlich abrieth, indem ich sagte: „So gut wie die Bauern kann kein Großlieferant liefern, Sie werden besonders beim Heu Anstände haben, bei welchem so dehnbare Vorschriften bestehen, und ein so vorzügliches Brot können Sie gar nicht liefern." Er stand von seinem Vorhaben ab. Gute Lieferanten im Kriege sind eine Seltenheit, Geld allein ist nicht genügend, es gehört nebst großer Energie und Thätigkeit ein ganz specielles Talent dazu. Das sah man auch in Bosnien, wo Millionäre im Stiche ließen, während ihr Nachfolger trotz größter Schwierigkeiten seinen Verpflichtungen nachkam.

Noch vor dem Herbste erhielt ich Beweise, daß Rittmeister Fiedler auf dem Marsche von Klattau mehr Vorspannwagen verrechnet hatte, als verwendet wurden. Ich stellte ihm frei, zu quittiren, um der gerichtlichen Untersuchung zu entgehen. Er war verheiratet, seine Familie erbarmte mir, ich ließ mich durch Bitten und das Versprechen erweichen, daß er in Pension gehe, leider aber ging ich dann noch weiter und darauf ein, daß er ein paar Monate auf das Ende eines Quinquenniums warte.

Im Sommer, ich erinnere mich nicht wann, kam der Corps-Commandant Graf Thun mit seinem Generalstabschef visitiren, jedenfalls in einer Zeit, in welcher das Regiment schon geschlossen im Galopp exerciren und manövriren konnte. Er kam unangesagt und alarmirte. Ein Zufall begünstigte die ganz besonders schnelle Ralliirung. Das Regiment sollte nämlich mit Sack nnd Pack ausrücken, die Leute in Marschadjustirung begannen soeben die Pferde aus dem Stall zu führen. Als ich mich bei ihm meldete, fertigte er mich sehr kühl ab, sein brummiges Gesicht zeigte, daß ich kein wohlwollendes Urtheil zu erwarten habe, umsoweniger, als Graf Thun ein entschiedener Gegner der Edelsheim'schen Neuerungen war.

Major Fürst Taxis fand sich verpflichtet, mich auf diesen Umstand aufmerksam zu machen und meinte, man müsse sich

seinem Geschmacke anpassen, welche Zumuthung ich selbstverständlich entschieden zurückwies.

Während der Ausrückung machte Graf Thun keine Bemerkung, jedoch sein Gesicht wurde noch finsterer; nach dem Einrücken visitirte er die Remonten, dann mußte er mich und die Stabsofficiere und Escadrons-Commandanten mit einem bittersauren Gesichte loben, denn hätte er es nicht gethan, so würde er sich vor der ganzen Truppe blamirt haben.

Worauf sahen Vorgesetzte aus der alten Schule?

Vor Allem auf Richtungen, dann auf Ruhe und geschlossene Attaquen, welche sie so selten zu sehen bekamen, weil wegen Pressungen gegen die Mitte gewöhnlich Stürze vorkamen und die Flügel abflatterten, und eine größere Ruhe als bei der Führung ohne Commando und schönere Richtungen als bei dem mit größter Pedanterie eingeführten gleichen Tempo und loser Fühlung gab es nie.

Nächsten Tag gab ich dem Regimente, nach meiner alten Gewohnheit, einen Mulatsák.

Nach Uebernahme des Regimentes fand ich, daß die Inventare in den Montursmagazinen unrichtig waren. Im Laufe des Sommers gab ich dem ältesten, im Rechnungsfache sehr bewanderten Rittmeister Guran den kurzen und klaren schriftlichen Befehl: „Die Inventare sind in den Magazinen richtigzustellen.“ Rittmeister Guran war sehr verläßlich, und ich mit der Ausbildung vollauf beschäftigt, so daß ich mich um diese Angelegenheit nicht weiter kümmerte. Im Spätherbste kam der Brigadier Generalmajor Fürst Taxis zur Abhaltung der Musterung, bei welcher Rittmeister Fiedler vortrat und meldete, es seien nicht alle Monturen in den Magazinen. Zum Malheur für mich war Guran in Karlsbad, ich wußte nicht was er angeordnet hatte. Mein erstes Gefühl war, daß ein Vorgesetzter sich nicht auf einen Untergebenen ausreden darf. Daß eine gerichtliche Untersuchung die Folge sein könnte, fiel mir nicht im Schlafe ein.

Nach der Musterung sagte ich dem Brigadier, der mir aufrichtig freundschaftlich gesinnt war, daß ich das Geschehene auf mich nehme, weil ich mich auf Guran nicht ausreden will, der die Sache erst aufklären kann. Rittmeister Fiedler wurde zu Protokoll vernommen und hatte die schändliche Perfidie, um den Verdacht einer schlechten Absicht mir zu imputiren, zu sagen,

daß ich ihm Vortheile zuschanzen wollte, damit er schweige; mit dem Regimentsauditor konnte ich mich nicht berathen, weil er ein schlechtes Individuum war, der mich haßte, weil ich ihn durchschaut hatte, auch war er der Berather des Rittmeisters Fiedler.

Im Bewußtsein meiner Schuldlosigkeit und in dem Drange, mich nicht auf Guran auszureden, hatte ich die große, mir heute unfaßbare Unbesonnenheit, dem Brigadier die schriftliche Meldung zu übergeben, daß ich das Geschehene auf mich nehme. Hiedurch wurde es bei der animosen Stimmung des Corps-Commandos möglich, eine Voruntersuchung entfallen zu lassen, die Alles aufgeklärt haben würde. Wie einfach lag der Fall. Ich hätte schriftlich melden sollen: „Laut Regimentsbefehl Nr. . . an Herrn Rittmeister Guran ordnete ich an: ‚Die Inventare sind in den Magazinen richtigzustellen.'" Infolge Ueberbürdung durch Ueberwachung der taktischen Ausbildung kümmerte ich mich nicht weiter darum. Rittmeister Guran hat die Aufklärung zu geben. Den Escadrons-Commandanten, mit Ausnahme Fiedlers und Gaspars, der zu Fiedler hielt, sagte ich, sie mögen Guran nicht erwähnen, weil ich Alles auf mich nehme, denn ich will mich auf keinen Untergebenen ausreden. Der Brigadier machte an das Corps-Commando eine dienstliche Meldung und schrieb gleichzeitig an Graf Thun einen Privatbrief. In beiden sprach er seine Ueberzeugung aus, daß nichts Unehrliches oder Betrügerisches vorliege; doch auch Fürst Taxis fehlte dadurch, daß er in seiner Meldung nicht hervorhob, daß vor Allem Rittmeister Guran zur Aeußerung verhalten werden müsse. Auch er hielt ein gerichtliches Verfahren für ausgeschlossen.

Dieser Fall gab dem Generalstabschef, der mich haßte,*) die willkommene Gelegenheit, eine infame Schufterei in Scene zu setzen, welche in das Mittelalter, in die Zeit der Inquisition gepaßt haben würde. Dem Feldmarschall-Lieutenant Graf Thun will ich keinen Vorwurf machen, denn dieser war nur die an der Schnur gezogene Puppe. Beim Corps-Commando wurde das V e r b r e c h e n d e r U m g e h u n g d e r M u s t e r u n g construirt, worauf Cassation und mehrere Jahre Festung festgesetzt sind, wobei aber ein Betrug vorliegen muß, was der Generalstabschef sehr gut wußte, daß

---

*) Weil ich Greiner vorgezogen und schneller als er, der Generalstabschef, Oberst wurde.

es nicht der Fall war, denn die Meldung und der Brief des Fürsten Taxis, mein Vorleben, mein Renommée und der Abgang jedes Motives sprachen dagegen, ich war finanziell geordnet und in wohlhabenden Verhältnissen.

Graf Thun ging zu Seiner Majestät, der wohl erstaunt gewesen sein soll, aber dennoch den Darstellungen Glauben schenkte und den Befehl zur strengsten Untersuchung und eventueller Bestrafung gab. Im Kriegsministerium fand Generalauditor Dratschmidt, ein streng correcter Charakter, daß es höchstens Mißbrauch der Amtsgewalt sein könne, weil, nach der Actenlage, das Betrugsfactum fehle. Auf diese Ansicht hinaus wurde ich suspendiert, kam in die Untersuchung nach Wien am Salzgries.

Oberstlieutenant Greiner kam in wenigen Tagen schon an meine Stelle.

Es geschah wiederholt, daß das Kriegsministerium jenen Regimentern, welche in Monturen gut standen, Monturen abführen ließ, entweder um einem anderen Regimente aufzuhelfen, oder um Neuformationen auszurüsten. Aus diesem Grunde wurden oft Monturen verheimlicht, weswegen Alle in der ganzen Armee glaubten, daß dies auch bei mir der Fall war, was aber durchaus nicht zutraf, denn ich war grundsätzlich gegen alle unrichtigen Ausweise und jede Mauschlerei. Als ich schon in der Untersuchung war, ging Feldmarschall-Lieutenant Graf Coudenhove, der zweite Generaladjutant des Kaisers, diese hochedle Natur, zur Audienz und sagte: „Eure Majestät, wenn dem Obersten etwas geschieht, so bitte uns Alle einsperren zu lassen!"

Anfangs staunte der untersuchende Auditor, daß ich gerichtlich untersucht werde, wie oft äußerte er sich, daß dieser Fall disciplinariter zu erledigen war; als er aber im Kriegsministerium gehört hatte, daß Seine Majestät auf mich sehr böse sei und die größte Strenge angeordnet habe, sang er in einer ganz anderen Tonart. Trotzdem konnte mit dem besten Willen kein Verbrechen gefunden werden, aber das Vergehen belegte er mit einer möglichst strengen Strafe, mit vier Monaten Profoßen; dies traf mich, der selbst in der Akademie nie bestraft wurde. Ich und die drei Rittmeister erwähnten Guran nicht, aber Fiedler und Gaspar sprachen von ihm und seinen Anordnungen. Es bleibt mir daher ganz unbegreiflich, warum Rittmeister Guran nicht citirt und vernommen wurde, wenigstens hörte ich nie von dessen Vernehmung.

Die Beisitzer, Nullen, stimmten stets kritiklos dem Auditor bei, besonders seit sie die Stimmung Seiner Majestät erfahren hatten. Bei dem jetzigen Militärgerichtsverfahren kann die größte Ungerechtigkeit geschehen, denn Niemand ist unabhängig und die Meisten wollen Oben gefallen. Es ist höchste Zeit, daß das neue Militärstrafgesetz das Licht der Welt erblicke.

Rittmeister Guran besuchte mich nach Abschluß der rasch durchgeführten Untersuchung und sagte, er habe die zwei besseren Monturen ins Inventar und ins Magazin nehmen und nur die geflickte, im täglichen Gebrauche befindliche Kasernmontur aus dem Inventar streichen lassen, ganz correct, was auch factisch bei seiner Escadron so durchgeführt wurde.

Die Strafe wirkte erschütternd; nie hätte ich gedacht, daß ich je mit Gerichten in Collision kommen könnte, denn ich fühlte mich stets spiegelblank in meinem ganzen Gebaren. Die Gemüthskränkung machte mich ernstlich krank, würde meine vortreffliche Frau nicht meinen moralischen Muth gehoben und mich physisch gepflegt haben, ich wäre gewiß damals drauf gegangen; die Beste der Frauen, die mir in allen Lagen des Lebens stets helfend zur Seite stand, verließ mich damals keinen Moment. Nach sieben Wochen fand mich Oberst Baron Blasits, aus der Militärcentralkanzlei, der mich täglich besuchte, so krank, daß er Excellenz Graf Crenneville unter Anderem sagte: „Excellenz, wollen doch nicht seinen Tod." Worauf mir Seine Majestät zwei Monate meiner Strafe allergnädigst nachsah. Als krank ging ich mit meiner Frau nach Hietzing zu meinem Vater, der noch lebte. Es zeigte sich, daß ich Geschwüre im Magen habe. Ich konnte Nichts, selbst kein Wasser mehr vertragen. Professor Opolzer gab mich auf. Als ich mich im Bette nicht mehr allein umkehren konnte, rieth eine Freundin meiner Frau, mir abgerahmte sauere Milch, anfangs löffelweise zu geben. Dies war die erste Nahrung, welche ich behielt. Meine sonst gesunde Natur erholte sich schnell, jedoch konnte ich lange Zeit hindurch nichts als abgerahmte sauere Milch und Pillen von rohem Fleische vertragen. Während dieser Zeit wurde ich als zweiter Oberst zum Husaren-Regiment Nr. 11 eingetheilt.

Nach circa sechs Wochen konnte ich mich bei Seiner Majestät für die theilweise nachgesehene Strafe bedanken. Der Kaiser empfing mich freundlich und sagte dem Sinne nach: „Ich sah ihr Regiment

an, war sehr zufrieden nnd überzeugte mich, daß nur ihre Hand die Ausbildung der Officiere und Unterofficiere bewirkte; seien Sie überzeugt, daß das erste Regiment, welches frei wird, Sie erhalten."

Kaum war Greiner Regiments-Commandant geworden, so suchte Graf Thun über Drängen seines Generalstabschefs, Seine Majestät zu veranlassen, das Regiment anzusehen; der Kaiser ließ die Escadronen, dann die Divisionen, endlich das Regiment exerciren; Escadronen und Divisionen famos, das Regiment aber unter Greiner's Führung, der diese damals noch nicht verstand, warf total um. „Wer einem andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein."

Nach meiner Genesung rückte ich zum Husaren-Regiment Nr. 11 ein, wo ich als zweiter Oberst blind, taub und faul war, um meinem Regiments-Commandanten nicht unangenehm zu werden; schon nach kurzer Zeit wurde ich Regiments-Commandant beim Husaren-Regiment Nr. 6, welches in Bochnia lag. Damals sah es schon recht kriegerisch aus. Ich werde vor Allem meine Erzählung fortsetzen, wie es zum Feldzuge 1866 kam, obwohl beide Monarchen aufrichtig und ernstlich den Frieden wollten.

Vom Gasteiner Vertrag bis zur Kriegserklärung.

Bismarck bedurfte zur Durchführung seiner Pläne die Neutralität Rußlands, deren er sicher war, und jene Napoleon's, den er persönlich im Oktober 1865 in Biarritz aufsuchte. Napoleon hoffte, beim Kriege zwischen den beiden deutschen Großmächten für Frankreich etwas herauszuschlagen, Belgien oder die Rheingrenze. Napoleon und Bismarck bemühten sich redlich, sich gegenseitig zu überlisten, doch konnte Bismarck die Gedanken des Kaisers nicht ergründen und in das Geheimniß seiner Politik eindringen. Keiner von beiden wollte sich binden, sie kamen nur darin überein: man müsse die Ereignisse nicht machen, sondern reifen lassen, und stellten bloß fest, daß, wenn ein Einvernehmen von Seite Preußens erwünscht wird, der König dem Kaiser selbst schreiben soll. Heimgekehrt, machte Bismarck noch einen Versuch, Oesterreich zum freiwilligen Aufgeben der Herzogthümer zu bestimmen.

Im November 1865 bot Preußen Oesterreich eine Geldablösung an, was ebenso refusirt wurde wie der gleichzeitige Vorschlag Italiens, Venetien für 1000 Millionen Lire zu erwerben.

Anfänglich bestand in Schleswig-Holstein das beste Einvernehmen zwischen Oesterreich und Preußen, doch änderte sich dasselbe nach Bismarcks geheimnißvoller Reise nach Biarritz, noch mehr wegen eines Handelsvertrages zwischen Preußen und Italien (31. Dezember 1865) und der Verleihung des Schwarzen Adler-Ordens an König Viktor Emanuel (29. Jänner 1866).

Feldmarschall-Lieutenant Gablenz, der österreichische Statthalter in Holstein, lockerte nun die Zügel, die Zeitungen nannten den Augustenburger „Se. Hoheit der Herzog", dessen Gemahlin wurde auf einer Reise überall feierlich empfangen und ihr gehuldigt. Preußen sah darin die gefährlichsten Attentate auf des Königs Rechte, wichtig für Bismarck, weil hiedurch die conservative Partei Preußens, die Armee und der König gereizt und verletzt wurden. Eine von Gablenz erlaubte Volksversammlung schloß mit einem dreifachen Hoch auf den rechtmäßigen geliebten Herzog Friedrich. Der König darüber wüthend, ließ nach Wien eine Depesche mit der Anklage senden, daß Oesterreich Mittel der Aufwiegelung gegen Preußen in Bewegung setze. Diese Depesche schloß: Preußen nehme, wenn Oesterreich seinen Beschwerden nicht Rechnung trage, für seine Politik volle Freiheit in Anspruch. Oesterreich lieferte Bismarck die besten Gründe, um den zögernden König für den Krieg zu gewinnen.

Mit der Schöpfung eines engeren Bundes unter Führung Preußens war der König stets einverstanden, nur wegen des Krieges war er mit sich selbst im Kampfe, doch beweist der Verlauf des am 28. Februar vom König einberufenen Ministerrathes, daß der König schon die Bahn betrat, auf die Bismarck ihn zu führen trachtete. Alle, Bismarck an der Spitze, ebenso Moltke und Manteuffel, mit Ausnahme des Finanzministers und des Kronprinzen, erklärten, der Krieg sei unausweichlich, falls Oesterreich nicht freiwillig aus den Herzogthümern weiche. Der König äußerte: „Der Besitz der Herzogthümer sei eines Krieges werth. Er wünsche wohl den Frieden, sei aber, wenn es sein müsse, zum Kriege entschlossen, welchen er, nachdem er Gott gebeten, ihm den richtigen Weg zu zeigen, für einen gerechten halte." Letzteres eine jener eingebildeten Inspirationen, wie sie die Bibel und das Evangelium auch erzählen. Unmittelbar

nach dem Ministerrathe wurden ernstliche Unterhandlungen mit Frankreich und Italien begonnen. Ueber letztere beruhigte der König sein Gewissen, weil sie ihn zu nichts verpflichteten, solange er an Oesterreich kein Ultimatum stellte. Die Verhandlungen mit Frankreich und Italien blieben solange als nur möglich geheim. Durch Buol's Politik befand sich Oesterreich isolirt, und nach dessen Rücktritt war Oesterreichs Politik schwankend, je nach dem Einflusse der wechselnden Minister. Schmerling und Rechberg gingen von einem bestimmten Gedanken aus, während Graf Esterhazy das Staatsschiff nicht dauernd nach einer Richtung lenkte, es wurde von entgegengesetzten Hoffnungen und Befürchtungen hin und her geworfen.

Wer an das sprichwörtliche Glück Oesterreichs glaubte, das schon wiederholt an den Rand des Abgrundes gedrängt war, die jüngeren Officiere und die öffentliche Meinung schreckten vor einem Doppelkriege nicht zurück, umsomehr, als der patriotische Stolz sich dagegen empörte, dem geringgeschätzten Preußen in Deutschland zu weichen, noch mehr aber, Italien eine schöne Provinz kampflos abzutreten. Unser Kaiser war in seinem Innern derselben Ueberzeugung. Kein Wunder, daß diese Ansicht nach manchem Schwanken siegreich blieb.

Graf Mensdorff und die hohen Generäle waren anderer Meinung, sie hielten unsere Armee für einen gleichzeitigen Kampf im Norden und Süden nicht gewachsen, Mensdorff wollte lieber die Herzogthümer fahren lassen, um Venetien zu retten, jedoch Graf Esterhazy, welcher das Ohr des Kaisers besaß, war maßgebend. Er besaß wohl die Fähigkeit, alle Wege zum Kriege und zum Frieden sammt ihren Folgen zu überdenken, er war aber ein Haarspalter, eine von Zweifeln hin und her geworfene Natur, ein Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle, dem die Aufrechterhaltung der Gewalt der alten Dynastien über die Wünsche der Völker ging, ein Diplomat der alten Schule, der weit davon entfernt war, an eine Reform des deutschen Bundes im nationalen Sinne zu denken, dem Landgewinn für Oesterreich, etwa Schlesien, sein höchstes Ziel war. Er besaß kein Bild von Deutschlands Zukunft, weil seine Ideale in der Vergangenheit lagen, und so kam es, daß Oesterreich ohne Programm für die deutschen Angelegenheiten in den Krieg 1866 ging.

In Wien drängte der in Staatsgeschäften unerfahrene Ministerpräsident Graf Belcredi an der Spitze der Wiener Kriegs-

partei auf die Entscheidung durch die Waffen, weil er es für unerträglich fand, daß die deutsch-katholische Vormacht von Preußen diplomatisch angegriffen werde. Es entstand sogar eine Spannung zwischen Esterhazy und Belcredi, weil letzterer die äußere Politik unentschlossen fand, und ganz mit Biegeleben übereinstimmte, daß ein Bund mit den deutschen Mittelstaaten gegen Preußen zu schließen sei. Biegeleben drängte Mensdorff und Esterhazy durch eine Note in seinem Sinne, welche in den ersten Märztagen eigentlich gegen den Willen Mensdorff's an Karolyi abging, wieder einen Schritt nach vorwärts. Karolyi sollte Bismarck erklären, daß Oesterreich sich in Schleswig-Holstein kein Definitivum abtrotzen lassen werde, welches seinen Interessen zuwiderlaufe.

Nach Wien kam die Meldung, daß am 14. März der italienische General Gavone nach Berlin komme, um die preußischen Heereseinrichtungen zu studiren. Ein Märchen für Kinder. Nichts hat den Wiener Hof so sehr erbittert, als der Verdacht von Unterhandlungen mit Italien. Unter diesem Eindrucke fanden die ersten militärischen Verhandlungen in Wien statt, zu welchen auch die Commandirenden aus den Provinzen zugezogen wurden. Für die Rüstungen und Entwürfe waren Kriegsminister Frank und der Chef des Generalstabes Henigstein verantwortlich. Beide, mit dem Minister des Aeußern, Feldmarschall-Lieutenant Graf Mensdorff, sahen ihre Pflicht in der unterwürfigen Hingebung in den Willen des Kaisers, mannhafte Offenheit, der Ausdruck einer festen Ueberzeugung war ihnen fremd. Kriegsminister Frank, ein unermüdlich fleißiger Arbeiter, hatte damals ein Halsübel, wodurch dem Generalstabschef Feldmarschall-Lieutenant Henigstein die führende Rolle zufiel. Henigstein war geistreich, beißend sarkastisch, mit mehr zersetzendem als positiv leistendem Verstande, ein amüsanter, witziger Causeur, mit einnehmenden, geselligen Formen, und vornehmen, gewandten Auftreten. Als Generaladjutant in der italienischen Armee gewann er Benedek so sehr für sich, daß dieser ihn zum Generalstabschef der Armee gegen seinen eigenen Willen vorschlug, wozu ihm die Befähigung fehlte, denn er hatte keine tiefere militärische Bildung, er war mehr Diplomat als Soldat.

Feldmarschall-Lieutenant Henigstein hatte für den Kriegsfall den Entwurf der ersten Aufstellung und der Operationen der Armee vorzulegen, womit er Oberstlieutenant Neuber, Professor in der Kriegsschule, betraute. Nachdem das Heer nicht schlagfertig war, und es Monate

bis zu dessen Kampfbereitschaft dauern konnte, so wollte Neuber die Armee bei Olmütz unter dem Schutze der Festung sammeln, womit aber Erzherzog Albrecht nicht einverstanden war. Dieser meinte, die Armee soll im böhmischen Bergkessel auf dem kürzesten Wege nach Berlin ihre Aufstellung nehmen, so wie 1850 Radetzky und Heß es thaten.*) Damals hatten wir aber einen Vorsprung gegenüber den Preußen, was 1866 umgekehrt der Fall war.

Die Armee hätte während ihrer Sammlung und Instandsetzung in Böhmen aufgerieben werden und ein Flankenmarsch der Preußen von Breslau über Olmütz nach Wien sogar sie von Wien abschneiden können."

Es handelte sich um die Wahl des Leiters der Operationen, wozu Henigstein trotz seiner officiellen Stellung die Befähigung fehlte. Erzherzog Albrecht rieth Generalmajor Krismanič an, ein Unglück für die Armee, an dem der Erzherzog durch seinen Rath mitschuldig wurde. Ich diente als Generalstabs-Hauptmann beim 9. Armeecorps wo Krismanič Generalstabschef war, nie machte er mir einen hervorragenden Eindruck, auch keines Gelehrten, sondern bloß eines studirten Büfflers voll Pedanterie, ohne jeden Schwung und höherer Auffassung. Er übernahm ohne Bedenken die Leitung der Operationen, und verfaßte eine lange Denkschrift über die böhmischen Schlachtfelder. Gegen Neuber's Denkschrift erhob er keine wesentliche Einwendung. Bei den fortgesetzten militärischen Berathungen kam es nie zur politischen Kernfrage, ob Krieg oder Frieden vorzuziehen sei. Es kam die Ueberlegenheit des Zündergewehres und unsere langsame Mobilisirung zur Sprache, besonders Gablenz machte auf das Wagniß eines Krieges aufmerksam.

Die Generäle waren nicht angriffslustig, wie die Berathungen zeigten, die Gebote der Ehre, die Traditionen des Staates waren oft die einzigen angeführten Momente. Aus solchen Empfindungen heraus wurde der Beschluß gefaßt, folgende Anfrage an Preußen zu stellen, welche die Friedensliebe Oesterreichs ins hellste Licht setzte. Die Frage lautete: „Ob der Berliner Hof sich wirklich mit dem Gedanken trage, den Gasteiner Vertrag mit gewaltsamer Hand zu zerreißen und den grundsätzlich verbürgten Frieden zwischen deutschen Bundesstaaten zu brechen?" Eine zwecklose Frage, denn

*) Auch Oberstlieutenant Beck machte einen Operationsplan, aber im Sinne des Erzherzogs Albrecht.

Preußen konnte kriegerische Pläne leugnen und sie trotzdem weiter verfolgen. Der Grundgedanke der Frage war, daß im Falle einer unbefriedigten Antwort Oesterreich sich an den deutschen Bund wenden wollte.

Karoly gab am 16. März die Anfrage an Bismarck mit der Versicherung ab, daß sie keine Provocation sei, worauf Bismarck mit einem entschiedenen „Nein" antwortete. Diese Antwort beruhte insofern auf Wahrheit, als sie den Willen des Königs ausdrückte. Nun ließ Bismarck in den Zeitungen über Märsche der österreichischen Truppen und andere Kriegsvorbereitungen berichten und hervorheben, daß, während Preußen in tiefstem Frieden lebe, derselbe von Österreich bedroht werde. Oesterreich verbot den Zeitungen, über Truppenmärsche zu schreiben, Preußen hingegen stellte es den Zeitungen frei, wodurch Oesterreich ins Unrecht gesetzt wurde.

Bismarck kündigte den deutschen Staaten an, sich auf das Jahr 1850 berufend, Preußen müsse zu seiner Vertheidigung rüsten und frug dieselben, was sie zu thun gedenken, falls Oesterreich angreife. Außerdem verkündete er mittelst eines Rundschreibens: Preußen sei, da der gegenwärtige Zustand Deutschlands nicht mehr zu seiner und des Bundes Sicherheit genüge, mit der Reform der deutschen Bundesverfassung beschäftigt.

Infolge der österreichischen Rüstungen, welche aber übertrieben wurden, fand in Berlin am 28. März ein Ministerrath statt, in welchem Moltke die Lage in düsteren Farben schilderte und schließlich seinen Zweck, zu rüsten, teilweise erreichte, nämlich die vollzählige Bespannung der Batterien, eine theilweise Erhöhung des Friedensstandes und die Armierung der Festungen an der Südgrenze Preußens. Bismarck und Roon brachten den König noch am 29. März (vor Ostern) dazu die Rüstungsbefehle zu unterschreiben und weil Roon ein Schwanken des Königs befürchtete, expedirte er die Befehle sogleich, was sich auch als praktisch erwies.

In diesen aufregenden Zeiten geschahen die Verhandlungen mit Italien. Dieser Vertrag hatte eine sehr schwere Geburt, denn keiner traute dem anderen, und hätte Napoleon Italien nicht zum Vertrage gerathen, weil er durch den Krieg Vortheile für Frankreich hoffte und Italien Venetien verschaffen wollte, so wäre es nie zum Vertragsabschlusse gekommen, durch welchen Italien drei Monate gebunden, Preußen hingegen frei blieb, denn wenn Preußen angriff,

mußte es auch Italien thun, dagegen, wenn Italien zuerst angreifen sollte, war Preußen nicht verpflichtet, beizuspringen.

Am 3. März traf das in Biarritz verabredete eigenhändige Schreiben des Königs bei Napoleon ein. Graf Goltz sollte die Ziele Preußens offen entwickeln und von Napoleon den Preis erfahren, um welchen er zustimme. Dem Grafen Goltz gelang dies nicht; denn Napoleon schwieg. Es wurden wohl verschiedene Eventualitäten besprochen, welche durchblicken ließen, daß er Hunger auf belgisches und deutsches Gebiet verspüre, aber er verrieth die Größe seines Appetites nicht. Er wollte freie Hand behalten und vorerst die Zerfleischung beider deutschen Großmächte abwarten, um später als Schiedsrichter sein Gewicht in die Waagschale zu werfen, ohne durch das Versprechen, neutral zu bleiben, gehindert zu sein. Dies war für Preußen sehr beunruhigend, denn das mögliche Erscheinen der Franzosen am Rhein, während die Preußen in Böhmen standen, konnte zu einer Katastrophe führen. Graf Goltz erhielt den Auftrag, jedes Gespräch über Abtretung deutschen Gebietes zu vermeiden, dagegen ließ Bismarck durch italienische Unterhändler Napoleon unverbindliche Hoffnungen vorgaukeln.

Die Noten flogen von beiden Seiten hin und her. Ueber das Eintreffen der österreichischen Noten mit beißenden Anklagen freute sich Bismarck jedesmal, weil es ihm Gelegenheit gab, den König zu hetzen, indem er ihm sagte, Oesterreich demüthige Preußen, sowie in den Tagen von Olmütz. Am 5. April erklärte Bismarck in einer Antwortsnote kühl, „Oesterreichs Rüstungen seien an der Kriegsunruhe Schuld, dem König liege nichts ferner, als ein Angriffskrieg". Jedenfalls ist gewiß, daß der italienische Vertrag ein Akt der Feindseligkeit war, der alles, was Oesterreich that und die preußische Empfindlichkeit verletzte, in den Schatten stellte.

Bismarck hielt die Zeit für gekommen, die öffentliche Meinung zu versöhnen, ihr seine Pläne zu enthüllen und zu zeigen, daß nicht Länderwerb allein der Zweck des Krieges sei, sondern die Macht und Einheit Deutschlands, daß er, Bismarck, im Dienste einer großen, die Geister bewegenden Idee handle. Doch Eile that noth, denn Italien war blos drei Monate gebunden.

Schon am Tage nach dem Abschlusse des italienischen Vertrages am 9. April ging Preußens Antrag wegen des deutschen Parlamentes an die Bundesversammlung und lautete dem Sinne

nach: „Der Bundestag solle ein deutsches Parlament berufen, welches aus directen Wahlen und aus dem allgemeinen Stimmrechte hervorzugehen habe. Der Bundestag habe den Tag des Zusammentrittes der Nationalversammlung zu bestimmen. Die Regierungen hätten sich zuvor über die neue Verfassung Deutschlands zu verständigen; dieses Grundgesetz wäre dem Parlamente zur Beratung vorzulegen." Ausführlich war die Begründung des Antrages; ihr Kernsatz lautete: „Wenn Deutschland in derjenigen Verfassung, in welcher es sich gegenwärtig befindet, großen europäischen Krisen entgegengehen sollte, so wird es entweder der Revolution oder der Fremdherrschaft verfallen." Gleichzeitig wurde eine geheime Unterhandlung mit Bayern eröffnet. Preußen wollte Oesterreich aus dem Bunde ausschließen und durch Bayern als Vormacht der Südstaaten ersetzen. Der König von Bayern sollte das Commando über die Corps der Südstaaten übernehmen.

Das allgemeine Wahlrecht durch den verhaßten Junker Bismarck verblüffte. Die Demokraten mißtrauten, das liberale Bürgerthum fürchtete den Verlust seiner parlamentarischen Macht, die Conservativen waren aufs tiefste erschüttert. Infolge des inneren Zustandes Preußens, allgemeines Mißtrauen, daß dieser Antrag nicht ernst gemeint sei. Ein gleicher Antrag von einer populären preußischen Regierung hätte nicht allein ganz Deutschland, sondern ganz Europa elektrisirt.

Bismarck wollte die ihm unbequemen Ansprüche des dritten Standes durch die untersten Volksschichten eindämmen und wurde dadurch über das Eintreten der unteren Volksschichten beruhigt, daß Napoleon dem allgemeinen Wahlrechte gefügige Parlamente verdankte. Bismarck hoffte durch den Antrag des deutschen Parlamentes seine moralische Stellung zu verbessern und dem ihm mit Widerstreben folgenden Könige zu beweisen, daß seine äußere Politik den inneren Widerstand in Preußen überwinden könne.

Seit dem Schleswig-Holsteiner Krieg hatte Bismarck Glück, Alles gelang ihm nach Wunsch, nur bei Hofe und im preußischen Volke fand er Widerstand, nun aber schien ihm das Glück den Rücken zu kehren. Bayern schlug die ihm gemachte Proposition aus, das alte Zauberwort vom deutschen Parlamente versagte seine Wirkung, denn man glaubte, Bismarck greife bloß in der Noth, ohne ernsten Willen, in die Rüstkammer seiner Gegner. Auch war Preußens Antrag lückenhaft, von dem Inhalte der künftigen Verfassung keine Rede.

Eine wirkliche Gefahr drohte von Paris aus, denn alles drehte sich darum, ob Napoleon neutral bleibe, und gerade dieses wurde immer zweifelhafter. Nichts hemmte Bismarck mehr an seinem kühnen Vorschreiten, als die Hinweise des Grafen Goltz auf die drohende Gefahr, welche auch auf den König einen tiefen Eindruck machten. Vergebens versuchte Moltke den König zu überzeugen, daß es für Preußen vortheilhaft sei, sobald als möglich loszuschlagen, um den Vortheil der schnelleren Mobilisirung auszunützen.

Ein Vortrag Moltke's an den König vom 14. April schloß: „Nur dürfen wir, wenn wir einmal mobil machen, den Vorwurf der Aggression nicht scheuen. Jedes Zuwarten verschlimmert unsere Lage ganz entschieden."

Am 7. April wurde das Berliner Cabinet durch eine friedlich lautende Note Oesterreichs überrascht. Unser Kaiser gab sein Wort, nicht daran zu denken, Preußen anzugreifen, nur wollte er, daß die am 29. März verfügten kriegerischen Vorbereitungen zurückgenommen werden. König Wilhelm wollte, daß in friedlichem Sinne geantwortet werde, damit er nicht als Friedensstörer angesehen werde. Bismarck war damals krank, dadurch dem Einflusse auf den König entrückt. Der König hat den ihm von Bismarck gesendeten Entwurf der Antwortsnote zweimal gemildert, wodurch die preußische Note, welche am 15. April nach Wien abging, einen versöhnlichen Schluß erhielt, nämlich, daß Preußen bereit sei, seine Rüstungen rückgängig zu machen, wenn Oesterreich dasselbe thue.

Graf Mensdorff setzte seinen ganzen Einfluß ein, die Friedenshoffnung festzuhalten, und mit Ermächtigung des Kaisers wurde in verbindlichen Sätzen geantwortet: „Oesterreich erklärte am 18. April aufs formellste, daß es bereit sei, alle Truppenverschiebungen, durch welche sich Preußen beunruhigt fühlte, rückgängig zu machen, wozu es den 25. April als den Tag ins Auge faßte, an welchem die Befehle zur Abrüstung ergehen könnten. Es war selbstverständlich, daß der Wiener Hof sich eine bindende Zusage des Königs von Preußen ausbedang, daß auch er die einberufenen Mannschaften an demselben oder am nächsten Tage in die Heimat entlassen werde. Dieses Angebot traf die Pläne des preußischen Ministerpräsidenten empfindlich. Er gab zu, daß es schwer sei, das Angebot Oesterreichs abzulehnen; aber wenn der König seinen Rath befolge, so werde Preußen wenig-

stens die Pferde behalten, welche zur Kriegsbereitschaft der Artillerie gekauft waren. Im Nothfalle, meinte er, könne man die Rüstungen der Mittelstaaten zum Vorwande nehmen, um diese wichtigste aller Rüstungsmaßregeln nicht rückgängig machen zu müssen. An dem Abende, an dem die österreichische Depesche in Berlin ankam, besuchte der König seinen kranken Minister, welcher durchsetzte, daß kein bestimmter Abrüstungstag in der preußischen Antwort angegeben wurde.

Die Kunde dieser Noten eilte durch ganz Europa, die Völker nördlich der Alpen athmeten wieder froh auf, die Italiener aber, welche den Krieg wollten, waren desperat. Bismarck hielt es für einen schweren Fehler, daß Preußen abrüste, ohne jeden diplomatischen Erfolg. Denn ebenso hatte Preußen im Jahre 1850 und während des Krieges in Italien im Sommer 1859 sein Heer verstärkt, ohne dann einen Finger zu rühren. Er meinte, die Welt gewöhne sich daran, daß von Berlin aus nur leere Drohungen ausgingen. Auch aus Gründen der inneren Politik hielt er es für bedenklich. Von einem anderen Gesichtspunkte ging der König aus, er wollte ein gutes Gewissen haben, wenn er sein Volk zum Kampfe aufbot. Es war für den Eindruck der preußischen Politik auf Europa wichtig, daß der König Wasser in den brausenden Wein Bismarck's goß.

* * *

Um halbwegs eine Erklärung für die Entwicklung der Ereignisse zu finden, muß in die Stimmungen der Regierungs- und Bevölkerungskreise Oesterreichs, sowie Italiens prüfend eingegangen werden. In Oesterreich war im April die Erbitterung namentlich der Deutschen gegen Preußen sehr gewachsen, weil der Staat, an dem sie mit Liebe hingen, durch ungerechten Angriff bedroht war und im Falle des preußischen Sieges vom deutschen Mutterlande losgerissen würde. Die Deutschen in Oesterreich verabscheuten ausnahmslos Bismarck. Bei den Slaven gesellte sich zum Hasse gegen Preußen noch der gegen alles Deutsche. Auch die Magyaren, obwohl kühl seitwärts stehend, wünschten Krieg, in der Hoffnung der Erfüllung ihrer nationalen Wünsche. Auch nicht eine Stimme in ganz Oesterreich erhob sich für die kampflose Preisgebung der überragenden Stellung in Deutschland, selbst so friedliebende Männer wie Graf Mensdorff wiesen diesen Ausweg von sich.

Der Generalstab drang stets auf Rüstungen, damit man nicht vom Feinde überrascht werde. Es war schon am 8. April beschlossen worden, eine neue Aushebung von 85.000 Mann anzuordnen, doch verschob man die Ausführung, um nur nicht als angriffslustig zu erscheinen. Aber man mußte, da in Preußen schon am 29. März die Armierung der Grenzfestungen befohlen war, mit der gleichen Maßregel folgen. Dem Vorgange Preußens entsprechend, zum Theile darüber hinausgehend, wurde die Feldartillerie auf den Kriegsfuß gesetzt, die Bespannung des Armeeparks vorgeschrieben. Gerade zur Zeit, da freundlichere Nachrichten aus Berlin eintrafen, machte der österreichische Generalstab die Beobachtung, daß in Italien die Rüstungen mit erhöhtem Eifer betrieben wurden. Italien war in sehr bedeutendem Vorsprunge gegen Oesterreichs bescheidenen Rüstungen. Trotz aller Geringschätzung des neu geschaffenen italienischen Heeres konnte diese Uebermacht den österreichischen Truppen gefährlich werden. Gleichzeitig mit der Verstärkung des Standes gingen in Italien starke Truppenverschiebungen von Süden gegen die Grenze Venetiens vor sich. Die italienischen Generäle hielten es für nothwendig, 16 Divisionen zum Angriffe zusammenzuziehen, das Doppelte unserer Macht. Das waren ganz andere Rüstungen als jene nördlich der Alpen, welche großes Aufsehen nicht nur in Oesterreich, sondern in ganz Europa verursachten.

Gerade in den Tagen, da man in Wien der Antwort harrte, ob Preußen gleich Oesterreich vom 25. April ab mit der Abrüstung beginnen wolle, stürmten diese Nachrichten aus Italien auf den österreichischen Generalstab ein. Infolge dessen überreichte Henikstein dem Kaiser am 20. April eine Denkschrift, in welcher auf die Blößen des Reiches in Nord und Süd hingewiesen wurde. Es sei, wenn man den Doppelkrieg mit Ehren bestehen wolle, höchste Zeit, die Armee auf den Kriegsfuß zu setzen. Der schwache Punkt der österreichischen Heeresorganisation, die Entfernung der Regimenter von ihren Ergänzungsbezirken, gebe Preußen einen Vorsprung von vier Wochen; Italien beginne bereits in großem Maßstabe mit der Einberufung von Mannschaften. Der Generalstab rieth somit dringend, die Mobilisirung der Armee anzuordnen. Dem Generalstabe wurden hinterher Vorwürfe gemacht. Ich finde aber, daß es seine Schuldigkeit war, den militärischen Verhält-

nissen Geltung zu verschaffen, an der Diplomatie lag es, zu entscheiden. Aber auch die Diplomatie kannte den Vertrag zwischen Preußen und Italien nicht, sonst wäre sie ruhig geblieben, weil Italien es nicht wagen konnte, zuerst anzugreifen. Auch darf nicht vergessen werden, daß unser Kaiser auf die Politik einen mächtigen Einfluß ausübte, daß man sich in die Vorgänge seiner Seele hineindenken muß, daß aber das Maß seines genommenen Einflusses bis jetzt vollkommen unbekannt ist, weil seine Gestalt und sein Wesen vor dem profanen Beurtheiler verhüllt bleibt.

So viel ist aber gewiß, daß vor allem die Antwort Preußens einige Tage hätte abgewartet werden sollen, für die Uebereilung, daß dies nicht geschah, gibt es keine Entschuldigung. Graf Mensdorff war wie vom Blitze gerührt, als der Kaiser ihm die Denkschrift am 20. April übergab, in welcher der Generalstab die Mobilisirung betrieb. Noch am selben Tage gab er sein Gutachten ab, in dem er nachdrücklichst zur Besonnenheit mahnte. Er verlangte wenigstens so lange Aufschub, bis von Berlin Antwort auf den Abrüstungsvorschlag Oesterreichs angelangt sei. Doch vergebens, mit unheimlicher Schnelligkeit fiel die Entscheidung. Von einem Berichterstatter, welcher es wissen kann, wird erzählt, wie dies kam. Ein Ministerrath wurde abgehalten, in welchem Mensdorff seine Bedenken gegen die Mobilisirung entwickelte. Alles kam auf die Meinung Esterhazy's an, doch dieser hatte sich krank melden lassen, um sich der Verantwortung zu entziehen. Die übrigen Minister aber standen unter seinem Einflusse und handelten in seinem Sinne, als sie die Mobilisirung gegen Italien beschlossen. Ohne Säumen ging man an die Vollstreckung dieses Beschlusses. Am 21. April wurde der Befehl zur Mobilisirung der Südarmee ausgefertigt. Das beängstigende Bewußtsein der Unzulänglichkeit der Heeresorganisation trieben zur That. An demselben Tage wurde Benedek zum Befehlshaber der Truppen im Norden, Erzherzog Albrecht im Süden ernannt. So unvermittelt kamen diese Anordnungen, daß damit der früher reiflich erwogene Mobilisirungsplan über den Haufen geworfen wurde. Wie wenn der Feind im Süden schon ins Land bräche, wurde alle Kraft schleunigst zur Aufstellung der italienischen Armee aufgeboten. Unmittelbar nach diesen Ausfertigungen kam die vom 21. April datirte Antwort von Preußen, welche der Abrüstung zustimmte, ohne Angabe eines Anfangs-

Der Generalstab drang stets auf Rüstungen, damit man nicht vom Feinde überrascht werde. Es war schon am 8. April beschlossen worden, eine neue Aushebung von 85.000 Mann anzuordnen, doch verschob man die Ausführung, um nur nicht als angriffslustig zu erscheinen. Aber man mußte, da in Preußen schon am 29. März die Armierung der Grenzfestungen befohlen war, mit der gleichen Maßregel folgen. Dem Vorgange Preußens entsprechend, zum Theile darüber hinausgehend, wurde die Feldartillerie auf den Kriegsfuß gesetzt, die Bespannung des Armeeparks vorgeschrieben. Gerade zur Zeit, da freundlichere Nachrichten aus Berlin eintrafen, machte der österreichische Generalstab die Beobachtung, daß in Italien die Rüstungen mit erhöhtem Eifer betrieben wurden. Italien war in sehr bedeutendem Vorsprunge gegen Oesterreichs bescheidenen Rüstungen. Trotz aller Geringschätzung des neu geschaffenen italienischen Heeres konnte diese Uebermacht den österreichischen Truppen gefährlich werden. Gleichzeitig mit der Verstärkung des Standes gingen in Italien starke Truppenverschiebungen von Süden gegen die Grenze Venetiens vor sich. Die italienischen Generäle hielten es für nothwendig, 16 Divisionen zum Angriffe zusammenzuziehen, das Doppelte unserer Macht. Das waren ganz andere Rüstungen als jene nördlich der Alpen, welche großes Aufsehen nicht nur in Oesterreich, sondern in ganz Europa verursachten.

Gerade in den Tagen, da man in Wien der Antwort harrte, ob Preußen gleich Oesterreich vom 25. April ab mit der Abrüstung beginnen wolle, stürmten diese Nachrichten aus Italien auf den österreichischen Generalstab ein. Infolge dessen überreichte Henikstein dem Kaiser am 20. April eine Denkschrift, in welcher auf die Blößen des Reiches in Nord und Süd hingewiesen wurde. Es sei, wenn man den Doppelkrieg mit Ehren bestehen wolle, höchste Zeit, die Armee auf den Kriegsfuß zu setzen. Der schwache Punkt der österreichischen Heeresorganisation, die Entfernung der Regimenter von ihren Ergänzungsbezirken, gebe Preußen einen Vorsprung von vier Wochen; Italien beginne bereits in großem Maßstabe mit der Einberufung von Mannschaften. Der Generalstab rieth somit dringend, die Mobilisirung der Armee anzuordnen. Dem Generalstabe wurden hinterher Vorwürfe gemacht. Ich finde aber, daß es seine Schuldigkeit war, den militärischen Verhält-

nissen Geltung zu verschaffen, an der Diplomatie lag es, zu entscheiden. Aber auch die Diplomatie kannte den Vertrag zwischen Preußen und Italien nicht, sonst wäre sie ruhig geblieben, weil Italien es nicht wagen konnte, zuerst anzugreifen. Auch darf nicht vergessen werden, daß unser Kaiser auf die Politik einen mächtigen Einfluß ausübte, daß man sich in die Vorgänge seiner Seele hineindenken muß, daß aber das Maß seines genommenen Einflusses bis jetzt vollkommen unbekannt ist, weil seine Gestalt und sein Wesen vor dem profanen Beurtheiler verhüllt bleibt.

So viel ist aber gewiß, daß vor allem die Antwort Preußens einige Tage hätte abgewartet werden sollen, für die Uebereilung, daß dies nicht geschah, gibt es keine Entschuldigung. Graf Mensdorff war wie vom Blitze gerührt, als der Kaiser ihm die Denkschrift am 20. April übergab, in welcher der Generalstab die Mobilisirung betrieb. Noch am selben Tage gab er sein Gutachten ab, in dem er nachdrücklichst zur Besonnenheit mahnte. Er verlangte wenigstens so lange Aufschub, bis von Berlin Antwort auf den Abrüstungsvorschlag Oesterreichs angelangt sei. Doch vergebens, mit unheimlicher Schnelligkeit fiel die Entscheidung. Von einem Berichterstatter, welcher es wissen kann, wird erzählt, wie dies kam. Ein Ministerrath wurde abgehalten, in welchem Mensdorff seine Bedenken gegen die Mobilisirung entwickelte. Alles kam auf die Meinung Esterhazy's an, doch dieser hatte sich krank melden lassen, um sich der Verantwortung zu entziehen. Die übrigen Minister aber standen unter seinem Einflusse und handelten in seinem Sinne, als sie die Mobilisirung gegen Italien beschlossen. Ohne Säumen ging man an die Vollstreckung dieses Beschlusses. Am 21. April wurde der Befehl zur Mobilisirung der Südarmee ausgefertigt. Das beängstigende Bewußtsein der Unzulänglichkeit der Heeresorganisation trieben zur That. An demselben Tage wurde Benedek zum Befehlshaber der Truppen im Norden, Erzherzog Albrecht im Süden ernannt. So unvermittelt kamen diese Anordnungen, daß damit der früher reiflich erwogene Mobilisirungsplan über den Haufen geworfen wurde. Wie wenn der Feind im Süden schon ins Land bräche, wurde alle Kraft schleunigst zur Aufstellung der italienischen Armee aufgeboten. Unmittelbar nach diesen Ausfertigungen kam die vom 21. April datirte Antwort von Preußen, welche der Abrüstung zustimmte, ohne Angabe eines Anfangs-

termines. Es hieß in dieser Note, man erwarte in Berlin weitere Mittheilungen über Maß und Fristen der Abrüstung.

Mit der Mobilmachung Oesterreichs und Italiens änderte sich das Antlitz Europas. Es war bedeutungslos, daß Graf Mensdorff am 26. April an die preußische Regierung schrieb, Oesterreich bleibe seiner Absicht treu, im Norden abzurüsten, aber es sei genöthigt, sich gegen den Angriff Italiens im Süden zur Wehre zu setzen. Bismarck war davon sehr freudig überrascht. Preußen war nicht in der Lage, zu unterscheiden, welche Corps und Regimenter des österreichischen Heeres mobil gemacht wurden, ob die zur Nord- oder zur Südarmee bestimmten.

Hof und Volk in Oesterreich waren wie von Taranteln gestochen, die Erbitterung über das Opfer eines Krieges verscheuchte jede Besonnenheit. Oesterreich blieb vor der Welt der Friedensstörer und nahm auch die weiteren Vorwürfe auf sich. Am 27. April erflossen die ersten Befehle zur Mobilmachung auch der Nordarmee. Alle diese Schritte waren übereilt, jedoch psychologisch erklärlich.

Nun kommt eine neue Ueberraschung. Oesterreich änderte aufs Neue Richtung und Ziel seiner Politik. Benedek und Henikstein finden einen Doppelkrieg zu gewagt, daher tauchte ein neuer Plan auf, umsomehr, als aller Haß sich auf Preußen concentrirte, mit dem man gründlich abrechnen und lieber Venetien opfern wollte. Jedenfalls jetzt, nachdem man sich bis an die Zähne bewaffnet hatte, kam diese rettende Idee zu spät. Am 30. April erhielt Fürst Metternich den Auftrag, Napoleon zu ersuchen, bei Italien den Vermittler zu machen. Venetien wurde Napoleon für Italien unter der Bedingung angeboten, daß Italien neutral bleibe und daß Oesterreich früher Schlesien dem preußischen Staate abgenommen habe. Die von Oesterreich verlangte Geldentschädigung war minimal, sie reichte bloß hin, um die nöthigsten Grenzbefestigungen bauen zu können.

Napoleon verlangte gleich, daß Venetien schon vor dem Kriege abgetreten werde, worauf Oesterreich einging. Napoleon selbst verhielt sich ziemlich passiv, vor allem, weil ihn seine Krankheit apathisch machte, ferner sah er eine größere Gefahr für Frankreich darin, wenn Oesterreich die alleinige Vormacht in Deutschland würde, und schließlich hoffte er, von Preußen die

Rheingrenze zu erhalten. Infolge dieser Hoffnung machte er von dem ihm anvertrauten Geheimnisse Oesterreichs einen unziemlichen Gebrauch. Bald nach der ersten Unterredung mit dem Fürsten Metternich fand (2. Mai) ein Hofball statt, bei welchem der preußische Botschafter anwesend war. Der Kaiser zog sich mit ihm zu einem anscheinend harmlosen Gespräche in eine Fensternische zurück; Metternich konnte nicht ahnen, daß der Kaiser vor Hunderten von auf ihn gerichteten Augen dem Feinde Oesterreichs einen Theil des anvertrauten Geheimnisses entschleierte.*) Napoleon nahm Goltz das Versprechen der tiefsten Verschwiegenheit ab und ging dann auf sein Ziel los: Oesterreich, so theilte er ihm mit, habe ihm soeben wichtige Vorschläge gemacht, aber er würde sich lieber mit Preußen als mit Oesterreich verständigen. Fast ohne Umschweife forderte er den Botschafter auf, seine Regierung möge Anträge machen. Für einen solchen Fall nun war Goltz von Bismarck seit langem unterrichtet; er hatte den Auftrag, Napoleon zu sagen, es würde sich alles leichter ordnen, wenn der Kaiser selbst seine Zielpunkte des näheren bezeichne. Bismarck wollte die Höhe des Preises zuerkennen, den Napoleon für die Neutralität Frankreichs verlangte. Der Kaiser war stets ausgewichen, weil er Preußen nicht durch eine hohe Forderung vom Kriege abschrecken und weil er auch sich selbst durch bescheidene Bedingungen nicht binden wollte. Diesmal aber hielt er nicht mehr zurück; er antwortete Goltz: „Die Augen meines ganzen Landes sind auf den Rhein gerichtet.“

Dies war die empfindlichste Stelle der preußischen Politik. Preußen durfte und konnte der nationalen Stimmung wegen deutschen Boden nicht abtreten. Bismarck mußte vor allem Zeit zu gewinnen trachten. Auf die Gefahr hin, Napoleon in das Lager Oesterreichs zu drängen, mußte Bismarck den Schwerhörigen spielen und die Antwort auf die Frage des Kaisers in Schwebe lassen. Ohne Goltz eine direkte Antwort auf Napoleon's Anfrage zu senden, telegraphirte er ihm am 3. Mai: Preußen müsse zuerst wissen, welche Anerbietungen Oesterreich gemacht habe, erst dann könne das Berliner Cabinet beurtheilen, welche Zusage es Napoleon machen könne. Jetzt erst zeigte sich klar und in vollem Umfange die Gefahr, daß bei einem Kriege mit Oesterreich die Rheinlande aufs Spiel

*) Siebel und La Marmora erzählen von dieser Unterredung.

gesetzt werden. Verstimmt durch das Hinhalten und Zögern Bismarck's entschloß sich Napoleon, Oesterreich näher zu treten. Erst am 4. Mai ließ Napoleon den italienischen Gesandten zu sich rufen und machte ihm die Mittheilung von dem Angebote Oesterreichs. Napoleon fügte hinzu, daß er seinerseits Venedig, sobald Oesterreich es ihm abgetreten hätte, ohne weiteres König Victor Emanuel übergeben werde. Das größte Hinderniß einer Verständigung Italiens mit Oesterreich lag darin, daß Italien seit 8. April mittelst Vertrages drei Monate, bis 8. Juli, gebunden war. Napoleon rieth, die Verhandlungen bis 8. Juli hinaus zu schieben.

In Italien loderten die nationalen Leidenschaften mit einer so vehementen Flamme empor, daß die Diplomaten machtlos wurden. Das italienische Volk glühte von dem Verlangen nach einer neuen Waffenprobe mit Oesterreich. Mit dieser Stimmung mußte das Haus Savoyen rechnen, da in Italien eine starke republikanische Partei bestand. La Marmora konnte sich nicht die Kraft zutrauen, den revolutionären Geist einzudämmen, wenn dieser nicht gegen Oesterreich gelenkt würde. In der Aussöhnung mit Oesterreich war besonders der Punkt bedenklich, daß Italien Venetien erst aus der Hand des französischen Kaisers erhalten solle. Zu stark drückte die Schutzherrlichkeit Napoleons bereits auf das Königreich und schwer waren die auferlegten Opfer. Für die Bundeshilfe von 1859 hatte der Kaiser Nizza und Savoyen gefordert und noch blieben die Thore Roms König Victor Emanuel verschlossen. Dazu kam noch ein anderer Gedankengang. Wenn Italien vom preußischen Bündnisse zurücktrat, dann konnte Oesterreich den preußischen Staat demüthigen und dann stand es gewaltiger in Europa da als je. So oft aber Oesterreich über die geeinigten Kräfte Deutschlands verfügte, richteten sich seine Augen auf Italien. Schlesiens Besitz wäre vielleicht gerade für Oesterreich ein Anreiz gewesen, um den Papst wieder in seine alten Besitzungen einzusetzen.

Am 14. Mai sendete La Marmora eine Absage, ohne jedoch alle Brücken hinter sich abzubrechen, er wollte durch eine Volksabstimmung Venetien directe von Oesterreich an Italien abgetreten bekommen.

An unserer schwankenden Politik trifft Mensdorff keine Schuld, er hat aber vor dem Richterstuhl der Geschichte seine Schwäche zu verantworten. Er ließ Esterhazy, Belcredi und

Biegeleben, sowie den Generalstab unter schwachem Widerstande gewähren. Ueber sein seltsames Verhältniß zu Esterhazy äußerte sich Mensdorff später in folgender Weise: „Niemand hat das schwerer empfunden als ich. Aber was wollen Sie, ich verstand von der Politik gar nichts, hatte es auch dem Kaiser wiederholt gesagt. Ich war jedoch General, als mein Kriegsherr mir befohlen hatte, den Ministerposten zu übernehmen, mußte ich es mir gefallen lassen, daß mir ein geschulter Diplomat zur Seite gestellt wurde, der den Muth nicht hatte, die volle Verantwortlichkeit selbst zu übernehmen."

Die öffentliche Meinung mißt dem Grafen Esterhazy die größte Schuld bei.

Die Mobilmachung der österreichischen Armee war eine ausschlaggebende Maßregel, weil sie den Räthen des Königs die Möglichkeit gab, ihn zu den entscheidenden Rüstungen zu bestimmen. Wenn der König jetzt zurückwich, wenn das ungerüstete Preußen von Oesterreich überrascht und zum Nachgeben genöthigt wurde, dann war es um die monarchische Autorität in Preußen und in Deutschland geschehen. Die Kunst Bismarcks bestand darin, daß er die monarchischen Ueberzeugungen des Königs als Bundesgenossen aufrief wider dessen Gewissensbedenken, wider die Stimme des preußischen Volkes, das den Krieg mißbilligte. Um dem Könige den schweren Entschluß der Mobilisirung leichter zu machen, stellte Bismarck ihm vor, daß Preußen mit dem Schwerte in der Hand noch immer mit Oesterreich unterhandeln könne.

Als der König die Befehle zur Mobilmachung noch immer nicht unterfertigte, traten Moltke und die anderen Generäle mit den ernstesten Vorstellungen vor ihn. Sie erklärten, die Verantwortung für die Sicherheit des Staates ablehnen zu müssen, wenn die Armee nicht auf den Kriegsfuß gestellt werde. Unter dem Eindrucke der über Oesterreichs Rüstungen einlaufenden Nachrichten, unterzeichnete der König am 3. Mai die ersten Befehle zur Mobilisirung der Armee, denen dann zwischen dem 5. und 12. Mai andere folgten, durch welche die ganze Feldarmee Preußens aufgeboten wurde.

In diesem Monate verschlechterten sich für Preußen die Chancen, für Oesterreich jedoch verbesserten sich dieselben. Die Kriegslust stieg in der Bevölkerung Oesterreichs von Tag zu Tag, beinahe alle deutschen Fürsten scharten sich um Oesterreich und Napoleon neigte sich,

Preußen zürnend, Oesterreich zu. In Preußen war die Bevölkerung gegen den Krieg, was das laute Murren beim Einrücken der Mannschaften, besonders der Landwehren, deutlich documentirte, nur die strenge preußische Zucht hielt die Ordnung aufrecht. Beinahe alle deutschen Fürsten kehrten sich gegen Preußen und Napoleon fuhr zu schweigen fort. Der Zar entsprach dem Wunsche der Königin Olga von Württemberg und mahnte den König in einem Briefe zum Frieden, ebenso die Königin Victoria von England — weibliche Einflüsse waren auf der ganzen Linie gegen Bismarck thätig.

Um diese Zeit hieß es, Napoleon wolle einen Congreß nach Paris einberufen.

Nun entsprang ein neues, leider verspätetes Friedensproject in dem Kopfe des Bruders des Feldmarschall-Lieutenant Gablenz auf Theilung Deutschlands unter die Häuser Hohenzollern und Habsburg; die Unterwerfung des Nordens Deutschlands unter Preußen, des Südens unter Oesterreich. Diese Unterhandlung wurde ein wichtiges Zwischenglied in der Politik des preußischen Ministerpräsidenten.

Dem Vorschlage, Oesterreich und Preußen durch die Theilung Deutschlands zu versöhnen, gab Bismarck das Gepräge seines Geistes. Der Bruder des Feldmarschall-Lieutenant Gablenz, Sachse von Geburt, bemühte sich um diese Lösung. Er meinte, man müsse sämmtliche deutschen Fürsten einberufen und ihnen sagen: das haben wir beschlossen und fordern Euch auf, zuzustimmen. In den opponirenden Staat rückt ein Corps ein, im Norden ein preußisches, im Süden ein österreichisches. Im Falle der Noth riefe man ein Parlament zusammen, welches bei einer Million Soldaten gewiß auch zustimmen würde. Kein Staat würde es wagen, gegen Oesterreich und Preußen mit einer Million gerüsteter Soldaten selbst ungerüstet aufzutreten. Diesen Gedanken setzte Anton v. Gablenz zuerst Mensdorff auseinander, dann fand er bei Bismarck aufmerksames Gehör. Nachdem bei einer zweiten Reise nach Wien Mensdorff und Esterhazy noch immer einem friedlichen Austrage zustimmten, so arbeitete Bismarck mit Gablenz zwischen dem 13. und 20. Mai die Grundbestimmungen einer deutschen Verfassung aus. Schleswig-Holstein sollte auf Wunsch Oesterreichs ein selbstständiges Herzogthum unter einem Hohenzollern werden, dabei fiele Kiel und Rendsburg an Preußen. Der Kern des Planes bestand in der Verfügung

über die Streitkräfte Deutschlands, der Kaiser war Bundesfeldherr des Südens, der König von Preußen des Nordens. Die beiden Reiche im Norden und Süden schlossen sich, wie Preußen anbot, aufs engste aneinander und verbürgten sich gegenseitig den Besitzstand; Venedig war Oesterreich gesichert. Ueber die leitenden Gesichtspunkte des neu zu errichtenden Bundes der deutschen Großmächte sprach sich Bismarck später folgendermaßen aus: „Niemand hätte uns damals widerstehen können. Die beiden deutschen Mächte standen in gewaltiger Rüstung und konnten Europa, das auf diese Wendung nicht vorbereitet war, das Gesetz vorschreiben. Der König von Bayern hätte allerdings mit den übrigen Fürsten Süddeutschlands dem Kaiser von Oesterreich einen Theil seiner Souveränität abtreten müssen, aber die Einschränkung wäre nicht so groß gewesen wie jene, zu welcher er sich 1871 freiwillig verstand." Zur Krönung des Planes ließ Bismarck, nach seiner eigenen Erzählung, dem Wiener Hofe noch sagen: „Ich schlug vor, daß wir, schlagfertig wie wir waren, uns gemeinsam gegen Frankreich wenden sollten, in der Absicht, es zur Herausgabe von Elsaß zu zwingen. Oesterreich konnte dann Straßburg nehmen, Preußen Mainz behalten..... Napoleon hatte damals eine schwache, durch die mexikanische Expedition zerrüttete Armee, er hätte uns nicht widerstehen können."

Wäre Oesterreich auf die Theilung Deutschlands eingegangen, Italien wäre ausgespielt gewesen. Der Congreßplan Napoleons gewann zu dieser Zeit eine festere Form. Gern hätte der Kaiser den Franzosen noch einmal das Schauspiel eines zu Paris versammelten Congresses gegeben. Am 28. Mai erging die Einladung zum Congreß an die drei streitenden Mächte und den Bundestag. Zuerst Preußen, dann Italien und der deutsche Bund sagten die Theilnahme zu.

Am 22. Mai brachte Gablenz die Berliner Vorschläge nach Wien, am 25. Mai wurde er vom Kaiser in einer fünfviertelstündigen Audienz empfangen und aufgefordert seine Vorschläge zu entwickeln. Schließlich sagte der Kaiser, es sei wahrhaft zu bedauern, daß diese Vorschläge nicht vor sechs oder acht Wochen gemacht wurden, wo man dieselben sicher angenommen hätte. Gablenz wurde nicht ungnädig entlassen: „Ich werde, sagte der Kaiser, die wichtige Sache erwägen und Ihnen Antwort zukommen lassen; so viel ist klar, daß bei diesem Abkommen Preußen den Löwenantheil erhält

und Oesterreich weniger geboten wird". Die Worte des Kaisers erweckten in Gablenz eine Vorahnung des Mißlingens. Dem ritterlichen Sinne des Kaisers widerstrebte es, die deutschen Fürsten preiszugeben, denen er bündige Angebote gegen Preußen gemacht hatte.

Man hätte wenigstens durch die Verhandlungen Zeit gewinnen sollen, denn Benedek wollte erst am 10. Juni von Olmütz aufbrechen. Aber darauf wurde keine Rücksicht genommen, die ablehnende Antwort ging am 28. März nach Berlin, selbst für Bismarck überraschend schnell. Das aristokratische und clericale Regiment stürmte dem Kriege zu, in der Hoffnung, die wachsenden inneren Schwierigkeiten zu bemeistern.

Weder Bismarck noch die Generäle vermochten den König zur Kriegserklärung zu bringen. Da kam Oesterreich ihnen wieder zu Hilfe, indem am 1. Juni seine Ablehnung, beim Congresse zu erscheinen, erfolgte. Als Bismarck dies am 4. Juni erfuhr, brach er erfreut in den Ruf aus: „Es lebe der König!"

Oesterreich wollte mit allen Mitteln die Mittelstaaten mit sich fortreißen; hiezu war vor Allem nöthig, daß Oesterreich dem deutschen Bunde die Entscheidung über die Herzogthümer überlasse, was aber gegen den Gasteiner Vertrag war. Dann wollte Oesterreich, um die öffentliche Meinung Deutschlands für sich zu gewinnen, Holstein, welches es verwaltete, eine Verfassung geben, wobei es zweifellos war, daß sich die Holsteiner für den Herzog von Augustenburg und dadurch gegen Preußen erklären. Oesterreich rief am 1. Juni die Entscheidung des Bundes mit der Begründung an, daß alle Verständigungsversuche mit Preußen gescheitert seien, ebenso wurde die Berufung der Stände verfügt. Nun war der Bruch ein vollkommener. Bismarck und die Generäle stellten dem Könige vor, das Recht Preußens werde mißachtet, seine monarchische Autorität durch die Berufung der holsteinischen Stände verletzt. Ein dem König einleuchtendes Schlagwort wurde gegen Oesterreich gebraucht: es verbinde sich mit der Revolution gegen das preußische Königthum.

Wenige Tage darauf erließ Bismarck ein Rundschreiben, das den Zorn Oesterreichs aufs heftigste reizte. „Es ist nicht mehr zu zweifeln," so heißt es in der preußischen Note, „daß die kaiserlichen Minister den Krieg um jeden Preis wünschen, zum Theile in der Hoffnung, Erfolge auf den Schlachtfeldern zu erringen, zum Theile,

um über die inneren Schwierigkeiten hinwegzukommen, und selbst in der ausgesprochenen Absicht, den österreichischen Finanzen durch preußische Contributionen oder durch einen ehrenvollen Bankerott zuvorzukommen.“ Dadurch wurden die empfindlichen Stellen des österreichischen Staatswesens auf das Verletzenste getroffen.*) Gleichzeitig wandte sich Preußen an die öffentliche Meinung; am 5. Juni veröffentlichte der „Staatsanzeiger“ den entscheidenden Abschnitt des Gasteiner Vertrages, in welchem gesagt war, daß über die Herzogthümer nur entschieden werden dürfe im gemeinsamen Einvernehmen beider Mächte. In Wien wurde man ungeduldig über das Zögern Benedek's, sein Marsch gegen Berlin hätte die Antwort auf die erlittene Beleidigung sein sollen. Die Ungeduld des auswärtigen Amtes stand im Mißverhältniß zu den militärischen Rüstungen. Die Diplomatie holte zum Schlage aus, ohne daß der Arm, der ihn führen sollte, noch bewaffnet war.

Am 11. Juni berief der Statthalter von Holstein die Stände in Itzehoe ein. Jetzt erst fühlte sich der König zum Bruche mit Oesterreich entschlossen. Der König hatte schwere innere Kämpfe und widrige Auseinandersetzungen in seinem Hause durchzumachen. Fünf Jahre später sagte er zu Beust: „Nur mit blutendem Herzen, nach langem Kampfe mit meinen Ministern, nach acht schlaflosen Nächten gab ich den Befehl zum Angriffe, wozu mich Oestereichs Rüstungen zwangen.“ Zu dieser Zeit beantwortete der König einen zum Frieden mahnenden Brief des Erzbischofs Melcher: „Am Bundestage hat Oesterreich den Gasteiner Vertrag einseitig zerrissen, indem es die Herzogthümerfrage gegen den Vertrag dem Bundestage zur Entscheidung vorgelegt hat. So folgte Perfidie, Lüge, Vertragsbruch unaufhaltsam

*) Die Erbitterung des Wiener Cabinets zeigte sich in folgender Note der halbamtlichen „Wiener Abendpost“: „Fast wären wir versucht, die ganze Depesche für eine Fälschung zu halten. Nur der erbittertste Feind des Grafen Bismarck konnte ihm Worte in den Mund gelegt haben, die eine durch und durch niedere und gemeine Gesinnung verrathen würden. (!) Motive, wie sie dort der österreichischen Regierung für ihre Haltung angedichtet werden, konnte selbst bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge der Chef des preußischen Cabinets unmöglich aufzählen, wenn ihm nicht jeder Sinn für die Ehre des eigenen Vaterlandes abhanden gekommen wäre. Denn bis zu einem gewissen Grade würde die Frechheit der Verleumdung auf Preußen selbst zurückfallen. (!) Wir bleiben dabei: Die Depesche ist eine Fälschung.“

seitens Oesterreichs ... Ich habe mit meinem Gotte im Gebete gerungen, um seinen Willen zu erkennen, und nur so habe ich Schritt für Schritt, Preußens Ehre im Auge haltend, nach meinem Gewissen gehandelt."

Der König vergaß Alles, was Bismarck that, um den Krieg herauf zu beschwören, und um ein Vielfaches Alles überbot, wodurch Preußens Empfindlichkeit durch Oesterreich gereizt wurde.

Regiments-Commandant des Husaren-Regimentes Nr. 6.

Anfangs Jänner 1866 wurde ich zum Regiments-Commandanten des Husaren-Regimentes Nr. 6 ernannt. Der Stab lag in Bochnia, wo meine Frau sich nicht mehr etablirte, weil die Mobilisirung schon als sehr wahrscheinlich galt.

Ich fand dort Oberstlieutenant Suchodolski, der nicht zum Obersten beschrieben war, weil er als Stabsofficier bei Franz Liechtenstein-Husaren gegen seinen Oberst intriguirt hatte; da er nicht zum Oberst beschrieben war, konnte er mich nicht als Einschub betrachten,*) trotzdem berieth er sich mit dem Brigadier, auch einem Polen, General Graf Soltyk. Dieser rieth ihm, sich mit mir gut zu stellen, weil er nur dadurch Hoffnung haben könne, daß seine Individualbeschreibung verbessert werde. Er hatte den polnischen Aufstand 1830 mitgemacht, auf den er sich, als erfahrener Krieger, viel einbildete. Er war als Salzburger Equitationist ein guter Reitschulreiter, aber im Terrain galoppiren konnte er nicht.

Anfangs hatte ich meine Pferde noch nicht, er stellte mir seine zur Disposition, gute, aber sehr hitzige Halbblutpferde, gezogen bei seinem Onkel in Russisch-Polen. Wir ritten zusammen, galoppirten, er prellte vor und hielt wieder an, was sich wiederholte, während ich ruhig im train de chasse blieb. Als wir umkehrten, fragte er mich, wie ich dies mache, worauf ich sagte: „Wechseln wir." Hierauf repetirte sich dasselbe, bei ihm Vorschießen und Anhalten, bei mir das ruhige, gleiche, flotte Tempo. Zu Hause angekommen, fragte er mich wieder, wie ich dies mache, ich antwortete: in der Hand liege es, was ich ihm auch praktisch zeigte.

*) Damals war noch das Avancement im Regimente, nicht wie jetzt in der Waffengattung.

Hierauf visitirte ich die Escadronen; nach meiner Rückkehr galoppirten schon seine Pferde vollkommen ruhig im Terrain.

Major war Carl Baron Lederer, in der Armee unter dem Namen „Wunder-Naci" bekannt, früher ein armeebekannter Escadrons-Commandant beim Husaren-Regiment Nr. 10, der ein Dienstschreiben bei der Schlacht von Solferino vom Feldzeugmeister Graf Wimpffen zu Benedek und die Antwort, mitten durch die Franzosen reitend, retour brachte.

Unter den Escadrons-Commandanten fiel nur Rittmeister Vidos in Bezug auf militärische Bildung auf. Bei der Visitirung der Escadronen fand ich im Officierscorps sehr guten Willen, jedoch weniger Ausbildung als beim Husaren-Regiment Nr. 8. Bei einer Escadron war die Kanzlei besonders gut geführt, bei der Visitirung der Züge fiel mir der vierte auf, den der Wachtmeister Hromatka commandirte, und als die Remonten kamen, welche die besten des Regimentes waren, führte sie wieder der Wachtmeister Hromatka vor; dabei präsentirte er sich sehr gut. Ich schrieb meinem Vorgänger, warum Hromatka nicht Officier geworden sei. Weil er die Tochter des Regimentsprofoßen geheiratet hatte, war die Antwort. Ueber meinen Vorschlag wurde er Lieutenant und gleichzeitig ernannte ich ihn zum Regiments-Adjutanten, was ich nicht bereute, denn seine Leistungsfähigkeit war staunenswerth. Im Laufe des Feldzuges übernahm er aus eigenem Antriebe nach Erkrankung des Proviantofficiers auch dessen Stelle, ohne daß je eine Klage oder ein Anstand in der Verpflegung vorgekommen wäre.

Ich hatte damals vier gute Reitpferde, darunter eine Kisbér Vollblutstute, welche ich ohne Ausnahme den ganzen Feldzug hindurch jeden Tag ritt, und ein Packpferd, einen festen Doppelpony, ein Bauernpferd aus der Umgegend von Bochnia. In Westgalizien gibt es viele, sehr starke, dabei gängige kleine Pferde, nur fehlt ihnen das Remontenmaß.

Anfangs waren, trotz der Mobilisirung, die Meinungen, ob es zum Feldzuge komme, sehr getheilt. Wer seine Nachrichten aus Hofkreisen oder aus Kreisen von Kaufleuten und Industriellen Deutschlands hatte, glaubte an die endliche Erhaltung des Friedens, wer hingegen Nachrichten aus Kreisen erhielt, die mit Bismarck Fühlung hatten, sah den unvermeidlichen Krieg. Die Schwester der Erzherzogin Sophie, Mutter unseres Kaisers, fühlte sich zur

Friedensvermittlung verpflichtet, sprach mit dem König, welcher ihr aber keine Staatsgeheimnisse preisgeben wollte und ihr volle Hoffnung auf Erhaltung des Friedens machte, wodurch unser Hof den Frieden für gesichert hielt. Ich erinnere mich, daß Major Poppenheim des Generalstabes vom Urlaub aus Hamburg mit der Ueberzeugung einrückte, es bleibe Frieden, während zur gleichen Zeit Rittmeister Graf Stauffenberg, Reitlehrer im Reitlehrer-Institute, vom Urlaub aus Deutschland mit der Ueberzeugung zurückkehrte, Bismarck setze den Krieg durch. Moritz Todesco sagte mir: „Sie wissen, daß ich keine Courage habe und trotzdem lege ich mich zwischen die österreichischen und preußischen Kanonen ruhig schlafen.“ Von dem Momente an, als ich sicher wußte, daß preußische Festungen in Vertheidigungszustand versetzt wurden, war ich meinestheils überzeugt, daß es zum Kriege komme, denn ich dachte mir, daß das sparsame Preußen nicht ohne reifliche Ueberlegung eine so kostspielige Maßregel durchführen werde.

Das Regiment hatte den Handeinkauf der Remonten; gleich in den ersten Tagen nach meiner Uebernahme des Regimentes brachte der bisherige Pferdelieferant 23 Remonten, von denen ich blos eines assentirte. Als er das nächstemal aber wieder 22 Remonten brachte, nahm ich alle, so richtig hatte der Lieferant aufgefaßt, was ich will. Bei Remonten kommt es sehr auf Ansicht und Geschmack an. Außer mir hatte noch der Oberst des Husaren-Regimentes Nr. 2, Fratricsowits, und Oberst des Husaren-Regimentes Nr. 14, Graf Wallis, den Handeinkauf; auf den Märkten genirte aber keiner den andern. Der erstere sah hauptsächlich auf schöne Figuren und assentirte auch leichteres Material, Graf Wallis hingegen kaufte blos Russen, schwer, gemein. Ich hielt mich in der Mitte, blos an galizische Gestütspferde mit möglichst starkem Fundamente, was das Schwierigste war. Nur mit größter Mühe brachte ich mein Contingent zusammen. Was man im Reiten fühlt, kann man nicht sehen, daher ritt ich jede Remonte, bevor ich sie ankaufte.

Damals marschirte man nur mit fünf Escadronen aus, Remonten blieben bei der 6. Escadron, dem Cadre, zurück, eine sehr zweckmäßige Maßregel, denn die fünf Escadronen ohne Remonten waren mehr werth, als sechs Escadronen mit denselben.

Noch vor dem Ausmarsche übertrug der zweite Inhaber mir das Beförderungsrecht. Ein wegen Schulden quittirter Graf Josef Wurmbrand, der im Husaren-Regiment Nr. 13 unter mir diente,

bat mich, ihn als Lieutenant ins Regiment zu nehmen. Er war ein ganz vorzüglicher Officier, voll Schneid und Unternehmungsgeist, mit antikem Charakter, doch hatte er wenig Mittel und dabei gräfliche Passionen, die ihm mehr kosteten, als er bestreiten konnte. „Ja, mit Vergnügen," antwortete ich, „jedoch mit der Bedingung, daß Sie sich keine Paradeuniform anschaffen, nur ein gutes Pferd mitbringen, nach beendigtem Feldzuge gleich quittiren und mir darauf Ihr Ehrenwort geben. Er war ein idealer Officier im Kriege, im Frieden wegen Schuldenmachens unhaltbar.

Wir marschirten escadronsweise in fünf Staffeln am 27. März ab. Die Reiter ritten ungleiches Tempo, daher herrschte im Trab Unruhe und Unordnung. Infolge dessen richtete ich es mir so ein, daß ich auf zwei Relaispferden täglich drei Escadronen inspicirte, um sie im Trab marschiren zu lehren. Im hügeligen Terrain fing der erste Zug, sobald er von einem Abhange in die Ebene kam, zu traben an und so weiter die folgenden; bei der nächsten Anhöhe angelangt, fiel der erste Zug in Schritt und so weiter die folgenden.

In Mähr.-Neustadt, unserer Cantonirungsstation, am 17. Mai angelangt, konnte das Regiment nach einigen Uebungen im Regimente tadellos im Trab marschiren und exerciren. Dort fand ich Oberst Baron Blassits mit seinem Regimente Belgien-Infanterie, welchen ich ersuchte, mir behilflich zu sein, mein Regiment an die Infanterie zu gewöhnen. Die Infanterie wurde entweder in einer Plänklerlinie oder in Schwärmen auf entsprechende Distanzen aufgestellt. Die Husaren paßirten im Galopp die Intervalle. Einmal ließ Oberst Blassits die Schwärme niederhocken und knapp vor dem Herankommen der Pferde aufspringen; das ganze Regiment machte kehrt. Die Pferde sind eben sehr leicht zu erschrecken, dessen sollte die Infanterie stets eingedenk sein. Die Zeit des Zuwartens benützte ich zur möglichsten Ausbildung des Regimentes, besonders im Aufklärungsdienste.

Damals hatten wir noch keine Kinder, meine Frau wollte unter keiner Bedingung zu ihrem Vater; erstens weil ich noch magenleidend war und nur rohes Fleisch gut vertrug, und zweitens weil alle Nachrichten vom Kriegsschauplatze voraussichtlich drei bis vier Tage nach Ruda gebraucht haben würden. Sie wollte durchaus mit, alles Abrathen war vergeblich. Nun sagte ich ihr: „Dann mußt Du ganz selbstständig sein, denn auf eine Frau achtgeben

und zugleich ein Regiment vor dem Feinde commandiren geht nicht. In Mähr.-Schönau fand sie einen Einspänner mit halbgedecktem Wagen, mit einem sehr braven ordentlichen Kutscher. Auf der Promenade setzte sie sich auf eine Bank und sah die Special-Generalstabskarte an, welche sie selbstverständlich bei sich hatte. Dies machte sie als Spionin verdächtig, es bildete sich um sie ein Auflauf, die Menge schrie: „Schlagt die preußische Spionin todt!“ Gendarmerie kam und führte sie zur Behörde, wo sie sich auswies und in Gnaden wieder entlassen wurde.

Bei Olmütz murrte Alles über die langsame Sammlung und Ausrüstung. Die jungen Officiere waren voll Kampfeslust und Siegeshoffnung; „nach Berlin!“ war die Losung, sie sahen sich schon Unter den Linden als Sieger einmarschiren.

Die Generäle sahen die Gefahr des Doppelkrieges und die Ueberlegenheit des Zündnadelgewehres; nur Krismanič trug eine volle Zuversicht zur Schau, jedoch jenen, welche ihn persönlich kannten, fehlte die Zuversicht zu ihm, und Benedek war schon geschlagen, als er das Armee-Commando trotz seines Sträubens übernehmen mußte, denn ihm fehlte jedes Selbstvertrauen, er fand, er besitze die Fähigkeit zum Armee-Commandanten namentlich in Böhmen nicht, welches er nicht kannte; seine Reden und Ansprachen waren gemacht und nicht gefühlt, er, der tapfere glückliche Commandant, der in Italien und Ungarn nicht allein stets siegte, sondern auch zum allgemeinen Siege meistens beitrug, sank zum Comödianten, zur von Krismanič gelenkten Puppe herab, aus welcher wie durch Zauber Energie, Entschluß und Thatkraft entflohen waren. Aus dem ungestümen Angreifer wurde ein passiver Vertheidiger ohne Initiative. Das Herz muß jedem Soldaten bluten, daß eine so hervorragende Soldatennatur am Ende seiner Laufbahn gezwungen wurde, eine Stellung zu übernehmen, der er nach eigener Einsicht nicht gewachsen war, und in welcher er Eh[illegible] und Ruf verlor. Er wurde das Opfer dynastischer Rücksichten. Als er für die Ernennung zum Armee-Commandanten in Böhmen einm[illegible] schon sich entschieden ablehnend bedankt hatte, wurde er nochmals [illegible] Sr. Majestät befohlen. Früher jedoch sprach ihn Erzherzog Albrech[illegible] der ihm die Gefahr für die Dynastie vorgestellt haben soll, fa[illegible] er, der Erzherzog, Armee-Commandant würde und den Feldz[illegible] verlieren sollte, während die allgemeine Volksstimmung für Bened[illegible] zum Armee-Commandanten war.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Benedek sich die Commandanten der Corps wählen konnte. Er sprach oft sehr wegwerfend über die Aristrokaten, jedoch fand er sich im Salon der Fürstin Lori Schwarzenberg und durch die Intimität mit Graf Clam sehr geschmeichelt. Die Nordarmee hatte 7 Armeecorps, von diesen wurden zwei durch Erzherzoge und drei durch Hochtorry's commandirt, von denen zwei nicht entsprachen.

Graf Clam, nach den gemachten Erfahrungen 1859 bei Magenta, als Corps-Commandanten zu belassen, war ein unverzeihlicher Fehler, obwohl die Schuld an dem Debacle seines Corps bei Jitschin, wie ich zeigen werde, hauptsächlich das Armee-Commando verschuldet hat und nicht er. Unverantwortlich benahm sich Graf Thun durch seinen vorzeitigen Abmarsch vom Schlachtfelde. Daß er nicht das Pulver erfunden habe war allgemein bekannt, darum wurde ihm als heiliger Geist Philippovic, der spätere Sieger in Bosnien, beigegeben, jedoch hielt man Graf Thun für unbedingt ruhig und tapfer, dessen Nerven durch Nichts in Vibration gebracht werden konnten.

Henikstein, der Generalstabschef der Armee, verpflichtete sich zur vollkommenen Passivität, und war zum Aerger Krismanič bloß ein boshafter Kritiker. Neuber scheint in der Operationskanzlei der begabteste gewesen zu sein, er soll leider die ellenlangen Armeebefehle mit Belehrungen aller Art und der Aneiferung zur Stoßtaktik geschrieben haben, die unseren tapferen Soldaten so viel Blut nutzlos kostete und die spätere Muthlosigkeit hervorrief. Tegetthoff leitete das Kundschaftsbureau vorzüglich, er war stets sehr gut unterrichtet, weit besser als Moltke.

So groß Benedek's Fehler auch waren, so hätte auch ein anderer Feldherr schließlich das vereinigte preußische Heer wahrscheinlich nicht besiegt. An Zahl waren beide Gegner ziemlich gleich, doch schoß das Zündnadelgewehr dreimal schneller als das unsere, die preußische Infanterie war der unseren an Ausbildung und selbstständiger Initiative weit überlegen, ein Uebergewicht, welches unsere bessere Artillerie und Cavallerie nicht ausgleichen konnten.

Endlich war bei den Preußen durch ihre Armeeorganisation noch ein großer Ersatz an ausgebildeter Mannschaft möglich, was bei uns nicht der Fall war; auch darf nicht übersehen werden, daß die ungarischen Truppen nicht unbedingt verläßlich waren. Was ist von eingerückten Urlaubern zu erwarten, welche in Ungarn unter

dem Rufe: Eljen a Kossuth! einwaggonirt wurden. Bei der Infanterie findet bei den Compagnien eine Vermehrung von 70 oder 80 Mann auf über 200 Mann statt. Werden hierdurch die durch Zucht und Gehorsam disciplinirten Minoritäten nicht unterdrückt? Anders stand es bei der Cavallerie, welche mit dem Friedensstande ausmarschirte. Ich fühlte mich anfangs meiner Mannschaft ganz sicher, was nach dem Einrücken des zweiten Urlaubertransportes nicht mehr der Fall war, denn ein einziger gut sprechender Jurat, der den nationalen Chauvinismus zu elektrisiren versteht, stellt bei den Ungarn alles auf den Kopf. In Wirklichkeit blieb aber der Geist und die Disciplin meines Regimentes musterhaft.

Vielfach wurde die Concentrirung der Armee bei Olmütz bemängelt, weil sie Böhmen dem Gegner überließ, doch mobilisirten die Preußen viel schneller als Oesterreich. Die Verzögerung durch den König konnte Benedek doch nicht wissen, und unfertig, wie es 1859 geschah, wollte er nicht angreifen, und darin hatte er doch Recht, und wozu hat man Festungen, wenn sie die im Aufmarsche begriffenen Armeen nicht schützen. Auch darf auf die Flankenstellung der Armee des Kronprinzen in Schlesien nicht vergessen werden. Der Aufmarsch der Armee geschah eigentlich für unsere Verhältnisse rasch; die Nordbahn beförderte täglich 21 bis 22 Züge, die preußischen Bahnen dagegen bloß täglich 8 bis 12.

Benedek hoffte am 10. Juni fertig zu sein, unsere Kundschaftsnachrichten bezeichneten den 4. Juni als den Beendigungstag des preussischen Aufmarsches, wodurch die Preußen eine Woche Vorsprung hatten, was die Sachsen und das Clam'sche Corps bedrohte.

Glücklicherweise ging es bei den Preußen nicht so schnell als unser Hauptquartier befürchtete, weil der König sich zum Kriege nicht entschließen konnte.

Immerhin war nach Vollendung des Aufmarsches keine Zeit mehr zu verlieren. Nirgends wurde der Aufbruch der Armee ungeduldiger als am Hoflager in Wien erwartet, denn Oesterreich war seinem deutschen Bundesgenossen den Beweis schuldig, daß ihr Geschick in kräftigen Händen lag. Der Kaiser hatte Benedek zugesagt, daß von Wien aus sich in die Operationen nicht eingemischt werde; aus diesem Grunde sandte Se. Majestät am 16. Juni an Benedek ein Telegramm in Form eines freilich kaum abweislichen Wunsches: „Die Ereignisse in Deutschland machen den Beginn der Operationen

dringend erwünscht. Da aber die militärischen Interessen die entscheidenden sind, so überlasse ich Ihnen, den Zeitpunkt zum Beginne des Vormarsches zu bestimmen, und erwarte telegraphischen Bericht über Ihren Entschluß".

Allsogleich antwortete Benedek: daß die Befehle zum Aufbruche bereits erlassen seien — die Konzentrirung des Heeres war am selben Vormittag angeordnet — und telegraphisch wurden dem Kaiser die Grundzüge des Marschplanes mitgetheilt. Wichtiger aber war ein längerer schriftlicher Bericht Benedek's an den Kaiser von demselben Tage. Das Schriftstück klingt sorgenvoll genug. Es begründet zuerst die Nothwendigkeit der Concentrirung in Mähren, da man doch nicht über Böhmen nach Sachsen marschiren könne, bevor es sicher sei, daß der Feind nicht seitwärts aus Schlesien ins Land breche. Sobald darüber Beruhigung herrsche, werde man zur Offensive schreiten. Aber, so legte der Feldzeugmeister dar, es sei zu bedenken, daß er nach den letzten Ausweisen nur über 153.000 Mann Infanterie, das preußische Herr über mehr als 200.000 verfüge. Nur dann, wenn sich wirklich das sächsische und das bayerische Heer mit dem seinigen vereinigten, sei er dem Feinde gewachsen. „Diese Vereinigung würde am zweckmäßigsten an der Elbelinie erfolgen, und geschieht dies, so steht mein Entschluß fest, mit den vereinigten, dem Gegner an Zahl fast gleichen Kräften die Offensive aus Böhmen zu ergreifen, die feindliche Hauptkraft aufzusuchen, unbekümmert wo sie stehe, weil ich in diesem Falle mich berechtigt glaube, auf den Sieg auf dem Schlachtfelde zählen zu können, und selbst ein Mißgeschick nicht jene Folgen haben könnte, wie sie eintreten müßten, wenn ein solches meine Armee in einer strategisch ungünstigen Stellung und bei dem gegenwärtigen Stärkeverhältniß träfe."

Aus diesen Zeilen spricht die Ahnung eines Mißerfolges. Ohne die Ankunft der bayerischen Armee hielt Benedek sonach die Offensive für gewagt, und dies, obwohl Oesterreich seine Kräfte aufs äußerste angespannt hatte. Wohl erklärten die Berichte der Unterbefehlshaber, die Truppen seien schlagfertig, die Vorbereitungen ausreichend, wenn auch einzelne auf den einen oder den anderen Mangel, besonders auf ungenügendes Schuhwerk, hinwiesen.

An demselben Tage, den 16. Juni, meldete Tegetthoff, daß die Armee des Kronprinzen durch die Garde verstärkt worden sei.

Am 18. Juni brach einer der Hoffnungspfeiler Oesterreichs zusammen, nach Wien kam die Kunde, daß Bayern nicht nach Böhmen marschiren, sondern für sich kämpfen will. Endlich erfolgte der Aufbruch der Armee.

Benedek schrieb am 17. Juni an Crenneville, den Generaladjutanten des Kaisers: „Nachdem der Herr Oberstlieutenant Beck mit Bestimmtheit versicherte, daß nach den gestern im Evidenzbureau des Kriegsministeriums eingetroffenen Nachrichten die preußische Hauptmacht zwischen Landeshut und Görlitz noch versammelt ist und die Bewegungen des 5. und 6. Corps (in Schlesien) in östlicher Richtung wohl nur als Demonstrationen zu dem Zwecke, uns zu täuschen, betrachtet werden können, so ertheile ich, von der in meiner gestrigen Eröffnung ausgesprochenen Ansicht geleitet, in diesem Augenblicke den Befehl zum Abmarsch der Armee nach Böhmen, und werden die Spitzen derselben schon am 25. bis 27. d. M. bei Josefstadt eintreffen."

Ein verbreiteter Glaube ist, das Glück sei Benedek untreu geworden. Dieser Ansicht kann ich nicht beipflichten, denn die preußische Armee war getheilt, der nächste Theil, die Armee des Kronprinzen, bestand aus 4 Armeecorps, Benedek hatte 7 und die Sachsen 23.000 Mann, sonach beinahe die doppelte Uebermacht. Das war doch ein großes Glück, dies mußte den gesunkenen Muth wieder neu belebend elektrisiren. Nicht das Glück, sondern das Selbstvertrauen fehlte, wodurch Benedek die Fähigkeit verlor, das Glück beim Schopfe zu packen.

Statt den Kronprinzen anzugreifen, wartete Benedek, *als er schon fertig war*, was der preußische Kronprinz zu unternehmen beabsichtige, ob er nicht uns in Mähren angreifen werde. Dies war doch ausgeschlossen, denn keinem vernünftigen Commandanten kann es einfallen, einen doppelt überlegenen Gegner und noch dazu unter dem Schutze einer Festung, anzugreifen. Eine der ersten Regeln ist, den Gegner nicht zu unterschätzen, d. h. ihn nicht für dumm zu halten.

Unser Hauptquartier wußte, daß der Kronprinz 4 Armeecorps und 1 Cavallerie-Division hatte, und kannte sogar die Dislocation der Corps-Commandos. Ohne ein gelehrter Militär zu sein, war die preußische Armee in Schlesien als nächster Theil des Gegners anzugreifen. Die Cavallerie zur Aufklärung voraus, zum Angriffe sich nicht zersplittern, alle Kräfte concentriren, die

schlesische Armee nicht zur I. Armee zu treiben, sondern beide zu trennen. Daß dieses blos einem gesunden Verstande entspricht, der nicht durch Büffeln bei unfähigen Professoren verkrüppelt wurde, beweist, daß damals meine Frau sagte: „Der preußische Kronprinz wäre so anzugreifen, daß unsere Armee sich wie ein Keil zwischen die feindlichen Armeen hineinschiebe, um ihre Vereinigung zu verhindern."

Ich dachte mir den Vorgang wie folgt:

Edelsheim bleibt im nördlichen Böhmen zur Beobachtung, Clam und die Sachsen werden herangezogen, die leichte Cavallerie-Division mit zwei Reserve-Cavallerie-Divisionen klären auf, umklammern beide Flanken der II. Armee, um jede ihrer Bewegungen zu erfahren. Der Angriff geschieht hauptsächlich auf die feindliche rechte Flanke, und damit dieser gelinge, muß über Freiwaldau gegen das 6. preußische Corps bei Neusse demonstrirt werden. Clam und die Sachsen werden gegen die feindliche rechte Flanke disponirt, wo das 1. Corps, mit Bonin als Commandanten, stand, wieder ein Glück, da dieser, wie es sich später erwiesen hat, der Ungefährlichste unter den vier Corps-Commandanten war. Die Einleitung zum Aufmarsche ist Sache der Operationskanzlei. Die Prüfung aber, ob alles den Ansichten des Armee-Commandanten entspreche, war Benedek's Pflicht. Dieser war zweifellos sehr verständig, unbegreiflich, daß ihm seine Unkenntniß der Generalstabswissenschaften derart deprimirte, daß er sich von Krismanič, diesem Theoretiker, ganz hypnotisiren ließ.

Krismanič wollte aber die Armee des Prinzen Friedrich Carl, beim Kronprinzen vorüberziehend, zuerst angreifen. In diesem Falle war die kürzeste Linie auf Jičin zu wählen, aber die berühmte Königshofer Stellung, welche seitwärts der Operationslinie liegt, zog ihn magnetisch an. Ich erinnere mich jetzt noch auf die Zeiten, in denen ich im Landesbeschreibungsbureau war und dort sah, welche übertriebene Wichtigkeit militärischen Stellungen beigelegt wurde.

Geeignete Stellungen, auf der Operationslinie gelegen, sind gewiß für den Schwächeren sehr vortheilhaft, aber der Stärkere kann gewöhnlich den Gegner aus jeder Stellung herausmanövriren, in einer seitwärts gelegenen Stellung aber braucht der Stärkere den Schwächeren nicht aufzusuchen. Bei dieser Gelegenheit sieht man, wie sehr es auf gute Professoren ankommt, denn von

Schülern kann nicht erwartet werden, daß sie eine kritische Sonde anlegen und aus sich selbst heraus die Wahrheit finden, nach der sie dürsten. Eine Schule kann statt zu nützen auch schaden, trotz qualvoller Prüfungen.

Beim Abmarsche der Armee herrschte Jubel in den Standlagern. An 180.000 Soldaten, dazu ein ungeheurer Troß von Wagen und Pferden, von Schreibern und Dienern, wogten gegen Nordwest. Mit ihnen sollten sich dann die 60.000 Oesterreicher und Sachsen vereinigen. Die Colonnen bewegten sich längs der preußischen Grenze auf drei Straßen gegen Josefstadt. Um den Flankenmarsch zu decken, erhielt die Cavallerie-Division Taxis den Auftrag, zu verschleiern und gegen den Kronprinzen aufzuklären, zu welchem Zwecke sie auf eine lange Strecke in Abtheilungen von zwei oder drei Escadronen vertheilt war. Das zweite Armeecorps, welches schon am weitesten vorne gegen Böhmen lag, erhielt den Befehl, an der Grenze hinter der Cavallerie-Division Aufstellung zu nehmen, um einem Seitenstoße aus Preußisch-Schlesien zu begegnen.

Der Marsch der Armee wurde bei glühender Sommerhitze ohne Rasttag mit möglichster Schnelligkeit vollführt. Die meisten Truppen waren 7 bis 11 Tage auf dem Marsche und angewiesen, sich die Lebensmittel auf dem Wege durch Handeinkauf zu beschaffen, wodurch die später Marschirenden nicht selten Mangel litten. Es wurden nur bis drei Meilen täglich zurückgelegt, aber durch Stockungen entstanden bei den endlosen Colonnen stundenlange Verzögerungen. Am 28. Juni waren fünf Armeecorps bei Josefstadt vereint, das 2. Corps traf einen Tag später ein.

Krismanič drängte jetzt selbst zur Eile, um die Stellung bei Josefstadt zu erreichen, denn schon kam die Kunde, daß die Preußen von drei Seiten gegen Böhmen vorrückten; früher als sie im Mittelpunkte zu erscheinen, war von der höchsten Wichtigkeit. Kriegerischer Sinn beseelte die Truppen, von freudiger Siegeszuversicht waren, mit Ausnahme der obersten Spitzen, Officiere wie Soldaten bewegt; sie unterschätzten den Gegner und hofften ihn durch ihre Stoßtaktik über den Haufen zu rennen. Tausende von Landleuten waren an den Straßen und boten Lebensmittel feil. In Deutschland hatte das Volk vorwiegend das Gefühl, daß der Ehrgeiz des leitenden Ministers einen Bruderkrieg entzündet habe; in Oesterreich hingegen empfanden alle, daß der Kampf dem Reiche

zur Vertheidigung seiner Machtstellung aufgezwungen wurde. Der Krieg war, mit Ausnahme der Ungarn, besonders für die Deutschen der Monarchie eine Herzenssache und ihre heißen Wünsche begleiteten das Heer in den Kampf.

Benedek selbst mit seinem Stabe bestieg am 22. Juni die Eisenbahn. Ungar von Geburt und Temperament, Großösterreicher von Erziehung und Beruf, zeigte er sich bald von Hoffnungen gehoben, bald von seiner Riesenaufgabe niedergedrückt. Es wechselten diese Gefühle fast unvermittelt. Sein Abschied von Olmütz schwankte zwischen soldatischem Uebermuth und Sentimentalität. Zu den Damen, die ihm zum Abschiede einen Blumenstrauß überreichten, sagte er: „Beten Sie für uns; wenn wir Schläge bekommen, haben Sie zu wenig gebetet.“ Eine Mutter ließ ihm durch ihre Tochter Blumen übergeben; er nahm sie mit Dank an und forderte das Mädchen auf, es solle der Armee zum Kampfe seinen Segen geben; ihre schüchternen Begleitworte nahm er für ein gutes Zeichen hin. Daß sich hinter diesem Gebaren die Kämpfe eines weichen, tiefen Gefühles verbargen, zeigte der Brief, den er kurz vor seiner Abreise an seine Gattin schrieb. Niemand wird ihn ohne Rührung lesen.

* * *

Am 28. Mai marschirte die Division Fürst Taxis, zu der das Husaren-Regiment Nr. 6 eingetheilt war, nach Freiwaldau und bezog die angewiesenen Stationen. Zu dieser leichten Cavallerie-Division gehörten noch die Husaren-Regimenter Nr. 4, 12 und 14. Fürst Taxis, von dem im ersten Bande wiederholt die Rede war, hatte ganz das Zeug in sich, ein guter Cavallerieführer zu sein, nur fehlte ihm wegen Mangel an Wissen das Selbstvertrauen; er brauchte den richtigen Generalstabschef mit cavalleristischem Blute in seinen Adern, wie z. B. der Likaner Hauptmann Zastawnikowić es war, der den General Ottinger zum berühmten Manne gemacht hat.*)

Mein Brigadier war Generalmajor Graf Westphalen, ein sehr tapferer Soldat.

Am 29. Mai traf mein Regimentsstab mit der 1. Division bei Freiwaldau und am 31. Mai die 2. Division bei Jungferndorf

*) „Memoiren eines österr. Veteranen“, S. 108.

ein. Von nun an begannen beide leichten Cavallerie-Divisionen, Baron Edelsheim und Fürst Taxis, die Aufklärungen, welche nach der preußischen Kriegserklärung am 21. Juni, die eine Officierspatrouille meines Regimentes in Empfang nahm, die Cavallerie-Division Fürst Taxis in Feindes Land führten. An diesem Tage bivouaquirte die 1. Division des Regimentes, bei der ich mich befand, bei Sandhübel, die 2. Division unter Major Baron Lederer bei Friedeberg.

Im Feldzuge 1866 waren die Leistungen unserer Cavallerie in Bezug auf den Aufklärungsdienst mustergiltig. Nie war ein Armee-Commando besser orientirt. Das Armee-Commando war bis zur Schlacht von Königgrätz über alle drei preußischen Armeen richtig unterrichtet, nur am 28. Juni beim Gefechte von Skalitz war es über das 6. preußische Armeecorps im Zweifel und vermuthete, daß es mit Steinmetz schon vereinigt sei, während dies blos von einer Brigade der Fall war. Vor und am Schlachttage von Königgrätz war es über die Armee des Generals Herwarth und des Prinzen Friedrich Carl durch General Baron Edelsheim genau unterrichtet, und vom preußischen Konprinzen wußte es, daß er tags vor der Schlacht an der Elbe in Königinhof ꝛc. stand; es mußte daher dessen Eingreifen in die Schlacht als sicher voraussetzen. Die Preußen waren dagegen von ihrer Cavallerie schlecht bedient, Benedek war schon bei Josefstadt concentrirt und Moltke hatte davon keine Ahnung, und vor Königgrätz vermuthete er unsere Armee hinter der Elbe zwischen Josefstadt und Königgrätz.

Im ganzen Feldzuge 1866 war die preußische Cavallerie entweder ganz nahe an ihrer Infanterie oder rückwärts derselben; erst 1870/71 ging sie im zweiten Theile des Feldzuges weit voraus, stieß aber damals ebenso wenig auf die französische Cavallerie, wie wir 1866 auf die preußische gestoßen sind. In einem Zukunftskriege wird es anders werden; beide feindlichen Cavallerien werden weit voraus eilend, aufklären, es wird sich dann darum handeln, ob es der einen gelingt, die gegnerische Cavallerie aus dem Felde zu schlagen, um freie Bahn zu erhalten; jedenfalls erwächst der schwächeren eine schwierige Aufgabe, jedoch ist es viel besser, eine schwächere aber tüchtige und gut geführte Cavallerie zu besitzen, als eine quantitativ stärkere aber minderwerthige und schlecht geführte.

Die Division Taxis erhielt den Befehl, nach Preußen einzurücken, alle kleineren Abtheilungen zurückzujagen und die Nachricht

zu verbreiten, daß die Armee nach Schlesien einmarschire. Ohne nachfolgender Infanterie konnte die Täuschung nicht lange dauern.

Das 2. Armeecorps verblieb in seiner Aufnahmsstellung hinter der Cavallerie-Division stehen. Da wir am 21. den Vorstoß machten, war ich überzeugt, daß am 22. von Seite der Preußen eine Recognoscirung geschehen werde. Ich bezeichnete dem Oberstlieutenant Suchodolski den Aufstellungsplatz der Division auf einer Anhöhe, selbst verdeckt, von der die aus Preußen führende Straße übersehen werden konnte. Ich selbst ritt mit vier Reitern bei Tagesanbruch recognosciren. In Preußen war noch alles ruhig, es war ein Plateau mit tiefen Thälern, in denen die Ortschaften lagen. Ein Landmann bezeichnete mir einen der ersten in der Tiefe, daher nicht zu sehenden Orte, in welchem Cavallerie und Infanterie übernachtet haben sollen. Bald darauf bemerkte ich Staub und Uhlanen aufs Plateau reiten. Die Straße führte über unsere Grenze in einem Thale mit Wald auf dem Abhange. Der Wald hörte auf der Anhöhe auf. Hinter diesem an der Ecke stellte ich mich verdeckt auf, um den Einmarsch zu beobachten. Eine halbe Escadron bildete die Vorhut, zwei Bataillone Infanterie folgten, dann schnitt es ab.

Gleich anfangs sandte ich zwei Reiter zum Oberstlieutenant Suchodolski, ich selbst folgte mit den anderen zwei Reitern, als ich gesehen habe, daß es blos eine Recognoscirung sei, und ritt so schnell ich nur konnte, jedoch traf ich auf Einschnitte, Gartenzäune und Gehöfte, so daß ich erst auf dem bestimmten Aufstellungsplatze anlangte, als schon die Spitze der Avantgarde am Fuße der Anhöhe angekommen war, auf welche zwei Serpentinen führten. Was fand ich? Welche Entrüstung meinerseits! Nur den Bereitschaftszug unter Oberlieutenant Huber und die Sättel der Division, mit welcher Oberstlieutenant Suchodolski, der Kriegserfahrene aus 1830, zum Tränken geritten ist, welchen die zwei vorausgesandten Reiter erst zurückholten. Ich sagte zu Oberlieutenant Huber: „An Ihnen hängt die Ehre des Regimentes, reiten Sie in Carrière die Straße hinab bis an die Bajonnette der feindlichen Infanterie. Diese muß zum Stehen gebracht werden, daß die Cavallerie umkehrt, dafür hafte ich." Der Zug jagte wirklich in Carrière die Straße hinab, was die Pferde gehen konnten, eine dichte Staubwolke erhob sich, die feindliche Cavallerie machte kehrt, und floh in den Ort Breitenfurth. An dessen Ausgang war die Infanterie schon ange-

kommen. Als die Infanterie die Staubwolke sah, lief ein Zug in eine Remise auf dem rechten Abhange, ein zweiter Zug auf den Abhang links, um von beiden Seiten ein Flankenfeuer zu geben; sie trugen aus den ersten Häusern Bänke und Tische heraus, und machten, sobald ihre Cavallerie passirt war, eine Barricade.

Der Zug Husaren kam in drei Feuer, trotzdem kehrte Huber erst unmittelbar vor der Barricade um; der Anblick seiner Bravour rührte mich zu Thränen, auch bemächtigte sich meiner ein Gefühl der Sicherheit, denn ich sah, daß die Leute unbedingt ihrem Führer folgen. Trotz des Feuers von drei Seiten gab es nur 1 Mann, 1 Pferd todt, 2 Mann, 1 Pferd schwer verwundet und einige leicht verwundete Pferde; dies die Folge des schnellen Reitens.

Bei dieser Gelegenheit sah ich die Initiative der Untercommandanten bei der preußischen Infanterie, die unserer Infanterie damals fehlte.

Die feindliche Infanterie besetzte eine Waldlisière, welche sich auf dem Abhange des Plateaus befand, schoß erfolglos gegen die mittlerweile eingerückte und gedeckt aufgestellte Division; wäre die Infanterie ins Freie vorgebrochen, hätte ich sie von der Flanke her attaquirt, sie zog sich aber bald zurück. Ich sandte ihr einen Zug nach, der Vorposten bezog und in ein Geplänkel gerieth, bei welchem 1 Mann verwundet wurde. Mit Tagesanbruch am 23. Juni traf vom Major Baron Lederer folgende Meldung ein: „Ich erwarte ernsten Angriff von Seite der mir gegenüberstehenden feindlichen Infanterie-Brigade; werde mich fechtend so zurückziehen, daß ich um 2 Uhr Nachmittags bei der Waldlisière bei Freiwaldau eintreffe." Infolge dieser Meldung ging ich nach Freiwaldau zurück, wo pünktlich 2 Uhr die ersten Reiter an der Lisière nördlich Freiwaldau erschienen waren. Das vereinte Regiment marschirte nach Weißenberg, wo es zur Brigade stieß. Das Regiment machte die bestimmte Meldung, daß die Armee des Kronprinzen gegen Glatz mit allen 4 Armeecorps marschire, was sich auch bestätigt hat. Am 28. Juni traf die Cavallerie-Division Taxis um 10 Uhr Vormittags bei Jasena ein, nachdem sie kurz vorher beim 2. Armeecorps-Commando vorübermarschirte, welches deliberirte, ob es auf den Kanonendonner bei Skalitz marschiren solle oder nicht und sich für letzteres entschied.

Man hörte Kanonendonner bei Skalitz und erfuhr, daß Tags zuvor das 6. Armeecorps von General Steinmetz mit großem

Verluste bei Wysokow geschlagen worden war; diesen Tag war das 8. Armeecorps, Erzherzog Leopold, bei Skalitz mit dem preußischen 5. Corps im Gefechte. Während des Fütterns wurden die Brigadiere und Oberste zum Divisionär gerufen und der Befehl ertheilt zu satteln, um in die Flanke Steinmetz' zu marschiren: „in einfacher Colonne — Württemberg an der Tête.“ Der damalige Rittmeister Benkö des Husaren-Regimentes Nr. 14 wurde zum 6. und 8. Corps gesendet mit der Meldung, daß die 2. leichte Cavallerie-Division in die feindliche Flanke marschire. Erzherzog Leopold, der den Auftrag hatte, sich in kein ernstes Gefecht einzulassen, sagte: „Der Fürst möge machen, wie er will, wir brauchen ihn nicht.“*) Unsere sämmtlichen Armeecorps, selbst das 2. bei Neu-Pleß, waren außer dem 1. und den Sachsen concentrirt. Das Armee-Commando selbst in Josefstadt. So richtig im Allgemeinen auch der Grundsatz ist, stets auf den Kanonendonner zu marschiren, so hätte ich es damals wohl für gebotener gefunden, das Armee-Commando, welches so nahe war, um dessen Intentionen zu fragen, damit im Einklange und nicht etwa gegen die Ansichten desselben gehandelt werde. Das zersplitterte Auftreten einzelner Truppenkörper kann zur Erreichung des Sieges nie das Gleiche leisten, wie harmonisches Eingreifen aller, ja selbst verderbend wirken, wie es sich so drastisch bei uns gezeigt hat, indem 4 Armeecorps einzeln noch vor der Hauptschlacht mit großen Verlusten geschlagen worden sind.

Ich wählte jene Straße, welche auf den Rauch der feindlichen Geschütze führte; marschirt wurde im Trab. Ich wollte auf dem kürzesten Wege die feindliche Flanke gewinnen, um vor Allem noch vor Beendigung des Gefechtes mit unserem 8. Armeecorps in Verbindung zu kommen. Nach kurzer Zeit kam jedoch der Generalstabschef und forderte mich auf, rechts auszubiegen, um den feindlichen Rücken zu gewinnen; Gegenvorstellungen blieben fruchtlos. Der Generalstabschef behielt trotz der Gegenvorstellung, daß man erst nach Abbruch des Gefechtes in der Dunkelheit eintreffen werde, Recht, und übernahm die Führung. Die Cavallerie-Division kam in der Dämmerung weit hinter dem Rücken des Feindes an. Ich erhielt Befehl, den Feind zu suchen und rückte so wie bei einer Treibjagd in weit ausgedehnter Front in der Richtung gegen Skalitz vor,

*) Rittmeister Benkö fand bei seiner Rückkehr die 2. leichte Cavallerie-Division nicht mehr in Jasena.

nach kurzer Zeit jedoch wurde ich zurückberufen und die Cavallerie-Division rückte unverrichteter Dinge mit abgehetzten Pferden bei stockfinsterer Nacht in ihr Lager bei Jasena wieder ein. Wo wir waren, weiß ich nicht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Erscheinen der Cavallerie-Division in der feindlichen Flanke noch während der Dauer des Gefechtes eine Wirkung hervorgebracht haben würde, jedoch jetzt, wo alle Ereignisse geschichtlich bekannt sind, sieht man, daß dieser Vormarsch unter allen Umständen nutzlos war, nachdem das 8. Armeecorps gar nicht ernstlich kämpfen sollte, weil das Armee-Commando jede ernste Action hier vermeiden wollte, und noch immer die Idee festhielt, zuerst den Prinzen Friedrich Carl anzugreifen.

Dem Feldmarschall-Lieutenant Fürsten Taxis wurde dieser resultatlose Vormarsch oft übelgenommen, wie man aber nachträglich durch die bekanntgewordenen Details weiß, war es ein Glück; denn würde die 2. Cavallerie-Division wirklich in Action getreten sein, so hätte sie das Schicksal des 6., 8., 10. und 1. Corps nutzlos getheilt.*)

Post festum ist es wohl leicht, ein siegreicher Stratege zu sein, aber damals am 28. Juni lag die Situation derart, daß selbst untergeordnete Truppenofficiere mit ihrem natürlichen Menschenverstande die Ansicht aussprachen, das exponirte preußische 5. Armeecorps müsse bei der dem Armee-Commando zu Gebote stehenden Uebermacht zertrümmert werden. Auch Steinmetz soll am Morgen dieses Tages einen übermächtigen, umfassenden Angriff erwartet haben, doch weder er, noch das preußische Hauptquartier wußten, daß unsere Armee schon concentrirt sei. Würde Steinmetz am 28. Juni von Benedek bei unserer großen Uebermacht umfassend angegriffen worden sein, so hätte die zweite leichte Cavallerie-Division auf dessen Rückzugslinie nach Wisokow disponirt werden müssen. Auch diesmal verließ Benedek das Glück nicht, nur hatte er seine Zuversicht und seinen klaren Blick verloren. Denn ein größeres Glück konnte es doch nicht geben, als das einzelne feindliche

---

*) Ich erinnere mich, daß, als wir dort ankamen, von wo wir wie[illegible] umkehrten, es dämmerte und daß wir bei Nacht den Rückmarsch macht[illegible] So erinnert sich auch mein damaliger Regimentsadjutant, Major Baron Lede[illegible] jedoch, der jetzige General der Cavallerie, hat es ganz vergessen, und [illegible] General der Cavallerie Rodakowski behauptet, daß wir noch bei Tag [illegible] Jasena zurückgekommen sind.

Corps an die Geschütze und Bajonnette unserer concentrirten Armee anrennen und in die Gefahr kommen, daß ihr Rückzug abgeschnitten werde, jedenfalls jener des 5. preußischen Armee-corps. Am 28. Juni hätte die Ueberlegenheit des Hinterladers und der besseren militärischen Ausbildung der preußischen Infanterie paralysirt werden können, und wenn wir auch schließlich nicht den Feldzug gewonnen hätten, zu einem Debacle unserer so tapferen Armee wäre es aber nie gekommen.

Feldzeugmeister Benedek hatte am 27. Juni, sowie der Erzherzog Albrecht in Italien, die innere Linie. Beide mußten trachten, einen der zwei Gegner anzugreifen, bevor dieselben sich vereinigten. Der Erzherzog beschloß, den Stärkeren, den König, anzugreifen; dasselbe hatte auch Benedek, recte Krismanič, vor. Nur in Italien war der Schwächere, Cialdini, zugleich auch der Weitere; er konnte höchstens in fünf Tagen an der Etsch erscheinen, der König hingegen war nur zwei Tagmärsche von unserer Armee entfernt, in Böhmen aber war der Schwächere, der preußische Kronprinz, unmittelbar mit unserer Armee in Berührung und dessen Armee-corps noch in Gebirgspässen von einander getrennt; dieser hätte daher angegriffen werden müssen.

Der Erzherzog Albrecht vereinigte seine ganze Armee gegen den König und ließ gegen Cialdini am Po blos ein Husaren-Regiment und ein Jäger-Bataillon stehen, was ihn allein schon zum Feldherrn stempelte, während John dafür gewesen sein soll, eine Brigade am Po zu lassen. Die Italiener hatten kein Zündnadelgewehr, welches dreimal so schnell schoß, als das unsere. Umsomehr hätte Feldzeugmeister Benedek mit ungetheilter Macht mit Heranziehung des 1. Armeecorps und der Sachsen angreifen müssen. Das Stellen schwacher gegen feindlich überlegene Kräfte erwies sich meistens schlecht, mit Ausnahme schwer zu umgehender Defilées oder fester Stellungen. Weichen solche Truppen ohne ernsten Kampf zurück, so halten sie den Feind nicht viel mehr auf als Cavallerie, fechten sie aber standhaft, so werden sie aufgerieben und können sogar gefangen werden. Im Feldzuge 1866 hatten wir vier solche Beispiele. Meistens handelt es sich um prompte und sichere Benachrichtigung der feindlichen Vorrückung und dazu genügt Cavallerie.

Prinz Friedrich Carl hatte viereinhalb Armeecorps, der preußische Kronprinz vier Armeecorps; Feldzeugmeister Benedek

hatte bei Josefstadt fünf Armeecorps, das zweite hätte aber mit der zweiten Cavallerie-Division noch am 27. für den 28., wenigstens für Nachmittags, herangezogen werden können. Dasselbe hätte mit dem 1. Armeecorps und den Sachsen geschehen sollen, welche aber nicht vor dem 29. hätten eingreifen können. Bei der im Hauptquartiere herrschenden Ungenauigkeit der Expeditionen hätte es selbstverständlich auch in diesem Falle nicht geklappt. Z. B. am 28., 6 Uhr Abends, wurde der Befehl an alle Unterbefehlshaber mit der Ankündigung des Vormarsches nach Jičin expedirt, am 29. Früh wurde Alles widerrufen und die Corps in die Stellung südlich von Königinhof disponirt. Der zuerst angeführte, vom 27. datirte und am 28., 6 Uhr Abends expedirte Befehl traf unbegreiflicher Weise erst den 29., 2 Uhr Nachmittags, in Jičin ein, hatte aber keine Giltigkeit mehr. Ein gut berittener Reiter braucht von Josefstadt nach Jičin drei Stunden. Der Widerruf vom 29., $^3/_4$7 Uhr Früh, kam erst um 7$^1/_2$ Uhr Abends in Jičin durch einen Officier an, sonach zu spät! nach der verlorenen Schlacht. Ein um Mittag des 29. expedirtes Telegramm vom sächsischen Kronprinzen an das Armee-Commando blieb unbeantwortet, weil das Hauptquartier nach Dubenetz verlegt und keine Telegraphenleitung von Josefstadt nach Dubenetz errichtet worden war.

General Krismanič wollte am 27. mit zwei Armeecorps den preußischen Kronprinzen in den Gebirgspässen festhalten und mit vier Armeecorps sich mit dem ersten und den Sachsen zum Angriff der Armee des Prinzen Friedrich Carl vereinigen, wodurch auch dort die Uebermacht in Anbetracht des Zündnadelgewehres nicht genügt hätte,

Auffallend bleibt, daß Feldzeugmeister Benedek, diese sonst so thätige und tapfere Soldatennatur, am 27. nicht selbst beim 6. Armeecorps war, er würde gewiß von einem günstigeren Punkte als Feldmarschall-Lieutenant Raming den Gang des Gefechtes beobachtet und die Lage schon Mittags richtig erkannt haben.*) Unerklärlich ist auch, daß die Preußen so schnell aus dem Defilée bei Wisokow sich entwickelten, trotz der guten Stellung, von welcher aus das Debouchiren gehindert werden konnte.

*) Benedek lag krank im Bett.

Sobald es sich zeigte, daß General Steinmetz am Debouchiren aus dem Passe bei Nachod nicht gehindert werden konnte, war ein weiterer Kampf unnöthig, dagegen hätten sogleich die Dispositionen zum umfassenden Angriffe des 5., eventuell auch des 6. preußischen Armeecorps für den 28. ertheilt werden müssen, selbsterständlich an die entfernteren zuerst.

Die 2. leichte Cavallerie-Division wäre für den 28. nach Wysokow zu dirigiren gewesen, um theils den Rückzug zu verlegen, theils gegen Nachod aufzuklären. Das 2. Infanterie-Armeecorps war in zwei Colonnen gegen Kleny und Wysokow zu disponiren, dessen Transport möglichst mittelst Wagen zu veranlassen, wozu die Relais in der Höhe von Josefstadt vom Armee-Commando zu besorgen gewesen wären. Die Sachsen mit dem 1. Armeecorps waren in Eilmärschen nach Königinhof zu bestimmen, wo die weiteren Befehle hätten erfolgen sollen. Vor Allem war für eine pünktliche und schnelle Expedition zu sorgen in erster Linie mittelst Telegraphen, dann auf verschiedenen Straßen mittelst gut berittener Officiere.

Noch in der Nacht des 27. hätte eine Reserve-Cavallerie-Division nach Slatina marschiren sollen, um bei Tagesanbruch über Cerwena Hora gegen Eipel und über Roth-Kostelek und Hronow gegen das Gardecorps aufzuklären, eine zweite Reserve-Cavallerie-Division hätte ebenfalls über Cerwena Hora nachmarschiren müssen. Mit einem Regimente gegen Zernow, um einem bei Zernow übergehenden Infanterie-Armeecorps Luft zu machen, und mit drei Regimentern über Lhota gegen Wysokow und Nachod, um theils im Rücken des Feindes anzugreifen, theils um gegen das 6. preußische Armeecorps aufzuklären. Ein Infanterie-Armeecorps hätte bei Tagesanbruch über Zernow nach der Kirche von Studenz, dann zu beiden Seiten der Eisenbahn gegen Süden vorrücken und die Höhen östlich von Zlič besetzen sollen. Sobald das Armeecorps bei Zernow die Aupa passirte, hätte ein Infanterie-Armeecorps bei Zlič über die Aupa gehen sollen und sich mit dem bei Zernow übergegangenen Armeecorps in Verbindung setzen und auf den Höhen östlich der Aupa mit der Front nach Süden Stellung nehmen sollen. Sowohl bei Zernow als Zlič waren Brücken zu schlagen.

Ein Infanterie-Armeecorps hätte noch am 27. Abends Skalitz besetzen und es zur Vertheidigung einrichten sollen. Ein viertes Infanterie-Armeecorps wäre hinter Skalitz in Reserve zu belassen

gewesen.*) Jedem Armeecorps war die Absicht klar mitzutheilen. Genügende Brücken wären herzustellen gewesen, um die Offensive ergreifen zu können, sobald die Umgehung im Norden zu wirken angefangen hat. Eine Reserve-Cavallerie-Division hätte gegen Jičin gehen und gegen Prinz Carl aufklären sollen.

Nach der Hand zeigte sich Alles für Benedek am 28. günstiger als erwartet werden konnte. Das Gardecorps hatte sich ganz gegen Trautenau gewendet, vom 6. preußischen Armeecorps war blos eine Brigade am 28. Vormittags mit Steinmetz vereinigt, Bonin lagerte auf preußischem Boden.

Am 28. wäre Steinmetz und eine Brigade des 6. preußischen Armeecorps jedenfalls zertrümmert worden, am 29. hätten die anderen preußischen Corps entweder den Rückzug nach Preußen angetreten, in welchem Falle Benedek gegen den Prinzen Carl marschiren konnte, oder der preußische Kronprinz hätte sich gegen Benedek gewendet; in diesem Falle war letzterer dem Gardecorps, eventuell auch dem 1. preußischen und dem Rest des 6. Armeecorps gewachsen, denn am 29. Nachmittags hätten schon die Sachsen und unser 1. Armeecorps eintreffen können und vor dem 29. Nachmittags wäre es wahrscheinlich wegen zu großer Entfernung und Ermüdung beider Gegner gar nicht zu einer größeren Action gekommen. Jedenfalls hatte Benedek mit fünf Corps gegenüber zwei, eventuell drei Corps eine solche Uebermacht, daß er ruhig das Eintreffen des 1. Corps mit den Sachsen abwarten konnte.

Moltke wußte recht gut, daß die Zweitheilung der Armee und deren Vereinigung in Böhmen der vereinigten österreichischen Armee gegenüber eine große Gefahr bilde. Er wollte schon viel früher, bevor die österreichische Armee fertig war, losschlagen, jedoch der Abscheu des Königs vor dem Kriege mit Oesterreich verzögerte Alles. Das ersieht man aus Briefen Moltke's vom 22. Juni an beide Prinzen, daß er nicht glaube, daß die österreichische Armee schon so bald in Böhmen concentrirt sein werde. In denselben schreibt er: „Nach allen hier vorhandenen Nachrichten ist es durchaus unwahrscheinlich, daß die Hauptmacht der Oesterreicher in den allernächsten Tagen schon im nördlichen Böhmen concentrirt stehen könne."

*) Inclusive des 2. Armeecorps — 5. Armeecorps; dieser Uebermacht war nicht zu widerstehen.

Ein Brief desselben Tages an den Prinzen Friedrich Carl beweist, daß er die gefährliche Krisis sah und sie beschwören wollte. Dort heißt es: „Da der schwächeren Armee die schwierige Aufgabe des Debouchirens aus dem Gebirge zufällt, so wird, so bald nur erst die Verbindung mit dem Corps des General von Herwarth bewirkt ist, der ersten Armee umsomehr obliegen, durch ihr rasches Vorgehen die Krisis abzukürzen."

Unsere Concentrirung bei Olmütz ließ den Preußen einen Einfall in Schlesien befürchten, das man nicht kampflos preisgeben wollte. Aus diesem Grunde wurde die zweite Armee auf vier Armeecorps verstärkt, zusammen 130.000 Mann, welche in einer zur Vertheidigung wohl vorbereiteten Stellung nach Ansicht Moltke's so lange Widerstand leisten konnten, bis Friedrich Carl zu Hilfe kam. Trotz der Zweitheilung war der Erfolg für Moltke, sowie 1757 für Friedrich den Großen, der auch in zwei getrennten Colonnen nach Prag marschirte.

Dieser Erfolg darf aber nicht irreführen, denn er wurde in beiden Fällen nur durch die Passivität des Gegners herbeigeführt. Auf Fehler des Gegners soll und darf doch nie gerechnet werden. Moltke sagt: „Derjenige bleibt Sieger, welcher die wenigsten Fehler macht." Befinden sich beide Theile so weit von einander entfernt, daß sie sich an demselben Tage nicht unterstützen können, daher der eine Theil Gefahr läuft, von dem vereinigten Gegner geschlagen zu werden, so ist die Zweitheilung unbedingt schlecht, trotz der Ansicht des General Schlichting, welcher der Welt weißmachen will, Moltke habe ein neues strategisches Verfahren gefunden, welches Napoleon I. in den Schatten stellt. Sind jedoch beide Theile einander so nahe, daß sie den Gegner zwischen zwei Feuer bringen können, so ist die Zweitheilung, mit einem guten Commandanten bei jenem Theile, bei welchem der Armee-Commandant nicht ist, vortheilhafter, als erst eine Umgehung aus der concentrirten Armee einleiten zu müssen. Die Zweitheilung der Preußen am Schlachttage erwies sich für uns so verheerend, weil die Klappe zugezogen werden konnte; doch hätte die Zweitheilung uns nur zum Rückzuge gezwungen und durchaus aber nicht ein Debacle herbeigeführt, wenn der Kronprinz durch eine, besser durch zwei Cavallerie-Divisionen beobachtet und die vorbereitete Hackerstellung nicht infolge ungehorsamer Pflichtverletzung verlassen worden wäre. Die Entfernung des Kronprinzen war eigentlich zu

weit, denn dessen Truppen lagen 16 bis 20 km vom Centrum entfernt, daher konnte, der Aufbruch um 7 Uhr vorausgesetzt, nur die 1. Garde-Division um Mittag eintreffen, sie traf aber erst um 2 Uhr Nachmittags ein, alles andere viel später. Die grundlosen Wege verzögerten den Marsch, und um wie viel Stunden hätte durch Cavallerie und noch mehr durch die Vertheidigung der Hackenstellung der preußische Anmarsch verzögert werden können? Das rechtzeitige Eingreifen des Kronprinzen hing an einem Faden.

Als Friedrich Carl hinter der Iser stand und der Kronprinz über Nachod, Eipel und Trautenau mit drei Corps in Böhmen, und zwar in unmittelbarer Nähe unserer sechs Corps einbrach, so mußte er angegriffen werden, wenn auch Prinz Carl das strategische Object war, weil von ihm aus die kürzere Linie nach Berlin führte.

Der taktische Sieg bleibt stets die Hauptsache.

Bei unserer doppelten Uebermacht, die zur Stelle war, stand dem Kronprinzen eine Katastrophe bevor. Man muß über das Glück staunen, welches Benedek mit seinen Gaben überschütten wollte. Die Phantasie eines Romanschreibers hätte beim größten Wohlwollen Benedek nicht mehr begünstigen können, als die Ereignisse es thaten. Man bedenke, daß am 27. Bonin von Gablenz geschlagen wurde und am 28. in Preußen war, daß die Garde bei Trautenau mit Gablenz focht, daß sonach Benedek am 28. gegen Steinmetz vier frische Armeecorps, noch dazu das Tags zuvor wohl geschlagene, aber nicht zertrümmerte 6. Corps hatte. Mit dieser Uebermacht mußte, wenn gut disponirt, Steinmetz vernichtet und gefangen werden. Am 29. hätte auch Clam mit den Sachsen, welche schon am 27. Abends heranzuziehen waren, gegen die Garden und eventuell gegen das 6. Corps kämpfen können, wenn der Kronprinz es nicht vorgezogen haben würde, sich zurückzuziehen und auf dem Umwege über Deutschland die Verbindung mit Friedrich Carl zu suchen. Die Heranziehung von Clam und der Sachsen hätte auch die Niederlage des Clam'schen Corps vermieden.

* * *

Am 22. Juni erging von Moltke der Befehl zum Einmarsche nach Böhmen mittelst folgenden Telegrammes: „Se. Majestät befehlen, daß beide Armeen in Böhmen einrücken und die Vereinigung gegen Jičin aufsuchen."

Am 23. Früh fand der Aufbruch statt.

Benedek begann seine Vorrückung am 18. von Olmütz, am 27. war er mit fünf Corps bei Josefstadt, das 2. Corps blos einen Marsch noch entfernt.

Anfangs ging Benedek von der richtigen Ansicht aus, daß der Kronprinz zuerst zur Stelle sein werde. Die Befehle am 20. Juni sagten, daß die österreichische Armee gegen die Päße des Riesengebirges zwischen Nachod und Trautenau zu schieben sei, um die preußische II. Armee zu erwarten und mit Uebermacht anzugreifen. Das war die Stimmung, in der am 21. Juni die preußische Kriegserklärung erhalten wurde, und in der Benedek in Trübau ankam, wo sein Hauptquartier fünf Tage blieb. So gedrückt Benedek in Olmütz war, so sehr rührten sich seine Lebensgeister wieder. Bei einem Spaziergange in Gesellschaft zweier Ordonnanzofficiere äußerte er sich, so wie Rittmeister v. Wersebe später erzählte, beim Abschiede von den beiden Officieren recht zuversichtlich in Bezug auf die Zweitheilung der Preußen, er sagte: „Ich glaube, ich werde sie doch schlagen." In diesen besseren Hoffnungen erging an die Sachsen und Clam der Befehl, nicht hinter die Elbe, sondern blos hinter die Iser zurückzugehen, welcher Befehl aber erst anlangte, nachdem die Sachsen schon einwaggonirt waren und daher wieder auswaggonirt werden mußten. Durch diese wechselnden Dispositionen und die verspätet eingetroffenen neuen Befehle kamen die Sachsen knapp vor den Preußen an der Iser an. Der sächsische Kronprinz erhielt den Oberbefehl über beide Corps. Eine allgemein gehaltene Instruction überließ alles seiner Einsicht. Er sollte die Preußen aufzuhalten trachten und im Falle eines bedeutend überlegenen Angriffes aber sich gegen Josefstadt zurückziehen. 60.000 Mann Oesterreicher und Sachsen gegen 140.000 Preußen, wenn erstere auch jedem entscheidenen Gefechte auswichen, war das doch eine sehr schwierige Aufgabe, umsomehr, als die drei wichtigsten Flußübergänge von Turnau, Podol und Münchengrätz mehrere Meilen von einander entfernt lagen, und die bei uns eingeführte Stoßtaktik mehr ungestüme Darauflosgeher heranbildete, als ruhig überlegende Taktiker, welche mit wenig Verlust ein hinhaltendes Gefecht zu führen verstehen. Diese 60.000 Mann hätten jedenfalls viel Ersprießlicheres mit der Hauptmacht vereint leisten können.

* * *

Am 26. Vormittags kam der Feldzeugmeister Benedek in Josefstadt an. Prinz Friedrich Carl war nun schon näher herangekommen als der Kronprinz, der noch nicht aus den Päſſen zu debouchiren angefangen hatte, sonach noch unfaßbar war. Daher wollte Benedek sich gegen Prinz Carl wenden, was er schon am 24. beschloß und demzufolge den Kronprinzen von Sachsen sein Erscheinen an der Iser angekündigt hat. Am 26. Juni wurde in diesem Sinne der Operationsplan ausgearbeitet und um 2 Uhr Nachmittags traf der telegraphische Befehl Benedek's an den sächsischen Kronprinzen ein, „die Flußübergänge um jeden Preis zu halten". Zugleich wurde die Unterstützung durch zwei Armeecorps, und zwar des 3. und noch eines zugesagt. Dies war die Ursache des Debacles des Clam'schen Corps und jedenfalls fehlerhaft, weil die Hauptmacht noch zur Unterstützung zu weit entfernt war. Man kann einige Stunden, einen halben Tag eine große Uebermacht aufhalten, aber niemand kann darauf rechnen, daß dies mehrere Tage möglich ist, außer in ganz exceptionellen Fällen, die hier nicht zutrafen.

Schon im ersten Gefechte bei Podol hatten wir todt und verwundet 30 Officiere, 588 Mann und ein paar hundert Gefangene, die Preußen jedoch als Angreifer blos 12 Officiere und 118 Mann. Dieser Unterschied des Verlustes blieb im ganzen Feldzuge fast gleich. Eine deutliche Lehre, wie überlegen das Zündnadelgewehr und die preußische Feuertaktik unserem Gewehre und unserer Stoßtaktik gegenüber war.

Um Mitternacht des 27. Juni kam ein neues Telegramm aus dem Hauptquartier. In diesem wurde mitgetheilt, daß Benedek durch das Erscheinen des Kronprinzen bei den Päſſen sich in seinem Marsche gegen Friedrich Carl gehemmt fühle. Alles wurde der Einsicht des sächsischen Kronprinzen überlassen. Dieses Telegramm war die Folge des unglücklichen Gefechtes bei Nachod.

Benedek wußte schon früher, daß die zweite Armee aus Schlesien anrücke. Unsere Cavallerie sah schon am 25. Juni, daß sich preußische Abtheilungen gegen den Paß von Trautenau schoben und am 26. wurde gemeldet, daß bei Trautenau, sowie gegen die Straßen von Braunau-Eipel und endlich vor Nachod sich starke Massen zeigen. Von Freiwaldau aus meldete ich der leichten Cavallerie-Division Fürst Taxis den Marsch von der zweiten Armee nach Glatz und die Cavallerie-Division dem Armee-Commando. Die zweite Armee war schon zum Greifen nahe und trotzdem wollte

Krismanič den Marsch gegen den entfernteren Friedrich Carl unternehmen.

Am Abend des 26. Juni entwarf Krismanič gleichlautende Befehle an alle Corps und Cavallerie-Divisionen, in welchen jedem detaillirt der Marsch vorgeschrieben wurde, ohne aber über das auszuführende Unternehmen eine Mittheilung zu machen. Dieser Befehl läßt alle Truppen gegen Josefstadt heranrücken, nur Gablenz und Raming werden zur Vertheidigung der Ausgänge der Päſſe disponirt. „Diese Verfügung", so lautete die einzig gegebene Aufklärung, „hat zum Zwecke, den noch nicht vollendeten Aufmarsch der Armee bei Josefstadt zu decken, was aber durchaus nicht hindern soll, dem Gegner, wo er sich zeigt, mit aller Energie auf den Leib zu gehen." Dies wäre sehr gut gewesen, wenn der Aufmarsch der Armee zum Zwecke geschehen wäre, um die beiden Corps rechtzeitig zu unterstützen und dem Kronprinzen die Schlacht anzubieten, wozu jedenfalls noch am 26. die Sachsen und Clam in Eilmärschen heranzuziehen waren. Ein Telegramm Benedek's vom Abende des 26. Juni an den ersten Generaladjutanten des Kaisers, Grafen Crenneville, sagte: „Diese Maßregel ist nur eine zeitweilige Sistirung der beabsichtigten Offensive, und werde ich zu dieser übergehen, sobald der Aufmarsch der Armee vollendet ist und ich über die dermalige Stellung meines Gegners sichere Kunde habe, was — wie ich hoffe — binnen wenigen Tagen der Fall sein soll."

„Binnen wenigen Tagen?" manövrirten denn die Preußen so langsam, daß nicht schon der 27. als ernster Kampftag vorauszusehen war? Die Absicht des Feindes lag doch klar. Bei dem Umstande, daß Benedek über jedes feindliche Corps, mit Ausnahme des sechsten, genau unterrichtet war, muß man staunen, daß nicht der richtige Entschluß gefaßt wurde. Schwierig ist der Entschluß, wenn man mangelhaft unterrichtet ist, oder gar nichts weiß, wie es bei den Preußen factisch der Fall war, welche ihre Cavallerie nicht zur Aufklärung benützten, wie es Napoleon I. so trefflich verstanden hat.

Gefecht bei Nachod.

Es handelte sich in erster Reihe um die Verhinderung des Debouchirens, daher, um die Besetzung und Vertheidigung des Plateaus von Wysokow, des Wenzelsberges, welches den Ausgang des Defilées beherrscht. Die preußische Avantgarde war schon den 26. Abends in Nachod; dessen Commandant recognoscirte bei Tagesanbruch den Ausgang des Defilées und nahm zehn Compagnien mit sich, während das Gros seiner Division noch drei Stunden rückwärts war.

Raming erhielt die Disposition Benedek's vom Abend des 26. Juni um $1^1/_2$ Uhr den 27. nach Mitternacht, worauf ohne Zeitverlust seine vier Brigaden aufbrachen, von denen die Brigade Hertwerk zuerst am Platze ankam. Dieser General führte nach einer kurzen Kanonade drei Bataillons zum Sturm gegen das Plateau, welches anfangs nur ein Bataillon mit sechs Geschützen besetzt hielt, welches heldenmüthigen Widerstand leistete. Der Sturm der Brigade Hertwerk war um 10 Uhr Vormittags abgeschlagen, nur das 25. Jägerbataillon hielt noch im Dorfe Wenzelsberg stand.

Kurz nach diesem Momente kamen beide Corps-Commandanten auf dem Kampfplatze an. Steinmetz gab den mittlerweile eingetroffenen sechs Bataillons der Avantgarde den Befehl, um jeden Preis das Plateau zu halten und dem Gros im Laufschritte anzurücken; die Cavallerie war schon zur Stelle. Raming, am Fuße des Wenzelsberges eintreffend, brachte zwei Brigaden mit. Er befahl, den Ausgang des Passes zu nehmen, wenn es auch noch so viel Blut koste. Die Preußen mußten sich auf das Plateau des Branka-Waldes zurückziehen, wo sie wieder Stellung nahmen.

Dieses Zurückweichen ungefähr zu Mittag überschätzte Raming unheilvollerweise. Er selbst war*) um diese Zeit bei Kleny zu weit und täuschte sich über die Gefechtslage so, daß er sogar an Benedek den günstigen Stand des Kampfes meldete, und es nicht für nöthig hielt, den Rest seiner Truppen zu einem einheitlichen Angriffe einzusetzen, die nur theilweise und einzeln noch ins Gefecht geworfen wurden. Er ließ durch die Reserve-Artillerie und fünfeinhalb Escadronen verfolgen, denen neun preußische Escadronen unter

*) Raming hatte diesen Tag heftige neuralgische Gesichtsschmerzen.

Generalmajor Wenk sich entgegenwarfen, statt einen einheitlichen Angriff mit seinem Armeecorps, unterstützt von der gesammten Artillerie, auf das Plateau des Branka-Waldes zu machen.

Steinmetz ließ die mittlerweile eingetroffene 10. Division Kirchbach zum Angriffe übergehen, und um 4 Uhr Nachmittags war das Gefecht für uns mit großem Verluste verloren; 105 Officiere und 2091 Mann todt oder vermißt; 122 Officiere und 2418 Mann verwundet, 5 Officiere und 977 Mann unverwundet gefangen. Viermal so viel als Preußen bedeckten den Kampfplatz, fünfmal so groß waren unsere Verluste, wenn man die Gefangenen mitzählt. Aber die Verluste der einzelnen Regimenter und Bataillons gaben noch ein ganz anderes Bild. Das 17. Jägerbataillon (Mährer), welches an der Seite des Regimentes Prinz von Preußen den verhängnißvollen Sturm gegen das Plateau unternommen hatte, ließ 9 Officiere und 269 Mann auf dem Platze — es war also jeder vierte Mann dem Zündnadelgewehre erlegen! Das Bataillon verlor, wenn man seine 63 Gefangenen hinzurechnet, nicht weniger als den dritten Theil seines Bestandes. Das Regiment Prinz von Preußen zog mit 2800 Mann in den Kampf und verlor 880 Mann, also gleichfalls mehr als ein Viertel; die Regimenter Franck und Gondrecourt den fünften, die Deutschmeister den siebenten Mann Dabei war zu beobachten, daß sowohl bei den Preußen wie bei uns verhältnismäßig doppelt so viel Officiere als Soldaten von der Kugel erreicht wurden. So kam es, daß im österreichischen Regiment Prinz von Preußen 23 Officiere todt blieben, 24 verwundet (kein einziger unverwundet gefangen); es war also hier weitaus mehr als die Hälfte der Officiere gefallen, von manchen Compagnien nicht ein einziger mehr kampffähig. Man begreift die niederdrückende Wirkung dieses Gefechtes. Das preußische Bataillon, das die Vertheidigung des Plateaus so ruhmvoll durchführte, das 2. Bataillon des 37. Regimentes, litt am meisten; verlor aber bloß 4 Officiere und 114 Mann, also nicht ganz den achten Mann.

Raming befand sich zu weit um die richtige Uebersicht zu haben, er war statt bei der Brigade, welche sich dem Feind am nächsten befand, bei der entferntesten.

Der Kronprinz war am 12. bei Wysokow. Bei seinem Abschiede von Steinmetz stellte er ihm für den nächsten Tag die Unterstützung durch die eine Hälfte der Garde in Aussicht, denn

Steinmetz war am gefährdetsten, weil er der Uebermacht Benedek's gegenüberstand und erdrückt werden konnte. Der Kronprinz kannte in der Nacht zum 28. die Lage Bonin's noch nicht. Erst gegen 1 Uhr nach Mitternacht kam ein Officier, der zu Bonin geschickt worden ist, zurück, jedoch war bei seinem Abgange die Entscheidung noch nicht gefallen. Die unentschiedene Lage Bonin's veranlaßte den Kronprinzen, mit der ganzen Garde zeitlich Früh den 28. über Eipel nach Trautenau zu marschiren. Den Generälen der Garde wurde mitgetheilt, daß das Gefecht bei Trautenau unentschieden geblieben sei. Zu Steinmetz stieß blos die Cavallerie der Garde und eine Brigade des 6. Corps.

Gefecht bei Trautenau.

Bei Trautenau commandirte Gablenz, ein glücklicher und bei der Nord-Armee unbedingt der befähigste General. Das 1. preußische Armeecorps wurde durch Bonin commandirt, der bei Kundigen niedrig im Ansehen stand. Als Berhardi die Ernennung Bonin's erfuhr, schrieb er noch vor dem Kriege in sein Taschenbuch: „Bonin, Prinz-Adjutant, nie im Feuer, nie im ernsten Dienste gewesen, nie ernste Dinge getrieben, commandirender General!"

Bonin führte bedächtig sein Corps durch die Defiléen von Trautenau; gegen 10 Uhr Vormittags besetzte seine Avantgarde die Stadt, nachdem sich Windischgrätz-Dragoner zurückgezogen und im Westen der Stadt als Vorhut unseres 10. Armeecorps Aufstellung genommen hatten. Bonin hatten den Befehl, an diesem Tage über Trautenau bis Pelikau vorzubringen. Er vernachlässigte die von Josefstadt kommende Straße, weil er den Feind vor sich und nicht auf seiner linken Flanke vermuthete.

Um 10 Uhr Vormittags lagerten die Preußen in Trautenau und die Avantgarde setzte sich schon gegen Jitschin in Bewegung, als plötzlich Kugeln, scheinbar aus den Häusern der südlichen Vorstadt, pfiffen. Die Truppen glaubten an Verrath der Bewohner und verhafteten den Bürgermeister und mehrere Bewohner.

Drei Berge beherrschen die Stadt. Oberst Mondel, dessen Brigade zuerst eintraf, besetzte diese drei Berge, den Galgenberg (jetzt Gablenzberg), den Kapellenberg und den Hopfenberg, was Bonin versäumt hatte. Von allen Seiten gingen die Preußen gegen

die Abhänge vor; General Buddenbrock wurde in den Rücken beordert. Gablenz sah ein, daß eine Brigade sich gegen ein mit Hinterladern bewaffnetes Corps nicht halten könne und führte die Brigade gegen Josefstadt, dem Gros entgegen. Eine zum Schutze des Rückzuges auf dem Kapellenberg zurückgelassene Abtheilung wurde im Handgemenge niedergemacht Gegen 2 Uhr Nachmittags glaubte Bonin den Sieg gesichert, lehnte das Angebot der Garde Hilfe zu leisten dankend ab, und gab den Befehl zur Vorrückung nach Pelikau, ohne auf den nahen Feind Rücksicht zu nehmen, und glaubte die Höhe durch die Truppen Buddenbrock's genug gesichert.

Um ½3 Uhr traf die Brigade Grivičič bei Neurognitz ein, welche die letzten ¾ Meilen ohne Tornister, im möglichst beschleunigten Schritte zurückgelegt hatte und um 3 Uhr sofort zum Angriffe geführt wurde, obwohl die Brigade Wimpffen erst um 4 Uhr, die Brigade Knebel erst um 5 Uhr nachkommen konnte. Gablenz wollte ohne Zeitverlust den Johannes- und Galgenberg zurückerobern. Das Gros des 1. Corps hatte keine Ahnung, daß wir uns hinter dem Johannesberg zu neuen Angriffen rüsten.

Buddenbrock's Truppen hatten eine günstige Stellung, waren aber zu ausgedehnt Gablenz ließ ihren linken Flügel und später ihren rechten Flügel durch die Brigade Wimpffen angreifen. Nach einer kräftigen Beschießung durch die Batterien wurde unter Eljenrufen und den Klängen des Radetzky-Marsches gestürmt, doch konnte nur bis auf 50 Schritte vorgedrungen werden. Das Regiment Ajroldi verlor 950 Mann mehr als Prinz Preußen bei Nachod Nun versuchte Grivičič die linke Flanke zu umgehen. Dem vereinigten Angriffe der Brigade Grivičič und Wimpffen wichen die Preußen, räumten die ganze Linie und zogen sich gegen Schlesien zurück. Bonin blieb auf einem Hügel nördlich der Aupa, zuweit vom eigentlichen Gefechte, Steinmetz und Gablenz handelten anders. Bonin gab wohl einem Theile seines Corps den Befehl, Buddenbrock auf den Höhen zu unterstützen und der Brigade Barnekow sich als Reserve auf dem Johannes- und Galgenberge aufzustellen, was letzterer auch ausführte, jedoch niemand unterstützte Buddenbrock. Die Brigade Barnekow hatte eine sehr gute Stellung, blieb jedoch ganz ohne Unterstützung.

Die Brigaden Wimpffen und Grivičič sollten die Höhen nehmen, letztere mittelst einer Umgehung, deren Wirkung aber Wimpffen fehlerhafterweise nicht abwartete, unvorbereitet stürmte

und nach einem Verluste von 1300 Mann wieder von den Höhen herabgeworfen wurde. In diesem Momente beschloß Knebel, welcher in Reserve stand, einzugreifen und es gelang seinen Dispositionen und der Tapferkeit seiner Truppen, die Höhen zu nehmen und die Preußen zum Rückzuge zu zwingen. Nach Beendigung der Umgehung drängte die Brigade Grivičič die Preußen überall von den Höhen herab.

Um 9 Uhr Abends war Trautenau von den Preußen geräumt und das 1. Corps auf dem Rückmarsche nach Schlesien, wo es zwischen 3 und 5 Uhr Früh auf dieselben Lagerplätze kam, welche es vor 24 Stunden verlassen hatte. Das 1. preußische Corps war evident schlecht commandirt, viele Truppen kamen gar nicht ins Gefecht, dagegen war Gablenz der einzige österreichische General, der Umgehungen machen ließ.

Trotzdem blieben die Verluste sehr groß, 183 Officiere und 4231 Mann an Todten und Verwundeten und 373 Mann an Gefangenen, während die geschlagenen Preußen nur 56 Officiere und 1282 Mann nebst Gefangenen einbüßten, welch letztere aber sich Tags darauf wieder befreiten. Durch dieses siegreiche Gefecht ersieht man, daß bei gleicher Stärke die Preußen schließlich siegen mußten, selbst bei guter Führung unsererseits. Der 27. Juni 1866 kostete uns in den beiden Gefechten 12.000 Mann, ein Verlust, wie in einer Hauptschlacht früherer Zeiten.

Die preußische Garde erreichte Abends Eipel, sie wußte noch nichts von der Niederlage des 1. Corps.

So viel war klar, daß Gablenz den nächsten Tag ohne Unterstützung einem frischen preußischen Corps nicht gewachsen war.

28. Juni. Gefecht bei Skalitz und Trautenau-Soor — Krisis des Feldzuges.

An diesem Tage brach das Soldatenglück Benedek's unwiderruflich zusammen. Ich konnte, als ich am 28. hörte, Benedek sei am 27. nicht bei Wysokow gewesen, dies bei der energischen Soldatennatur Benedek's gar nicht verstehen, er mußte aber wegen eines sehr heftigen Darmkatarrhes das Bett hüten. Warum begab sich aber nicht Henikstein mit Krismanič zum Gefechte?

Die Armeecorps Benedek's standen jenen des Kronprinzen ganz nahe, die Armee Friedrich Carls war auf zwei bis dre

Märsche noch entfernt, und trotzdem sollte, selbst nach dem Gefechte am 27. bei Wysokow fehlerhafterweise letztere angegriffen werden.

Es galt bei Benedek und, wie ich hörte, auch bei Krismanič als Grundsatz, daß es besser sei, einen in der Richtung unrichtigen Angriff consequent zu verfolgen, als ihn im Kampfe zu ändern. Dieser Grundsatz war wohl auf den gegebenen Fall nicht anzuwenden.

Infolge des Eindruckes der Niederlage des 6. Armeecorps wurde eine Concentrirung am 28. von drei Armeecorps gegen Steinmetz in defensiver Absicht und dann ein Linksabmarsch gegen Friedrich Carl beschlossen; ein complicirtes, schwer auszuführendes Manöver! Steinmetz anzugreifen, dies lehnte Krismanič ab, die drei Corps Raming, Erzherzog Leopold und Festetics sollten ihm nur, falls er angreift, die Stirne bieten. Zur Vertheidigung konnten die drei Armeecorps, zusammen ca. 70.000 Mann, unter denen ein geschlagenes sich befand, ausreichen, nicht aber zum Angriffe, umsoweniger, da der Generalstab glaubte, es habe sich schon das ganze 6. Armeecorps mit Steinmetz vereinigt.

Es war so klar, daß alle Corps den Kronprinzen angreifen hätten sollen, daß im eigenen Hauptquartiere mehrere Herren Krismanič darauf aufmerksam machten. Von Major Dorotka, der es zweimal that, und Oberst Tegetthoff weiß ich es bestimmt. Auch Raming sprach sich entschieden am 28. Früh dem Armee-Commandanten gegenüber in diesem Sinne aus. Warum Major Dorotka, nachdem ihn Krismanič barsch zurückgewiesen hat, sich nicht noch an Benedek selbst wendete, verstehe ich nicht. Bei einer so festen und klaren Ueberzeugung und der Wichtigkeit des Falles müssen persönliche Rücksichten schweigen. Was ist die persönliche Ungnade mit allen ihren möglichen Folgen für eine Kleinigkeit gegenüber einem verlorenen Feldzuge.

Steinmetz mußte trachten, in Verbindung mit dem Gardecorps zu kommen und jedenfalls die Front so verändern, daß er im Falle des Rückzuges nicht nach Nachod, sondern sich gegen das Gardecorps zurückziehen könne. Dies führte er auch geschickt, gedeckt durch Höhen und Waldungen, aus.

Um 9 Uhr Früh verließ Benedek mit der Suite Josefstadt. Bei seiner Ankunft in Skalitz begrüßten ihn Officiere und Mannschaft mit stürmischen Huldigungen. Alles hoffte, er werde sie in die Schlacht zum Siege führen. Eine so freudige Kampflust flackerte in diesem Feldzuge zum letztenmale auf.

Drei Brigaden des 8. Armeecorps waren auf den Höhen an den Ufern der Aupa, dieselbe mit ihren steilen, unpassirbaren Ufern im Rücken, in Schlachtlinie aufgestellt. Um 11 Uhr erreichten die Preußen bei ihrer Frontveränderung den höchsten Punkt der Hügelkette, den Schafberg, und schoben Abtheilungen in den Wald Dubno vor. In dieser Bewegung sah Benedek blos die Absicht Steinmetz', mit der Garde in Verbindung zu treten, und hielt einen Angriff für so unwahrscheinlich, daß er Krismanič beauftragte, die Befehle zum Abmarsche des 6. und 8. Corps gegen die Iser auszufertigen. Benedek selbst sagte laut, damit er weit gehört werde: hier dürfe es zu keinem Gefechte kommen, er habe andere Pläne und wolle seinem Entschlusse treu bleiben. Er befahl dem 6. und 8. Corps, wenn es bis 2 Uhr zu keinem Gefechte komme, gegen die Iser zu marschiren und nur dem 4. Corps, zur Vertheidigung hinter der Aupa zu bleiben. „Wie aber, wenn es früher zum Gefechte kommt, was dann?" fragte der Souschef des 8. Corps, Oberstlieutenant Reinländer, der jetzige Feldzeugmeister und Armee-Inspector. Infolge dieser Bemerkung ergänzte Benedek die geschriebene Disposition durch seinen mündlichen Befehl laut: „Der Erzherzog hat gleich abzurücken." Auf dem Wege nach Josefstadt gab Benedek auch Raming den Befehl zum Rückzuge, trotz des lebhafter werdenden Kanonendonners; dessen dringende Einwendungen blieben erfolglos. Daß Benedek nach Josefstadt zurückfuhr und nicht blieb, um selbst zu beobachten, ist unfaßlich. Er war nicht mehr derselbe, nicht mehr zu erkennen.

Eine verbreitete Ansicht ist, daß der Erzherzog nicht gehorcht habe, dies aber ist eine Fabel. Ich weiß es aus einer sehr competenten, sicheren Quelle, nur währte es einige Zeit, bis die Rückzugsbefehle ausgefertigt wurden, und während dieser Zeit ging die Brigade Fragner zum Angriff durch und die Brigade Kreisern folgte ihr. Freilich hätten gleich die mündlichen Befehle verschickt werden können.

Das Gefecht war zwecklos, die Führung schlecht, einzelne Bataillons wurden dem überlegenen Feinde in den Rachen geworfen, stets das Verderblichste. Wie ganz anders manövrirte Steinmetz nach einem wohl überlegten Plane. Die Preußen litten am meisten durch die wunderbare Treffsicherheit unserer Batterien, durch welche ihre Abtheilungen wiederholt ins Stocken geriethen. Ein erbittertes Rückzugsgefecht entspann sich noch am Bahnhofe, in welchem jedes einzelne Haus heldenmüthig vertheidigt

wurde. Diesem und dem Ausharren unserer Artillerie ist es zu danken, daß das Gros des 8. Corps sich unbehelligt gegen Josefstadt zurückziehen konnte. Eine Abtheilung der Brigade Fragner unter Hauptmann Samonigg mußte schwimmend das andere Ufer der Aupa erreichen. Unsere Stürme gegen die preußische Uebermacht kosteten 205 Officiere und 5370 Mann, während die Preußen nur 62 Officiere und 1306 Mann verloren haben. Thatsächlich waren nur zwei österreichische Brigaden im Feuer, 14.000 Mann, gegen fünf preußische Brigaden. Die Kampflust dieser zwei Brigaden war für diesen Feldzug gebrochen.

Nach der Rückkehr Benedek's nach Josefstadt wurde an Seine Majestät berichtet, daß in einigen Tagen die Entscheidung fallen werde und daß die Absicht, gegen die Iser zu marschiren, festgehalten wird. Selbst nach dem um 6 Uhr stattgefundenen Diner hatte Benedek noch keine Ahnung von der Niederlage des 8. Corps. Die in Josefstadt hörbare Kanonade hielt man dafür, daß die Artillerie den Rückzug des 8. Corps decke. Versprengte brachten die Hiobsbotschaft nach Josefstadt. Der Feldzeugmeister, in hohem Grade erzürnt, gab dem Erzherzoge alle Schuld an der Niederlage; schon Tags darauf verließ dieser die Armee. Das Aergste war der moralische Rückschlag, welcher auf die ganze Armee wirkte. Von Gablenz keine Kunde, ausgesendete Ordonnanzofficiere fanden sein Corps nicht, dagegen stießen sie auf feindliche Vorposten. Dazu kamen die Meldungen von der Iser, welche die Gefahr nicht ausschlossen, daß die Sachsen und Clam von der Hauptarmee abgeschnitten werden. Erst spät Abends traf ein Brief von Gablenz ein, in dem er Vorwürfe erhob, daß Prausnitz, so wie er schon vor vier Tagen gebeten hat, nicht durch einige Bataillons besetzt war. Ihm war die Straße nach Josefstadt verlegt worden, erst auf einem Umwege konnte er zur Armee kommen. Die Besetzung von Prausnitz hätte aber nur wieder einige Bataillons der Garde hingeopfert.

Gefecht von Trautenau-Soor am 28. Juni.

Nachdem Gablenz Bonin zurückgeworfen hatte, wurde ersterem aufgetragen, selbst gegen Prausnitz vorzurücken und auch die Garde zurückzuwerfen. Ein totales Verkennen der verheerenden Wirkung des Zündnadelgewehres und der besseren Taktik der

preußischen Infanterie. Nach den großen Verlusten des vorh
gegangenen Tages waren die Truppen zu einer Offensive unfäh
was auch Gablenz ganz gut beurtheilte; trotzdem hätte er
Hügel bei Stubenz besetzen sollen, was das Debouchiren a
dem Defilée den Preußen enorm erschwert haben würde.
ließ sie aber debouchiren und besetzte eine Stellung weiter rü
wärts mit der Brigade Knebel am rechten Flügel, allen Geschütz
im Centrum und die Brigade Mondel am linken Flügel,
Brigade Wimpffen in Reserve. Die Brigade Grivičič wurde
einer Umgehung von Norden her bestimmt. Vor unserem recht
Flügel lagen mehrere Waldparcellen hinter einander; diesen Flü
griff die Garde mit großer Uebermacht an und zwang das 10. Cor
durch den entschiedenen Sieg über ihren rechten Flügel z
Rückzuge, denn Gablenz hielt es für zwecklos, noch mit
Brigade Mondel und Wimpffen einen Gegenstoß zu versuch
Der Rückzug der drei Brigaden brachte aber Grivičič
eine höchst gefährliche Lage. Die Ordonnanzofficiere, welche i
den Befehl zum Rückzuge bringen sollten, konnten ihn nicht erreich
weil die preußische Division Hiller sich zwischen Gablenz und Grivi
hineingeschoben hatte. Die Brigade wurde aufgerieben und Grivi
fand den Heldentod. 1000 Mann sind gefallen, 2000 Mann
fangen genommen worden. Der Gesammtverlust des 10. Cor
an diesem Unglückstage betrug 123 Officiere und 3696 Ma
die Garde hingegen büßte blos 28 Officiere und 685 Mann e

Bei der richtigen Absicht, sich blos in der Defensive zu verhalt
war die angeordnete weit ausgreifende Umgehung jedenfalls
arger Fehler. Infolge so vielen Mißgeschickes herrschte bei unse
Truppen tiefe Entmuthigung. Benedek und Krismanič verlo
jede Spannkraft. Sie konnten sich von diesen Schlägen nicht erhohl
Am 29. vollführten die Preußen die Vereinigung ihrer Cor
zwischen dem Ausgange der Päſſe und der Elbe.

Am 29. kam von Clam die Nachricht, daß er sich nach Ji
zurückziehen werde. An diesem Tage hätte Benedek noch den Kr
prinzen mit Uebermacht angreifen können, freilich unter viel u
günstigeren Verhältnissen als Tags zuvor. Nach den unglücklichen G
fechten am 28. wurde am 29. ein Kriegsrath gehalten, bei welche
Krismanič mit seiner Lieblingsidee durchdrang, in der Königinhof
Stellung eine Vertheidigungsschlacht zu schlagen. Schon in sein
Denkschrift vom März 1866 war sein letztes Wort eine Hau

schlacht in einer Vertheidigungsstellung. Wir marschirten in die Königinhofer Stellung. Der ganze Tag wurde mit den Märschen, bei denen viel Kreuzungen und daher Aufenthalte vorkamen, zugebracht. Das 10. Corps hatte ein unbedeutendes Gefecht bei Königinhof und das 4. Corps, trotz des Befehles, sich in kein Gefecht einzulassen, ein Gefecht bei Schweinsschädel mit der Division Kirchbach, das unnöthigerweise 39 Officiere und 1411 Mann, den Preußen aber blos 15 Officiere und 379 Mann kostete. Beim Einrücken in die Stellung herrschte, durch Hin- und Herschieben großer Massen auf kleinem Raume, eine heillose Unordnung, Adjutanten mit Befehlen konnten die betreffenden Truppen nicht finden. Am 29. Abends war das Hauptquartier vollkommen im Unklaren, wo die verschiedenen Brigaden lagerten. Die 2. leichte Cavallerie-Division kam nach Szalnay.

Meine Frau fand sich stets nach unserem Einrücken in das Bivouac in der Nähe ein und sandte ihren Kutscher melden, wo sie ist; diesen Tag war ich ihretwegen bei der herrschenden Unordnung und bei den unentwirrbaren Anschoppungen auf den Straßen in Besorgniß, aber sie kam und war da. In der Nacht entstand eine furchtbare Panik; zwei patrouillirende Abtheilungen trafen aufeinander, schoßen sich an und alarmirten dadurch alle Lager. Drei Corps, der Kern der Armee, standen in vorderster Linie in einer Ausdehnung von einer Meile. Dies fand Benedek zu ausgedehnt, er ließ sie gegen Osten auf eine halbe Meile Ausdehnung zusammenschieben. Diese Verschiebungen von 10.000 Mann riefen wieder Unordnungen hervor.

Gefecht bei Jičin am 29. Juni.

Prinz Carl wurde von Moltke zur größten Beschleunigung gedrängt, um den Kronprinzen zu degagiren.*) Ersterer kam langsam vorwärts, er brauchte zu 120 km von Görlitz bis an die Bistritz 11 Tage. Er marschirte viel zu concentrirt, worüber selbst das preußische Generalstabswerk bemerkt: „An diesem Tage (29. Juni)

*) Am 30. Juni Früh reiste der König mit Moltke von Berlin ab; wäre dies früher geschehen, so hätte gewiß Moltke den Marsch der ersten Armee beschleunigt. Von Kohlfuhrt sandte Moltke den telegraphischen Befehl an Friedrich Carl, nach Königgrätz zu marschiren. Er wußte, daß wir noch an der Elbe hielten, er wollte uns durch das Erscheinen in unserem Rücken zum Rückzuge zwingen.

traten die großen Schwierigkeiten recht deutlich hervor, welche in der Vorbewegung einmal versammelter Massen liegen. Es leuchtet ein, wie wichtig es ist, so lange wie irgend möglich in der Trennung der Colonnen zu verharren. Denn mit der Verengerung der Front mindert sich die Zahl der für das Vorrücken verfügbaren Straßen und wächst auf ihnen die Zahl der Echelons bis zur Ausdehnung von Tagmärschen. Die rechtzeitige Concentration zur Entscheidung aber wird ebensosehr durch die Entfernungen in die Tiefe wie durch die in der Front bedingt." Die 140.000 Mann starke Armee war am 25. Juni in einen Raum von 25 km Frontbreite und 35 km Tiefe zusammengedrängt, am 26. Juni war die Armee gegenüber dem 60.000 Mann starken Gegner ohne Hinterlader auf einen Raum von nur 7 km Frontlänge und 11 km Tiefe zusammengepfercht. Friedrich Carl hielt am 27. einen Rasttag machte dann einen unnöthigen Angriff auf Münchengrätz, der ihn von Jičin entfernte, statt sich dem Kronprinzen zu nähern, und gleichzeitig die Sachsen und Clam von unserer Hauptarmee abzudrängen.

Nach dem Gefechte von Münchengrätz führte Kronprinz Albert die Sachsen und das Clam'sche Corps noch am 28. Juni nach Jičin. Münchengrätz kostete den Oesterreichern 1600 Mann, worunter 800 Italiener, welche sich ohne Kampf fangen ließen, die Preußen büßten blos 341 Mann ein.

Vor Allem wollte Prinz Albert vom Armee-Commandanten erfahren, ob Standhalten oder Rückzug. Am 27. Juni Mittags lief der Generalbefehl des Tages ein. Dieser sagte, daß die Armee bei Josefstadt concentrirt werde, ohne aber ihren Marsch an die Iser zu erwähnen. Am 27. Juni Abends beantwortete Benedek eine telegraphische Anfrage des Prinzen Albert: „Armee-Hauptquartier am 29. Miletin, am 30. Jičin". Am 28. Juni auf dem Rückzuge nach Jičin fragte der Kronprinz von Sachsen telegraphisch an: „Wird das Hauptheer gegen Jičin aufbrechen?" Auf diese Depesche erhielt der Kronprinz keine Antwort.

Am 29. Juni, 10 Uhr Vormittags, berieth sich der Kronprinz mit Clam. Sie hatten keine Ahnung von den unglücklichen Gefechten und dem Beschluß Benedek's, die Offensive aufzugeben. Der Kronprinz Albert telegraphirte um 12 Uhr Mittags am 29. Juni an Benedek nach Josefstadt um weitere Befehle, aber ohne eine Antwort zu erhalten, denn das Hauptquartier befand

sich in Dubenetz, ohne Telegraphenstation. Um 2 Uhr Nachmittags am 29. Juni erscheint ein Courier aus dem Hauptquartier. Der umfangreiche Befehl trug das Datum vom 27. Juni. Dies war der Befehl, welchen Benedek am 28., um 6 Uhr Abends, mit der Ankündigung ergehen ließ, mit vier Corps und drei Reiterdivisionen gegen Jičin zu marschiren. So verspätet dieser Befehl auch ankam, so wäre es ein Glück gewesen, wenn er noch giltig gewesen sein würde, er war es aber nicht mehr. Früh, um 7 3/4 Uhr, den 29. Juni rief Krismanič Alles zurück und verzichtete auf den Marsch nach Jičin. Unmittelbar hierauf wurde Major Graf Sternberg an den Prinzen Albert mit dem Befehle abgesandt, daß er sich ohne Kampf auf die österreichische Armee zurückzuziehen habe. Graf Sternberg hörte im Schlosse Milicowes auf seinem Ritte zum sächsischen Kronprinzen, daß dieser hier Abends eintreffen werde, und zog es unbegreiflicherweise in Pflichtvergessenheit vor, ihn auf dem Schlosse zu erwarten. Der Kronprinz und Graf Clam glaubten Mittags Jičin halten zu müssen, weil die Hauptarmee hier die Schlacht schlagen will.

Am 29., 7 Uhr Früh, sendete Moltke ein Telegramm an Friedrich Carl, das entscheidend wirkte: „Se. Majestät erwarten, daß die erste Armee durch beschleunigtes Vorrücken die zweite Armee degagire, welche trotz einer Reihe siegreicher Gefechte dennoch sich augenblicklich in einer schwierigen Lage befindet." Infolge dessen wurden um 9 Uhr Vormittags die Dispositionen ausgegeben. Gegen 3 1/2 Uhr Nachmittags meldeten unsere Reiterabtheilungen, daß der Feind anrücke. Graf Clam erhielt diese Meldung in Abwesenheit des Kronprinzen, der in der Nähe seinen Vater, den König Johann, aufsuchte. Graf Clam glaubte infolge seiner Besprechung mit Prinz Albert den Kampf aufnehmen zu müssen. Auffallend bleibt, daß nicht in der Früh ein Officier zum 3. Corps gesendet worden ist, um zu erfahren, ob man auf dessen Unterstützung rechnen könne.

Gerade als das Gefecht seinen Höhepunkt erreichte, sprengte Major Graf Sternberg mit dem um 7 3/4 Uhr Früh ausgegebenen Befehle herbei, nachdem ihn der Kanonendonner an seine Pflicht erinnerte. So erhielt der Prinz erst um 7 1/2 Uhr Abends folgenden Befehl: „Hauptquartier Josefstadt, den 29. Juni 1866. Ich sehe mich genöthigt, meine Bewegung gegen die Iser zu sistiren; die Armee wird im Laufe des heutigen Tages die in der Beilage

ersichtliche Aufstellung nehmen. Eure Königliche Hoheit wollen Ihre zur Vereinigung mit dem Gros der Armee begonnene Bewegung danach einrichten und fortsetzen, bis zur Vereinigung, jedoch größeren Gefechten ausweichen." Wie man sieht, ließ Benedek diesen Brief noch in Josefstadt ausfertigen, gegen Mittag verlegte er sein Hauptquartier nach Dubenetz. Das Schreiben wurde dann erst in Dubenetz einem Adjutanten zur Beförderung übergeben. Warum geschah dies nicht schon in Josefstadt?

Nun wurden die Befehle zum Abbrechen des Gefechtes gegeben, Prinz Albert zeigte sich diesem gefährlichen Augenblicke gewachsen, Graf Clam aber verlor den Ueberblick und die Zügel zur Leitung entfielen seinen Händen. Bis zum Rückzugsbefehle waren wir entschieden im Vortheile, erst nach demselben trat theilweise Verwirrung und schließlich ein wahres Debacle ein, welches hauptsächlich dadurch entstand, daß Jičin bis zum Eintreffen der sächsischen Leibgarde ungenügend besetzt war. Wir hatten 3000 Todte und Verwundete und 1900 Gefangene. Die Sachsen, welche weniger exponirt waren, verloren blos 600 Mann, die Preußen 1550 Mann. Die Sachsen und sämmtliche Cavallerie mußten sich nach Süden zurückziehen, dem 1. Corps war aber die Straße nach Miletin frei.

Das 1. Corps war nur von wenigen schwachen Reiterabtheilungen verfolgt, welche aber wahren Schrecken in einzelne Haufen der aufgelösten Abtheilungen brachten, der sich auch dem Grafen Clam mittheilte. Unter unbeschreiblichen Strapazen und Entbehrungen trafen die Zersprengten in Königgrätz ein. Hier sieht man wieder die Wichtigkeit der Verfolgung fliehender Infanterie. Zum Glück für uns hatten die Preußen ihre Cavallerie nicht zur Hand, weil sie 9 km hinter der Infanterie marschirte.

Graf Clam wurde seines Commandos enthoben, konnte sich aber auf das zu späte Eintreffen des letzten Befehles berufend, rechtfertigen, wurde vom Kriegsgericht freigesprochen und erhielt von Se. Majestät ein huldvolles Schreiben. Nicht wegen des Kampfes bei Jičin konnte dem Grafen Clam ein Vorwurf gemacht werden, wohl aber wegen seines überhasteten Rückzuges in falscher Richtung, welcher die volle Auflösung herbeiführte und an seinen Rückzug nach der Schlacht bei Magenta erinnert. Nach Magenta konnten die damals unverläßlichen Ungarn eine Entschuldigung abgeben, diesmal hatte er aber wahre Kerntruppen unter seinem Befehle.

Oberstlieutenant Beck. Dieser kam in einem schönen Momente! Er traf das zersprengte, aufgelöste 1. Corps und Benedek in einer desperaten, hoffnungslosen Gemüthsstimmung, der selbst davon sprach, auf Absetzung und Kriegsgericht gefaßt zu sein. Vormittags am 1. Juli wurde im Beisein des Oberstlieutenants Beck ein Kriegsrath abgehalten. Beck rieth, hinter das deckende Knie der Elbe nach Pardubitz zurückzugehen; diesem stimmten alle bei und beschlossen, daß die Armee bei Pardubitz—Kolin Aufstellung nehme. Dann meinte Oberstlieutenant Beck, daß im Falle eines weiteren Rückzuges dieser nicht nach Olmütz, sondern nach Wien geschehe. Der Feldzeugmeister wollte, Oberstlieutenant Beck möge Sr. Majestät telegraphiren, um jeden Preis Frieden zu schließen, was aber dieser mit der Erklärung abschlug, eine solche Verantwortung könne nur der Armee-Commandant selbst übernehmen.

Oberstlieutenant Beck chiffrirte nach Weisung Benedek's folgendes Telegramm, welches um $^{1}/_{2}$12 Uhr Vormittags abging: „Bitte Euer Majestät dringend, um jeden Preis Frieden zu schließen. Katastrophe der Armee unvermeidlich. Oberstlieutenant Beck geht gleich zurück." Man kann sich den Eindruck vorstellen, welchen dieses Telegramm auf unseren Kaiser machte. Nach zweistündiger Ueberlegung ging folgendes Telegramm an Benedek ab, welches Se. Majestät selbst schrieb: „Einen Frieden zu schließen, unmöglich. Wenn Rückzug nöthig, ist derselbe anzutreten." Graf Crenneville fügte noch bei: „Hat eine Schlacht stattgefunden?" Benedek ritt nochmals, die Hügelkette ansehen, welche ihm zum Schlachtfelde geeignet erschienen ist, von der Trottina über Chlum, Lipa, Pršchim nach Problus, zwei Meilen Ausdehnung. Seine Begleiter freuten sich über seine wiedergefundene Elasticität. Immerhin herrschte bei Benedek der Gedanke vor, die Armee nach Olmütz zu führen, was auch Benedek in einem ruhigeren, ausführlichen Telegramme um 11 Uhr Nachts nach Wien meldete. Daß eigentlich der Rückzug hinter die Elbe nach Pardubitz beschlossen war, beweist die telegraphische, um 9 Uhr Abends abgegangene Antwort Krismanič' auf eine Anfrage des General-Intendanten: „Keinen Nachschub mehr hierher." Benedek schwankte und entschied sich schließlich für die Stellung von Chlum, so daß er östlich von Chlum Schanzen anlegen ließ, um gegen die 2. Armee eine Hackerstellung vorzubereiten.

Benedek hatte das ganze Vertrauen auf Krismanič verloren, infolge dessen wurde er und auch Henikstein, der nur ein sarkastischer

Kritiker war, abberufen, und ersterer durch Generalmajor Baumgarten ersetzt. Statt Graf Clam ernannte der Kaiser dessen Ablatus, Generalmajor Graf Gondrecourt.

Ueber den 1. Juli ruhten die Truppen aus und erholten sich überraschend, so daß Benedek am 2. Juli Vormittags zum Entschlusse kam, eine Schlacht zu wagen mit der Elbe im Rücken, dem preußischen Kronprinzen in der Flanke, mit fünf schon geschlagenen Corps, welche die Wirkung des Zündnadelgewehres und die preußische Führung kennen gelernt haben. Diese Stellung, in der die ganze österreichische Artillerie zur Wirkung kommen konnte, hat Benedek bestochen, ein Beweis, daß er wohl ein guter Corps-, aber kein Armee-Commandant gewesen ist. In dieser Stellung war als höchstes Ziel ein ehrenvoller Rückzug zu erkämpfen, denn die Umgehung durch den Kronprinzen mußte als sicher vorausgesetzt werden. In der Stellung bei Pardubitz war dagegen die Umgehung erst einzuleiten. Der Rückzug hätte nach Wien geschehen sollen, wo die siegreichen italienischen Corps die demoralisirte Nordarmee verstärken konnten, während die Preußen durch Krankheiten und Strapazen gelitten haben würden. Krismanič arbeitete die Befehle noch zur Schlacht von Königgrätz aus, erst am Morgen des 3. Juli erfuhr er seine Abberufung.

Am 2. Juli hielt Benedek einen Generalsrapport ab, bei welchem er die Absicht aussprach, die Truppen ein paar Tage ruhen zu lassen, worauf Edelsheim bemerkte: „Dazu wird keine Zeit sein", und als Grund die nahe Stellung der 1. Armee angab, worauf Benedek ihn als jungen hitzigen General auslachte.

Schlacht von Königgrätz.

Der König kam Früh am 2. Juni nach Jičin. Moltke wußte nicht, wo wir standen, er vermuthete unsere Armee hinter der Elbe, zwischen Josefstadt und Königgrätz, ein Beweis, wie mangelhaft die preußische Cavallerie aufklärte. Prinz Friedrich Carl und der Generalstabschef der zweiten Armee, Blumenthal, fanden sich noch am Abend im königlichen Hauptquartier zu einer Besprechung ein. Letzterer war für die sofortige Vereinigung beider Armeen, Moltke, der uns hinter der Elbe vermuthete, bestand aber darauf, daß die zweite Armee auf dem linken Ufer, wie wir,

bleibe, bei unserer factischen Stellung eigentlich zu weit. Nicht die preußische Cavallerie, sondern ihre Infanterie entdeckte durch Zufall unsere Stellung. Vom Schlosse Cerakwitz, wo der am meisten vorgeschobene Oberst Zycklinski am Abend des 1. eintraf, sah er unsere Lagerfeuer. Nächsten Tag sandte er Lieutenant Heister mit einer Reiterabtheilung recognosciren. Dieser nahm einen österreichischen Jäger gefangen, welcher aussagte, daß das 3. österreichische Armeecorps auf der Höhe lagere. Das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Carl sandte Major Unger mit einer Escadron zur Aufklärung. Er umritt unsere Vorposten und entdeckte ein großes Lager, nach seiner Schätzung von mehreren Armeecorps. Eine österreichische Uhlanen-Escadron wurde seiner ansichtig, welcher er nur mit genauer Noth entkam. Er brachte diese wichtige Nachricht, welche bewies, daß Moltke sich über unsere Stellung geirrt habe, ins Hauptquartier.

Prinz Friedrich Carl glaubte, daß nur einige Corps vor ihm standen, wollte diese angreifen und forderte den preußischen Kronprinzen auf, ihn mit nur zwei Armeecorps zu unterstützen. Nach Expedition aller Befehle sandte er seinen Generalstabschef, General Voigts-Rhetz, ins königliche Hauptquartier, wo er um 10 Uhr Nachts eintraf. Moltke, für den nächsten Tag die Hauptschlacht erwartend, rief in seiner Freude aus: „Gott sei Dank!" Nach Einholung der königlichen Befehle erging an den Kronprinzen der Befehl, mit allen Corps in die feindliche Flanke mit möglichster Beschleunigung einzugreifen. Dieser Befehl wurde der Sicherheit halber auf zwei Wegen expedirt, auf dem kürzesten ritt Oberstlieutenant Graf Finkenstein nur durch einen Reitknecht begleitet in zwei Stunden nach Königinhof, wo er gegen 4 Uhr Früh ankam.

Benedek benützte den 2. Juli, um nach allen Seiten den Feind aufklären zu lassen. Benedek's Schlachtdispositionen sind von 11 Uhr Nachts datirt. Die Stellung war gegen Norden stark und erlaubte eine Massenverwendung unserer vorzüglichen, der preußischen weit überlegenen Artillerie. In unserer rechten Flanke aber lag die Gefahr und die Entscheidung. Dort lagen zwei Höhenrücken hintereinander. Der dem Feinde zugekehrte, von Hořenoves und Maslowed, mit zwei großen, weit sichtbaren Lindenbäumen, hatte eine gute Fernsicht und einen vortrefflichen Ausschuß. Seine steilen Abhänge gegen Norden mit der sumpfigen Trotina vor der

Front boten eine starke Defensivstellung, die blos durch große Uebermacht zu bewältigen war. Der zweite Höhenrücken war von dem ersten dominirt, trotzdem wurde er befestigt und hätte durch das 2. und 4. Armeecorps vertheidigt werden sollen. Der Geniedirector Oberst Pidol machte wohl am 2. Früh darauf aufmerksam, führte aber dennoch die Batterien auf der dominirten Anhöhe auf.

Am 3. Früh regnete es in Strömen, alle ungeschotterten Wege waren grundlos, querfeldein war kaum weiter zu kommen. Beim Marsche des Kronprinzen blieben mehrere Artilleriepferde vor Ueberanstrengung todt liegen. Es war so trübe, daß die feindlichen Linien kaum zu übersehen waren. Mittags legte sich obendrein noch ein dichter Nebel auf die Felder nieder.

Nachts vom 2. auf den 3. Juli war Major Baron Lederer mit zwei Escadronen meines Regimentes die ganze Nacht mit den Truppen des preußischen Kronprinzen in Contact und meldete bei seinem Einrücken, ungefähr um 9 Uhr Früh, daß starke feindliche Colonnen gegen unsere Flanke vorrücken. Es war klar, daß die zweite leichte Cavallerie-Division sogleich hätte gegen die Têten der feindlichen Colonnen aufbrechen sollen, um ihren Marsch möglichst aufzuhalten, wenigstens zu verzögern, den Fortschritt ihrer Vorrückung zu constatiren und ins Hauptquartier zu melden. Nie hätten die Preußen in diesem Falle unbemerkt nach Chlum kommen können. Ich ritt zum Divisionär, wiederholte ihm die Meldung des Majors Baron Lederer und sprach meine Ansicht aus, es sei den feindlichen Colonnen entgegenzumarschiren. Derselbe billigte nicht allein meine Ansicht, sondern hatte aus eigener Initiative auch dieselbe Ansicht, doch hielt ihn die Drohung des Armee-Commandanten bei Gelegenheit eines Generalrapportes ab, bei welchem Benedek dem Fürsten Taxis und Baron Edelsheim sagte, er verbitte sich den Krieg auf eigene Faust und lasse jeden gerichtlich behandeln und erschießen, welcher etwas selbstständig gegen den Befehl unternehme. Den Cavallerie-Divisionär Edelsheim hielt dies nicht ab, auf eigene Faust den äußersten preußischen rechten Flügel zu umgehen, von welcher Bewegung er jedoch zurückbeordert wurde, um eine entstandene Oeffnung auszufüllen. Ein Cavallerie-Divisionär muß den Muth der Verantwortung besitzen, aber stets im Sinne der Absichten des Feldherrn handeln, der gewiß sehr zufrieden gewesen wäre, wenn die Vorrückung der

preußischen 2. Armee verzögert worden wäre und er über dieselbe wiederholte Meldungen erhalten haben würde.

Der Generalstabschef des Fürsten Taxis war gegen diese Ansicht und rechtfertigte seine Anschauung in dem von ihm herausgegebenen Buche: „Emerich Prinz zu Thurn nnd Taxis", Seite 94, auch behauptete er, daß Benedek die oben angeführte Drohung nie gemacht habe. Fürst Taxis erzählte mir aber diese Drohung wie erwähnt am 3. Früh gleich nach meinem gemachten Vorschlage, der 2. Armee entgegenzurücken, und Taxis log nie.

Es heißt Seite 94 wörtlich:

„Thatsache ist, daß Taxis die Absicht faßte, mit der gesammten Division der Armee des Kronprinzen entgegenzurücken und diese Absicht seiner Umgebung gegenüber aussprach. Dieser Absicht gegenüber fiel dem Generalstabschef der Division die peinliche Pflicht zu, an den bestimmten Befehl des Armee-Commandanten erinnern zu müssen, daß die Division zu seiner persönlichen Verfügung stehe, und hierauf fußend den Antrag zu stellen, daß Benedek vorerst von der Absicht des Divisionärs Meldung erstattet werde. Da nun keine Verhältnisse eingetreten waren, welche dem Armee-Commandanten beim Erlassen der Disposition für die Schlacht unbekannt gewesen wären, und die allein Taxis die Berechtigung gegeben hätten, eigenmächtig zu handeln, eine genügend starke Ueberzeugung von der absoluten Richtigkeit der gefaßten Idee aber bei ihm nicht vorhanden war, und nur ein für das große Ganze wesentlicher Erfolg diese Eigenmächtigkeit hätte rechtfertigen können, so willigte derselbe in die vorgeschlagene Anfrage. Es wurde damit sofort der Ordonnanzofficier Major Baron Stauffenberg des Uhlanen-Regimentes Graf Grünne Nr. 1 an den Armee-Commandanten auf die Höhe bei Lipa abgesendet, der aber nach kurzer Zeit mit dem Bescheid zurückkam: „der Armee-Commandant verbitte sich jede Kriegführung auf eigene Faust." Damit war Taxis die Möglichkeit zum Handeln nach eigener Initiative benommen."

Seite 95 heißt es weiter: „Was übrigens diese Vorrückung selbst anbelangt, so hat keiner der vielen Kritiker, die deren Unterlassung Taxis zum Vorwurfe machen, ausgeführt, welchen Gefechtsmoment er als den geeigneten dafür betrachtete, in welcher Richtung, d. h. gegen welche der vordersten vier Divisionen des Kronprinzen, dieselbe hätte ausgeführt werden sollen, und endlich, welches thatsächliche Resultat selbst von dem vehementesten Angriff

von vier Husaren-Regimenten, in dem durch die vorangegangenen Regengüsse der Nacht und des Morgens tief aufgeweichten Boden, gegen völlig intacte Infanterie-Colonnen mit einiger Wahrscheinlichkeit erwartet werden durfte. Und doch erscheint die Klarheit über diese Fragen als die elementarste Bedingung für eine Unternehmung, deren Unterbleiben man so heftig tadelt."

Wie traurig erscheint es, daß ein Generalstabschef bei einer Cavallerie-Division nicht weiß, wie Cavallerie das Vorrücken von Colonnen aufhält und hindert, ohne vehemente Attaquen, ohne der geringsten Gefahr, sich dabei aufzuopfern. Hier war uns das Terrain mit seinen auf die feindliche Marschrichtung senkrecht gelegenen Höhenzügen ganz besonders günstig. Auf jeder vom Feinde zu benützenden Communication gehen Cavallerie-Abtheilungen den einzelnen Colonnen entgegen. Vor Allem werden die Brücken abgebrochen, ist Zeit vorhanden und sind Bäume oder Dächer in der Nähe, werden Verhaue gemacht, Hohlwege abgegraben, kurz, es wird durch mechanische Hindernisse der feindliche Marsch erschwert. Die Cavallerie-Division hat Batterien und die Husaren besitzen Karabiner. Von jeder Anhöhe kann die Tête der feindlichen Colonne wenigstens theilweise zum Aufmarsche gezwungen werden. Dies ist ein Zeitverlust und um diesen handelt es sich! Manchmal wird man zu weit vorausgeeilte Plänklerlinien durch eine Attaque in ihrer Flanke aufrollen oder hinter Deckungen, welche seitwärts der feindlichen Colonnen liegen, Hinterhalte legen können. Für die schnelle Beförderung der Meldungen ist durch Relais von 5 bis 6 guten Pferden, auf eine Meile Entfernung von einander, zu sorgen. Womöglich sind Feldtelegraphen anlegen, jedoch auf diese allein ist sich nie zu verlassen. Wichtigere Meldungen sind durch Officiere abzusenden.

* * *

Die von Benedek gewählte Stellung war trotz ihrer Stärke in der Front schlecht, weil man aus ihr keine Offensive ergreifen konnte, so lange die Gefahr in unserer rechten Flanke nicht beschworen war, jeder Schritt nach vorwärts hätte dieselbe nur vergrößert. Wie gefahrvoll konnte ein Rückzug werden. Nur nach Abschlagen des feindlichen Angriffes in unserer rechten Flanke konnte an einen Gegenstoß im Centrum gedacht werden. Nach den bisherigen Erfahrungen konnte aber unmöglich darauf gerechnet

werden, daß zwei unserer Armeecorps sich der vier preußischen, der 2. Armee, erwehren könnten. Im günstigsten Falle war ein geordneter Rückzug, nie aber ein Sieg zu erreichen.

Benedek wollte die Bistrica nicht ernsthaft vertheidigen, auf die Höhen legte er das Hauptgewicht. Im Centrum überschritten die Preußen die Bistrica und besetzten den Holowald, von da an, 10 Uhr, konnten sie aber durch fünf Stunden keine Fortschritte mehr machen, vereinzelte Angriffe zerschellten an unseren Kartätschen. Die Preußen litten sehr empfindlich durch unsere, in zwei Stockwerken postirten, 160 vorzüglich treffenden Geschützen. Auch der rechte Flügel der Preußen überschritt die Bistrica und gewann von 12 Uhr an Terrain. Vom Kronprinzen war im preußischen Hauptquartier um 12 Uhr noch keine Spur.

Die Preußen wollten durch ihre beiden Flügel siegen. Bis zur Entscheidung bietet nur der Kampf um den Swipwald und das Eingreifen des Kronprinzen ein besonderes Interesse.

In der Disposition zur Schlacht wurde der Schutz unserer rechten Flanke dem 4. und 2. Corps und der 2. Cavallerie-Division anvertraut. Es hieß: „Das 4. Corps marschirt rechts vom 3. auf den Höhen zwischen Chlum und Nedělišt auf und auf dem äußersten rechten Flügel neben den 4. Corps das 2. Corps. Die 2. leichte Cavallerie-Division rückt hinter Nedělišt und bleibt dort in Bereitschaft."

Bevor ich diese Disposition kannte, machte ich in meinem Innern den beiden Armeecorps-Commandanten die größten Vorwürfe, ihre Stellung nicht festgehalten zu haben. Diesen war jedoch die Sachlage nicht so bekannt, wie dem Armee-Hauptquartier. Man mußte ihnen den Zweck ihrer Aufgabe mittheilen. Dies that Krismanić aber nie, und dies war der Fluch, der auf unseren tapferen Truppen lastete. Die Höhen zwischen Chlum und Nedělišt lagen zu nahe an der Hauptarmee, dazu waren sie von den vorliegenden Höhen von Hořenoves und Maslowed dominirt. Die letzteren wären standhaft zu vertheidigen gewesen, erst im Falle des Rückzuges die zweiten. Kämen diese aber an die Reihe, so war der Rückzug der Hauptarmee schon anzuordnen, um noch geordnet die Elbe passiren zu können.

Wenn die Höhen von Hořenoves und Maslowed vertheidigt worden wären, so hätte eines der beiden Reservecorps den preußischen linken Flügel gegenüber dem Swipwalde be-

obachten und das Vordringen aus demselben verhindern müssen. In der Disposition wäre auch das 4. Armeecorps und die 2. Cavallerie-Division dem Grafen Thun zu unterstellen gewesen. Es hätte hervorgehoben werden müssen, daß die Hauptgefahr durch das Eingreifen der preußischen 2. Armee droht, dessen Hauptquartier den Abend Tags vorher noch in Königinhof war. Ferner, daß die Höhen von Hořenoves und Maslowed mit äußerster Kraftanstrengung durch sämmtliche Batterien und die Infanterie in übereinander liegenden Schützengräben zu vertheidigen seien und daß im Falle des Rückzuges die Höhen zwischen Chlum und Nedělišt zur Deckung des Rückzuges der Hauptarmee zu halten seien. Endlich war zu sagen, daß die 2. Cavallerie-Division den feindlichen Colonnen entgegenrücke, um deren Vorrückung zu verzögern und schließlich, daß sie sich am rechten Flügel des 2. Armeecorps railliere, um von dort aus die linke feindliche Flanke und deren Geschütze zu beunruhigen. Die Lage der Brücke bei Lochenitz war unrichtig, denn wie kann eine Stellung hartnäckig vertheidigt werden, wenn der Rückzug in der eigenen Flanke liegt?

Die linke Flanke der preußischen 1. Armee bildete die Division Fransecky. Am Morgen standen österreichische Vorposten der Brigade Brandenstein des 4. und der Brigade Apiano des 3. Armeecorps im Swipwalde. Apiano vereinigte seine Truppen mit dem 3. Armeecorps und verließ den Wald. Fransecky griff die Oesterreicher an, Brandenstein warf seine sieben Bataillons entgegen, wurde aber durch acht Bataillons der Division Fransecky mit großen Verlusten aus dem Walde geworfen und Brandenstein blieb todt am Platze. Als Graf Festetits, Commandant des 4. Armeecorps, eine seiner Brigaden zertrümmert den Wald verlassen sah, faßte er den Entschluß, ihn den Preußen wieder zu entreißen. Er ließ einige Zeit den Wald durch seine Geschütze beschießen und gab dann den Befehl zum Sturme. Gleich anfangs, um $^{1}/_{2}$10 Uhr, verlor Graf Festetits einen Unterschenkel und sein Generalstabschef, Oberst Götz, wurde getödtet. Feldmarschall-Lieutenant Mollinary, Adlatus des Grafen Festetits, leitete den Sturm und ließ Feldmarschall-Lieutenant Graf Thun um Unterstützung ersuchen. Dieser für uns so mörderische Kampf zwischen 10 und 12 Uhr, welcher 50 österreichische Bataillons aufrieb und sie ihrer eigentlichen Bestimmung entzog, ist die Hauptursache der Katastrophe bei Königgrätz. Der preußische Oberst Zychlinsky ent-

warf später folgende Schilderung: „Von Cistowes herauf führen Wegschluchten und durch sie rückten die österreichischen Bataillons heran, die Officiere tapfer voraus. Eine einzige Compagnie von uns unter Hauptmann Buddenbrock richtete solche Verheerung unter ihnen an, daß die Oesterreicher den Graben bald füllten. Die späteren hätten gar nicht vorwärts kommen können. Die Frontangriffe der Oesterreicher machten auf uns den Eindruck, als ob sie sich vor uns produciren wollten. Wir sahen sie geradenwegs stürmen, selbst wenn sie durch eine einfache Umgehung ihren Zweck erreichen konnten."

Drei österreichische Brigaden waren verbraucht, Mollinary wollte seine letzte Kraft nicht noch aufs Spiel setzen und wiederholte sein Ersuchen um Hilfe beim 2. Armeecorps. Um diese Zeit brachte ihm Oberstlieutenant Graf Falkenhayn folgenden Befehl aus dem Armee-Hauptquartier: „Das 4. Corps solle sich nicht verleiten lassen, vorzugehen, sondern stets auf die Einhaltung seiner ununterbrochenen Verbindung nach links mit dem 3. Corps bedacht sein — die Zeit zu einem Offensivstoß sei noch nicht gekommen." Das war klar und bestimmt, aber der Angriff war schon erfolgt und ein Theil der Truppen des Corps noch in das Gefecht verbissen. Es scheint, als ob Feldmarschall Mollinary die unsere rechte Flanke bedrohende Gefahr nicht gekannt habe, denn er forderte auch Graf Thun zur Hilfeleistung auf, um die linke Flanke der 1. Armee zum Weichen zu bringen und hiedurch den Rückzug der ganzen 1. Armee zu erzwingen, wodurch er aber der von Norden her drohenden Gefahr den Rücken kehrte.

So fest verharrte Mollinary an seiner Auffassung, daß er auch nach dem Befehle Benedek's dabei blieb, das Corps des Grafen Thun solle die von ihm begonnene Niederwerfung Fransecky's vollenden. Er unterließ es, Thun von der Weisung des Armee-Commandanten zu verständigen, setzte dem Grafen Falkenhayn seine Gründe auseinander und gab ihm zugleich eine schriftliche Meldung an Benedek. Diese lautete: „Ich bin mit dem 2. Corps in unmittelbarer Verbindung, vor dem 2. stehen wenige Feinde, ich habe daher das 2. Corps gebeten, durch einen Offensivstoß mich zu degagiren." *) Er stand also nicht von dem ihm ausdrücklich untersagten Angriff ab.

*) Diese Zeilen, mit unsicherer, doch deutlicher Handschrift, wahrscheinlich zu Pferde geschrieben, sind von $^{3}/_{4}$12 Uhr datirt (Wiener Kriegsarchiv).

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Kronprinzen.

[illegible] 5 Uhr Früh folgenden Be[illegible] [illegible] heute ein feindlicher [illegible] bei [illegible] und Cerekwitz stehende 1. [illegible] und wird die 2. Armee zu ihrer Unterstützung in folgender Weise vorrücken:

1. Das 1. Armeecorps marschirt in zwei Colonnen über Zabres und Groß-Trotin nach Groß-Bürglitz.

2. Die Cavallerie-Division folgt dem 1. Corps bis ebendahin.

3. Das Gardecorps geht von Königinhof auf Jeričef und Lhota.

4. Das 6. Corps nach Welchow, von wo ab es eine Abtheilung zur Beobachtung der Festung Josefstadt aufstellt. Die für heute befohlene Demonstration findet nicht statt.

5. Das 5. Armeecorps folgt zwei Stunden nach Aufbruch des 6. Armeecorps und geht bis Choteborek.

Die Truppen brechen sobald wie irgend möglich auf und lassen Trains und Bagagen zurück, die erst auf besonderen Befehl des Ober-Commandos herangezogen werden dürfen."

Die 1. Garde-Division lag bei Königinhof und rückte um 8 Uhr ab, die 2. war um Rettendorf, sie wurde angewiesen, um 7 Uhr mit der Tête bis Königinhof vorzurücken. Um dieselbe Zeit brach das 5. Corps von Gradlitz auf. Das 1. Armeecorps hatte geglaubt, die Befehle des Ober-Commandos erst abwarten zu müssen und verspätete sich. Diese Disposition concentrirte die bisher über fünf Meilen ausgebreitete 2. Armee auf die kaum zwei Meilen messende Linie Bürglitz, Jeričef, Choteborek, Welchow. In diesen Orten erhielten alle Corps die Weisung, auf die weit sichtbare Baumgruppe auf der Höhe von Horenoves zu marschiren, wo nur eine unserer Batterien sichtbar war. Die 1. Garde-Division war voraus, dieser folgte seitwärts über Welchow, beinahe auf gleicher Höhe, das 6. Armeecorps, alle anderen waren noch weit zurück. Man sieht, Fortuna war noch immer Benedek günstig, denn diesen 1 1/2 feindlichen Armeecorps hätten doch das 2. Armeecorps, welches noch gar nicht, und das 4., welches wenig gelitten hatte, in dieser wundervollen Stellung von Horenoves und Masloweb einige Stunden standhalten können, wenn sie diese besetzt gehalten und nicht mit Fransecky gekämpft haben würden. Die 1. Garde-Division besetzte fast ohne Widerstand die gefürchteten Höhen. Um 12 Uhr befanden sich 48 preußische Geschütze gegen unsere rechte Flanke im Feuer. Nur fünf Bataillons der Brigade Thom besetzten die Höhen von Masloweb und Sendražitz. Das 4. Armeecorps erhielt erst um 1 1/4 Uhr den Befehl, zwischen Chlum und Nedelitz Aufstellung zu nehmen. Die Artillerie mit 100 Geschützen eilte voraus. Alle Brigaden, mit Ausnahme der Brigade Fleischhacker, welche aus Mißverständniß noch in Cistowes zurückblieb, wodurch sie beinahe abgeschnitten worden wäre,

folgten. Um 2 Uhr hatte die Garde auf den Höhen von Hořenoves festen Fuß gefaßt, die Division Hiller das Plateau von Masloweb erstiegen und die 11. Division in gleicher Höhe Sendrařitz besetzt.

Die 2. leichte Cavallerie-Division blieb bei Lochenitz, vergebens Befehle erwartend. Unbegreiflich ist es mir, daß wir keinen Kanonendonner von Hořenowes und Račitz gehört hatten, wir standen in einer Tiefe, von Höhen im Norden und Osten umgeben. Meine Frau suchte mich, fuhr auf der Straße die Division nicht sehend, bis zur Brigade Henriquez, dessen Brigadier sie anfänglich für eine preußische Spionin hielt, dann aber ihr unseren Aufstellungsort bezeichnete. Sie gab mir meine Fleischpillen für Mittag und fuhr dann in der Richtung gegen Königgrätz. Ich glaube um 1 Uhr Mittags kam Oberst Thegetthoff; dieser hatte den Befehl gebracht, die leichte 2. Cavallerie-Division habe sich dem 2. Armeecorps zur Disposition zu stellen. Als Oberst Thegetthoff wieder das Divisions-Commando verließ, sagte Fürst Taxis: „Benedek scheint auf uns vergessen zu haben, jetzt rücke ich vor, Dein Regiment an der Tête." Wir rückten gegen Nordosten auf einem Rücken vor und haben keine merkbare Vertiefung passirt. Während dieser Vorrückung marschirten zu meinem Erstaunen Abtheilungen des 2. Armeecorps parallel mit uns in beschleunigtem Schritte, aber in *vollkommener Ordnung* gegen die Elbe. Mein Regiment kam dem Hauptquartier des 2. Armeecorps so nahe, daß ich auf den mir gut bekannten Generalstabschef zuritt und ihm sagte: „Wie kann das Corps zurückgehen, heute müßte es sich auf Carbonaden hacken lassen." Schon um 2½ Uhr gingen Truppen bei Lochenitz, der Rest zwischen 3 und 4 Uhr bei Předměřitz über die Elbe. Wir rückten bis zu einer Schlucht vor, jenseits derselben auf einem Plateau marschirten feindliche Colonnen gegen Chlum. Mit dem Divisionär war Major Baron Lederer und ich voraus, wir blieben vor einem tiefen Einschnitte stehen, mein Regiment ließ ich gedeckt weiter rückwärts halten; Fürst Taxis ließ die zwei Batterien auffahren, die Artillerie schoß vortrefflich, schon auf den ersten Schuß traf jedes Geschoß mitten in eine feindliche Colonne, dieselben verschwanden laufend, unsere Artillerie freute sich und glaubte an deren Flucht, ich aber hielt es für ein Zurücklaufen auf Commando, um sich zu decken, was auch der Fall war. Rechts

der Geschütze war in der Nähe eine Wildremise, welche unbeachtet blieb, ein Fehler der Geschützbedeckung; kurze Zeit nach Eröffnung des Geschützfeuers wurde die Batterie durch feindliche Schützen beschossen, welche sich ungesehen in der Schlucht genähert hatten. Zwei der Geschütze mußten zurückbleiben, der Rest verlor so bedeutend an Mannschaft und Pferden, daß sie sich kaum bespannt zurückzogen. In unserer rechten Flanke ließ Fürst Taxis Haller-Husaren auf feindliche Cavallerie attaquiren, erstere erlitten durch feindliches Infanteriefeuer starke Verluste.

Hier sah man wieder das kluge Manövriren der Preußen, zuerst ohne Bedenken und Zaudern in eine Deckung laufen und zugleich offensiv gegen die Batterien ungesehen vorgehen.

Jedenfalls hätte der Divisionär unbedingt durch zwei oder drei Officiere auf verschiedenen Wegen das Anrücken der feindlichen Colonnen dem Armee-Commando melden lassen sollen. Die Division ging wieder gegen die Elbe zurück, dort attaquirte das Husaren-Regiment Nr. 14 noch mit Erfolg preußische Cavallerie. Das ganze 2. Armeecorps hatte schon die Elbe passirt. Die Cavallerie-Division nahm die alte Stellung. Die feindliche Infanterie war schon so nahe, daß meine Patrouillen sich dem Regimente näherten. Ich ließ den Divisionär durch meinen Adjutanten darauf aufmerksam machen, daß, falls er hier die Elbe passiren wollte, die Regimenter die Brücke jetzt passiren müßten. Zugleich ließ ich beifügen, daß ich erst auf einer weiter abwärts gelegenen Brücke die Elbe überschreiten werde. Der Divisionsstab hatte schon mehrere Verwundete und das Husaren-Regiment Nr. 4 passirte infolge feindlichen Feuers in Uebereilung. Der Divisionär sandte einen Ordonnanzofficier über die Elbe, mich zu holen, dem ich wiederholte, ich werde erst weiter gegen Königgrätz die Elbe passiren. Ich ging längs der Elbe langsam in dem Maße zurück, als feindliche Schützen meine Patrouillen anschossen. Nach einiger Zeit ging ich näher an die Elbe, wo ich durch Bäume gedeckt war, ich selbst aber eine feindliche Vorrückung auf der Straße beobachten konnte, hoffend, vielleicht ergebe sich die Gelegenheit zu einer Attaque. Gegen Abend kam ich an eine Brücke, in deren Brückenkopf ich Erzherzog Josef mit einem Bataillon traf. Er ritt mir entgegen und sagte: „Das ist meine ganze Brigade." Unmittelbar vor meinem Regimente passirte Fürst Egon Taxis mit seiner Uhlanen-Division.

[illegible] unserem Glück
[illegible] Gardecorps
[illegible] Corps
[illegible] preußische
[illegible] seine
[illegible] der [illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible] daß er der
[illegible]
[illegible] waren.
[illegible]
[illegible] den
[illegible] unsere [illegible]
[illegible] waren.
[illegible] durch
[illegible] General
[illegible] mit der [illegible]
[illegible] mit der [illegible]

[illegible]
[illegible] General
[illegible] wenig
[illegible] nach in

seiner Reservestellung sah.*) Ein Beweis, daß Benedek den beabsichtigten Vorstoß nicht aufgegeben hatte. Erst als das Telegramm des Festungs-Commandanten von Josefstadt etwas später als $^1/_2$12 Uhr Mittags mit der Meldung eintraf, daß Colonnen der Armee des Kronprinzen an der Festung vorbeizögen, offenbar um gegen unsere rechte Flanke vorzudringen, stiegen in Benedek ernstliche Besorgnisse wegen seiner rechten Flanke auf.**)

*) General Baumgarten erzählte wiederholt Folgendes über diese Ereignisse: „Ich ritt gegen den linken Flügel, und zwar bis zu einer Anhöhe, von der ich mir den Ueberblick verschaffte. Zurückkehrend ritt ich beim 6. Corps vorbei. Da sah ich dieses Reservecorps, welches auf den rechten Flügel dirigirt war, in einer kreisartigen Bewegung, wie Truppen, die vormarschirt sind und wieder in ihre Stellung zurückkehren. Ich konnte mir das nicht erklären und sprengte auf einen Officier los mit der Frage, weshalb der Befehl, auf die Höhen von Chlum zu rücken, nicht befolgt werde. Ich erhielt zur Antwort, der Befehl sei contremandirt worden. Ich erschrack darüber, da ich für den rechten Flügel fürchtete; das Blut wich mir aus dem Gesichte; hätte man mir zur Ader gelassen, so hätte man keinen Tropfen Blutes gefunden. Denn auch die Gefangenen, die wir verhörten, sagten aus, daß der Feind die Ankunft des Kronprinzen von Norden her gegen unseren rechten Flügel erwartete. Ich eilte auf die Höhe von Lipa und hier fand ich meine Befürchtungen bestätigt. Benedek griff in die Tasche und holte das ganz zerknitterte Telegramm des Festungs-Commandanten von Josefstadt hervor. Ich machte nun Benedek Vorwürfe, weil er den Befehl zurückgenommen hatte, er jedoch meinte, man könne die Reserven wieder in Bewegung setzen. Aber ich entgegnete: „Man kann 50 Bataillons nicht so leicht wie Schachfiguren in Bewegung setzen," und fügte hinzu: „Es ist zu spät!" was auch der Fall war, denn um 1 Uhr waren die Höhen von Horenoves von den Preußen schon besetzt."

**) Am Abend vorher sandte Fürst Taxis Rittmeister Varga gegen Norden recognosciren. Rittmeister Varga brach mit 30 Mann um 11 Uhr Nachts auf und ritt nordwärts. Zu Salney und zu Jaromir an der Elbe stießen seine Husaren am frühen Morgen bereits mit feindlicher Cavallerie zusammen; er machte einige Gefangene und erfuhr von ihnen, daß sie zur Armee des Kronprinzen gehören und gegen Chlum marschiren, von wo er bereits — es waren offenbar die gegen den Swiepwald feuernden österreichischen Geschütze — Kanonendonner hörte. Verfolgt von stärkeren Abtheilungen, warf er sich in die Festung Josefstadt und telegraphierte von hier an Taxis die wichtige Kunde; der Sicherheit wegen sandte er mit ihr auch einen Officier und einen Cadetten ab. Diese letzteren Meldungen aber kamen, da beide gefangen genommen wurden, nicht an, ebensowenig das an den Prinzen gerichtete Telegramm. Der Festungs-Commandant aber sah, durch Varga aufmerksam gemacht, von den Wällen den Vorbeimarsch feindlicher Infanterie, und telegraphirte nach Königgrätz in das Hauptquartier.

Das preußische 6. Armeecorps rückte zu unserem Glück sehr langsam längs der Elbe vor. Eigentlich hat das Gardecorp die Schlacht entschieden, Bonin kam spät, das 6. Corps rückte sehr langsam und nicht energisch vor, das preußisch 5. Armeecorps war als Reserve weit zurück und kam in kein Action. Die preußische Cavallerie drängte längs der Elb gar nicht.

Krisis in unserem Centrum.

Die preußische 1. Armee war um Mittag in schlechter Lage, es kam wohl vom Kronprinzen die Nachricht, daß er vorrücke, worauf Moltke auch den rechten Flügel zum energischen Vordringen anspornte, doch mußte man noch volle zwei Stunden warten, bis das Eingreifen des Kronprinzen sich fühlbar machen konnte. Manche hatten schon den Eindruck einer verlorenen Schlacht, den Truppen fiel es schwer, unthätig die Zielscheibe für unsere Geschütze abzugeben. Prinz Friedrich Carl wollte den Angriff wagen, jedoch Moltke ließ es nicht zu. Er blieb bei seinem Plane, durch die beiden Flügeln zu siegen. Erst um 1½ Uhr kehrte General Voigts Retz von einem Recognoscirungsritte mit der freudigen Nachricht zurück, der Kronprinz kämpfe schon mit den Oesterreichern.

Benedek wußte durch die Meldungen der 2. leichten Cavallerie-Division recht gut, daß der Kronprinz im Anmarsche sei, auch durch seine Ordonnanzofficiere, daß das 4. und 2. Armeecorps sich in dem Swiepwalde verbissen und die Stellung Chlum-Nedelitz nicht bezogen hatten. Ihn bestach der Eindruck, den er in der Front erhielt, so sehr, daß er einen Vorstoß mit ganzer Macht durch Heranziehen der Reserven vorbereitete. Als General Baumgarten sich überzeugt hatte, daß die Stellung Chlum-Nedelitz unbesetzt sei, wollte er das 6. Armeecorps gegen den Kronprinzen verwenden, womit Benedek sich einverstanden erklärte und den nöthigen Befehl ergehen ließ. Während nun General Baumgarten auf unserem linken Flügel ritt, bereute es Benedek und gab Contreordre. General Baumgarten war nicht wenig erschrocken, als er zurückgekehrt das 6. Armeecorps noch in

der Geschütze war in der Nähe eine Wildremise, welche unbeachtet blieb, ein Fehler der Geschützbedeckung; kurze Zeit nach Eröffnung des Geschützfeuers wurde die Batterie durch feindliche Schützen beschossen, welche sich ungesehen in der Schlucht genähert hatten. Zwei der Geschütze mußten zurückbleiben, der Rest verlor so bedeutend an Mannschaft und Pferden, daß sie sich kaum bespannt zurückzogen. In unserer rechten Flanke ließ Fürst Taxis Haller-Husaren auf feindliche Cavallerie attaquiren, erstere erlitten durch feindliches Infanteriefeuer starke Verluste.

Hier sah man wieder das kluge Manövriren der Preußen, zuerst ohne Bedenken und Zaudern in eine Deckung laufen und zugleich offensiv gegen die Batterien ungesehen vorgehen.

Jedenfalls hätte der Divisionär unbedingt durch zwei oder drei Officiere auf verschiedenen Wegen das Anrücken der feindlichen Colonnen dem Armee-Commando melden lassen sollen. Die Division ging wieder gegen die Elbe zurück, dort attaquirte das Husaren-Regiment Nr. 14 noch mit Erfolg preußische Cavallerie. Das ganze 2. Armeecorps hatte schon die Elbe passirt. Die Cavallerie-Division nahm die alte Stellung. Die feindliche Infanterie war schon so nahe, daß meine Patrouillen sich dem Regimente näherten. Ich ließ den Divisionär durch meinen Adjutanten darauf aufmerksam machen, daß, falls er hier die Elbe passiren wollte, die Regimenter die Brücke jetzt passiren müßten. Zugleich ließ ich beifügen, daß ich erst auf einer weiter abwärts gelegenen Brücke die Elbe überschreiten werde. Der Divisionsstab hatte schon mehrere Verwundete und das Husaren-Regiment Nr. 4 passirte infolge feindlichen Feuers in Uebereilung. Der Divisionär sandte einen Ordonnanzofficier über die Elbe, mich zu holen, dem ich wiederholte, ich werde erst weiter gegen Königgrätz die Elbe passiren. Ich ging längs der Elbe langsam in dem Maße zurück, als feindliche Schützen meine Patrouillen anschossen. Nach einiger Zeit ging ich näher an die Elbe, wo ich durch Bäume gedeckt war, ich selbst aber eine feindliche Vorrückung auf der Straße beobachten konnte, hoffend, vielleicht ergebe sich die Gelegenheit zu einer Attaque. Gegen Abend kam ich an eine Brücke, in deren Brückenkopf ich Erzherzog Josef mit einem Bataillon traf. Er ritt mir entgegen und sagte: „Das ist meine ganze Brigade.“ Unmittelbar vor meinem Regimente passirte Fürst Egon Taxis mit seiner Uhlanen-Division.

Wie ich schon erzählte, verließ das 2. Armeecorps, 25.000 Mann, nur kleinere Rückzugsgefechte liefernd, das Schlachtfeld, wodurch die preußische 11. und 12. Division widerstandslos in die Rückzugslinie der Hauptarmee vordringen konnte; es war ein Wunder, daß diese noch den Weg zur Elbe fand. Die 1. Garde-Division fand durch die erschöpften Truppen des 4. Armeecorps wenig Widerstand und drang unaufhaltsam bis zum Centrum vor. Erzherzog Josef, ein sehr tapferer Mann, dem an diesem Tage drei Pferde unter dem Leibe erschossen wurden, konnte seine Brigade nicht zum Ausharren verhalten. Schon nach einigen erhaltenen Salven gaben sie jeden Widerstand auf. Auch die Brigade Brandenstein ließ die armen Artilleristen im Stiche. Die feindliche Infanterie, im hohen Getreide vorschleichend, nahm 22 Kanonen. Die Reserve-Artillerie unter Oberstlieutenant Hofbauer fuhr aus eigener Initiative beim Dorfe Swetin auf. Diese imposante Geschützzahl, bei welcher sich einige Bataillons wieder sammelten, hielt das Vordringen der Preußen auf. Die Ueberraschung des durch das Terrain gedeckten Vorbrechens des Feindes und dessen Schnellfeuer verblüfften Commandanten und Truppen. Chlum, der Schlüssel des österreichischen Centrums, wurde durch eine Brigade der 1. Garde-Division, welche General Hiller selbst führte, erstürmt. Generalmajor Appiano hatte seine Truppen, Ungarn, in Chlum gegen Westen aufgestellt, gegen Norden verließ er sich auf die Truppen des 4. Armeecorps. Durch den Ueberfall überrascht, verlor er das Dorf beinahe kampflos.

Nun lasse ich Seite 284 und 285 des II. Bandes aus dem Werke Friedjung wörtlich folgen:

Auch von dort her nahte also ein Feind, aber der General -- dies ist freilich eine Unbegreiflichkeit — hatte nur den Angriff des Heeres des Prinzen Friedrich Carl im Sinne und vernachlässigte darob seine Flanke und seinen Rücken. Um die Masse seiner Brigade zudem gegen das von beiden feindlichen Armeen kommende Feuer zu schützen — Chlum liegt eben im Winkel des Hakens, den das österreichische Heer bildete — führte er sein Gros etwas seitwärts in eine gedeckte Stellung und ließ in und bei Chlum selbst nur zwei Bataillons des Infanterie-Regimentes Nr. 46 zurück. Die übrigen stellte er 800 Schritte südwestlich von Chlum auf, hinter der Position also, die er zu vertheidigen hatte. Hier hielt er selbst mit seinem Stabe, dem Feuer des Feindes wohl

unerreichbar, aber unvermögend, von hier aus das Dorf auch nur zu sehen. Erstaunt gehorchten die Officiere dieser Anordnung. Von den drei Bataillons des Infanterie-Regimentes Nr. 46 behielt er das 1. bei sich, das 3. wurde in Chlum selbst gelassen, das 2. südöstlich von dem Orte an einen Hohlweg gelehnt, und hier befand sich auch der Oberst des Regimentes, Slawecky. Des Unheils Gipfel war, daß sich die drei Bataillons gegenseitig nicht sahen, also nicht unterstützen konnten.

Da nun Appiano so weit rückwärts stand, konnte er nicht sehen, daß das 4. Corps aus den Schanzen an seiner rechten Front gewichen war; schon näherte sich, wovon er keine Ahnung hatte, die von der preußischen Garde getragene Schlacht. Officiere des Infanterie-Regimentes Nr. 46 eilten zur Nordspitze von Chlum, sahen die Bataillons des österreichischen 4. Corps gegen die Elbe weichen und die Feinde ihnen nachdrängen, sie sahen, wie die Spitzen der Helme der Garde sich Chlum näherten, dann wieder eine zeitlang hinter Bodenwellen verschwanden; sie machten deshalb Oberst Slawecky aufmerksam, es sei sofort ein Angriff zu erwarten. Der Oberst hatte leider ein kurzes Gesicht und wies die Mahnenden mit den Worten ab: „Meine Herren, Sie sind Schwarzseher!"

Das war eine Täuschung des Unglücklichen. Denn bald darauf brachen die feindlichen Bataillons hinter dem schützenden Getreide hervor und warfen sich gleichzeitig auf Chlum und auf das Bataillon des Obersten am Hohlwege. Hier gab es keinen eigentlichen Kampf, keine Gegenwehr, sondern einen Kugelschauer, der sich auf die Oesterreicher ergoß und den Oberst wie die Mehrzahl der Officiere niederstreckte; ein Auffahren der Erschreckten, Getümmel und Flucht, Zusammenbrechen der einen, Waffenstrecken der anderen.

Dasselbe Schicksal ereilte zur gleichen Zeit das Bataillon im Dorfe selbst. Ahnungslos, wie wenn sämmtliche Befehlshaber an dieser Stelle in Dumpfheit versunken gewesen wären, hatte Oberstlieutenant Schimmelpenning die Seinigen an der Westseite hinter der aufgeführten Verschanzung aufgestellt, weil ja in jener Richtung seit Stunden das Getöse der Artillerieschlacht von der Bistritz her zu hören war. Aber von Osten brach ungestüm ein Gardebataillon in das Dorf ein. Schimmelpenning machte noch eine Anstrengung, sein Bataillon an den

Feind zu führen; da fällt auch er durch eine feindliche Kugel. Einzelne Compagnien suchen sich zu sammeln und sich nach Süden durchzuschlagen; aber die einen fallen, die anderen werfen die Waffen weg und geben sich gefangen.

Sodann wird auch *das entfernter stehende 1. Bataillon* des Regimentes ins Verderben mitgerissen. Major v. Noack sieht den Kampf nicht, aber er hört Gewehrfeuer und Trommelwirbel und führt denn pflichtgetreu die Seinigen aus ihrer gedeckten Stellung zu Hilfe und in den Kampf. Sie eilen die Anhöhen gegen Chlum heran, das frische Bataillon konnte das Gefecht vielleicht noch zum Stehen bringen — Appiano *mußte* ja zuletzt dann sein zweites Regiment in die Kampflinie werfen — in diesem Augenblicke aber, es war wie ein Verhängniß, stürmt eine Wolke österreichischer Reiter von Westen her. Sie stürzen in wilder Eile auf den nördlichen Theil von Chlum und prallen vor dem preußischen Gewehrfeuer zurück; umkehrend, werfen sie sich mit verhängten Zügeln auf das Bataillon Noack, reiten durch und zerstäuben es, während sie selbst im Hohlwege Pferde und Leute liegen lassen. „Die Uhlanen kamen und gingen wie eine Windsbraut", so erzählte einer der verwundeten Officiere des Regimentes Nr. 46, „ihre Bahn bezeichneten unsere und ihre Todten — das war die Hilfe, die sie uns gebracht." Es waren aber nicht Uhlanen, wie viele der Niedergerittenen meinten, sondern das Husaren-Regiment Nr. 7, welches, wie erzählt wurde, am Swiepwalde gestanden hatte und ebenso wie die Brigade Fleischhacker durch den siegreichen Vormarsch der Garde abgeschnitten war; jetzt bahnte es sich mit dem Säbel in der Faust den Weg. Dies gelang ihm, denn nachdem es über das österreichische Bataillon hinweggebraust war, ritt es nordwärts um Chlum herum. Hier stieß es gerade auf den preußischen Kronprinzen und sein Gefolge und war nahe daran, ihn hinter seinen kämpfenden Truppen gefangen zu nehmen; aber ein nahes preußisches Bataillon versetzte den Reitern einige Gewehrsalven, so warfen sie sich denn nach Süden und schlugen sich tapfer durch. Sie retteten sich wohl, aber das niedergerittene österreichische Bataillon zahlte den Preis.

Das war das Schicksal des schlecht geführten Infanterie-Regimentes Nr. 46. Die Verlustliste weist 13 Officiere und 405 Mann todt, 20 Officiere und 216 Mann verwundet auf. Außerdem aber fielen 16 Officiere und 1440 Mann unverwundet

in Gefangenschaft, und diese erschreckende Ziffer zeigt, daß die Truppe gegen die andringenden Preußen nicht kaltblütig gefochten hat; kaum ein Drittel des Regimentes fand sich am Tage nach der Schlacht wieder zusammen.*)

Die Brigade Appiano wurde nicht weit verfolgt und erreichte ungehindert die Elbe. Die 1. Garde-Division hatte schon Chlum genommen, ohne daß es Benedek gewußt hatte. Oberst Neuber wollte sein Pferd wechseln, seine Pferde standen bei Chlum. Als er dahin ritt, kam er in ein lebhaftes Feuer. Er sprengte ins Hauptquartier zurück und sagte Benedek: „Ich habe eine Meldung Excellenz unter vier Augen zu erstatten.“ „Wir haben keine Geheimnisse“, erwiderte Benedek. „Dann melde ich, daß die Preußen Chlum besetzt haben.“ „Ach, plauschen S' nicht“, war die Antwort Benedek's. Wie wenig er daran glaubte, beweist, daß er noch einen Befehl dictirte, bevor er sich selbst überzeugte und mit seiner Suite selbst dahin galoppirte. Sobald die ersten Häuser sichtbar wurden, regnete es Kugeln. Prinz Esterházy stürzte vom Pferde, Graf Grünne war schwer verwundet, Henikstein's Stute war schwer getroffen. Im ganzen Hauptquartier blieb nur Benedek vollkommen ruhig und ritt, um Reserven herbei zu holen, wobei er in ein Kreuzfeuer unserer eigenen Batterien gerieth. Benedek übersah noch immer die gesammte Lage nicht; statt durch die Reserven und die Cavallerie den Rückzug zu decken und ihn anzutreten, wollte er die Schlacht wieder herstellen, obgleich über das successive Eingreifen der 2. Armee kein Zweifel bestehen konnte. An Raming erging der Befehl, Chlum zu erstürmen. Der Feldzeugmeister selbst führte Abtheilungen des 3. Armeecorps zum Sturme vor, meistens Ungarn, die sich ganz ungleich benahmen, ein Bataillon versagte ganz, andere leisteten Wunder von Tapferkeit. Benedek zeigte sich hier wieder als kaltblütiger, heldenmüthiger Soldat von Einstens. Anfänglich schienen unsere Anstrengungen von Erfolg begleitet, jedoch die 2. Garde-Division rückte in die Schlachtordnung ein und erreichte Gehölz und das Dorf Lipa.

*) Die obige Darstellung beruht auf dem Aufsatze des Hauptmannes Christofek im Infanterie-Regiment Nr. 46: „Das Regiment Sachsen-Meiningen“ in der „Oesterr. milit. Zeitschrift“ 1867, IV. Bd., S. 215—231, und auf den „Rückblicken auf den Krieg 1866“. Von J(ohann) N(osinić) S. 71—86.

Jetzt machte Oberst Catty vom Generalstab, einer der tapfersten Officiere unserer Armee, den Versuch, das Dorf zurückzuerobern. Er raffte Truppen zusammen so viel er konnte und führte sie zum Sturme, er fiel schwer verwundet. Die vordersten Reihen der Sturmcolonnen lagen Mann für Mann todt am Boden, die anderen wichen. Die Preußen waren um 3 1/2 Uhr Herren von Chlum und Lipa, sie standen auf unserer Rückzugslinie, in unserem Rücken. Die Artillerie zeichnete sich in diesem Feldzuge stets hervorragend aus. In diesem kritischen Momente vollführten einzelne Batterien Heldenthaten, die mit den größten der Geschichte den Vergleich aushalten können, und welche es verdienen würden, in den Schulen der Jugend zur Aneiferung erzählt zu werden.

So fuhr Hauptmann Groeben, um anderen Batterien den Rückzug zu ermöglichen, auf 200 Schritte vor der vordringenden feindlichen, feuernden Infanterie auf, protzte ab und empfing sie mit Kartätschen. Zuletzt sprang noch der Führer Schunk vom Pferde, riß die Zündschnur von einer bereits geladenen Kanone ab, damit der letzte Kartätschenschuß gelöst werde. Nur er und Lieutenant Merkel waren übrig geblieben, welche auf einem Munitionswagen ins Freie fuhren. Hauptmann Groeber, ein Officier und 52 Mann lagen todt oder schwer verwundet am Boden. Die später vorbeiziehenden Sieger, auch der Kronprinz, entblößten ihr Haupt als Zeichen der Ehrung. Aber auch die Batterie des Hauptmannes Kühn verlor Mannschaft und Bespannung bis auf drei Mann, welche noch auf 50 Schritt den letzten Schuß abgaben. Es bedarf wahrlich nicht der erhebenden und vorbildlichen Beispiele des Alterthums für unsere Jugend!

Endlich trat die so lange aufgesparte Reserve in den Kampf. Raming befahl den Brigaden Rosenzweig und Waldstätten die Dörfer Rozbeřitz und Chlum zu nehmen. Der Angriff wurde durch eine furchtbare Kanonade eingeleitet, nur mit Mühe konnte die Artillerie der Garde in unserem Feuer auffahren. Viel soll nicht gefehlt haben, daß die Garde überwältigt worden wäre. Bei dem Sturme auf Rozbeřitz zeichneten sich besonders Deutschmeister, die Wiener, meine engeren Landsleute, aus, aber auch Nr. 55, Ruthenen, ließen sich nicht spotten und blieben nicht hinter den sogenannten „Edelknaben" zurück. Nur finde ich es bei unseren deutschen Truppen so schön, daß sie im Feuer, in der Gefahr, lustig werden, was ich schon in den Memoiren eines Veteranen

hervorhob. Die Jäger und das Wiener Regiment drangen mit großen Ungestüm gegen Rozbeřitz vor. Von allen Seiten umfaßten sie das Dorf und hielten mit großer Zähigkeit die äußerste Steigerung des Kleingewehrfeuers aus. Am Rande des Dorfes rissen sie im feindlichen Feuer eine Verrammlung nieder, dann drangen sie mit gefällten Bajonnetten in den Ort ein, während aus allen Fenstern und Dachluken ein fürchterliches Feuer auf sie niederging. Vergebens warfen sich ihnen Bataillons des 2. Garde-Regimentes entgegen; sie schlugen die Preußen aus den Gassen hinaus und verfolgten sie bis unter die Kanonen gegen Chlum; hier brachte Oberstlieutenant Waldersee die Weichenden zum Stehen. Erst vor Chlum machten die Deutschmeister Halt. Auch die preußische Artillerie wurde durch unsere Schützen so arg zugerichtet, daß Prinz Hohenlohe, der die Geschütze hier befehligte, sich genöthigt sah, Chlum zu räumen und sich hinter dem Orte aufzustellen.

Jetzt ließ General Rosenzweig die Deutschmeister in Rozbeřitz ausschnaufen und zog das Regiment Gondrecourt Nr. 55 vor; er forderte dasselbe auf, Chlum so tapfer zu nehmen wie die Deutschmeister Rozbeřitz. Die Lage der 1. Garde-Division war äußerst schwierig; General Hiller befürchtete bereits, er werde Chlum nicht halten können, denn schon erreichten die Spitzen der österreichischen Bajonnette die Kirche des Ortes. Drei preußische Geschütze und 300 Gefangene befanden sich in den Händen der beiden stürmenden Regimenter; Prinz Anton von Hohenzollern, durch zwei Kugeln schwer verwundet, fällt in ihre Gefangenschaft und die den Ruthenen nachdrängenden Deutschmeister bereiten sich aufs Neue zum Sturme vor. Nun kam aber den Preußen Hilfe durch das Eintreffen der Avantgarde des 1. Armeecorps, welches sich beim Abmarsche verspätet hatte; man sieht wieder hier so wie bei Trautenau, daß Bonin ein schwacher Commandant war. Die Brigade Rosenzweig verlor beide Orte wieder und einen Theil ihrer Gefangenen. Wo blieben die anderen Brigaden des 6. Armeecorps? Hier kann vielleicht zur Entschuldigung dienen, daß die zurückweichenden Abtheilungen des 3. und 10. Armeecorps das sich zum Gefechte entwickelnde 6. Armeecorps in Verwirrung brachten. In diesem Feldzuge fanden Leistungen voll Bravour statt, aber kein Zusammenwirken, keine einheitliche Kraftentwicklung, wie z. B. in Italien beim Eingreifen des Reservecorps Maroičic.

denen die von Alexander-Uhlanen, welche am linken Flügel kämpften, besondere Erwähnung verdienen. Sie hieben zuerst das Garde-dragoner-Regiment Nr. 1 zusammen, drangen in die Batterie Caspari, jagten ihre Bedeckung vor sich her, bereiteten mehreren Schwadronen des preußischen Husaren-Regimentes Nr. 5 dasselbe Schicksal und hieben sich, ins feindliche Feuer vordringend, so lange mit preußischer Reiterei herum, bis ein beträchtlicher Theil von ihnen niedergestochen oder durch das Feuer der Infanterie nieder-gestreckt war. Eine Abtheilung dieses Regimentes drang bis auf 400 Schritte Entfernung zum königlichen Hauptquartier vor, so daß sich schon die Suite und Stabswehr zum Handgemenge vor-bereiteten. In der Nähe befindliche Bataillons streckten die Mehr-zahl dieser kühnen Reiter zu Boden, der Rest entkam in wilder Flucht.

Das Ziel war erreicht. Keine preußische Escadron ließ sich an diesem Tage mehr im Rücken des fliehenden Heeres sehen. Beide Theile fochten tapfer, doch gebührt gewiß unseren Reitern der größere Ruhm, weil ihr Muth nicht durch die Niederlage erschüttert wurde. Einige aus dem feindlichen Feuer fliehende Abtheilungen der Division Graf Couden-hove brachten Infanterieabtheilungen in Unordnung, was Benedek übereilt und in ungerechter Weise dem Kaiser anzeigte, wodurch der tapfere General, der sehr gut disponirte und welcher mit Ver-ständniß seine Reiter in den Kampf führte, längere Zeit in Un-gnade gefallen war, statt ausgezeichnet zu werden. Heute gibt ihm jeder einsichtsvolle Reitersmann und ich glaube auch die allgemeine Meinung die verdiente Anerkennung.

Der letzte Kampf geschah durch das 1. Corps. Die Brigade Piret stürmte Problus, zog aber den Kürzeren. Die Brigaden Poschacker, Leiningen und Ringelsheim setzten mit voller Wucht gegen Chlum ein. Der Corps-Commandant Graf Gondrecourt, ein tapferer Darauflosgeher ohne jeder militärischen Bildung, ließ in tiefen Colonnen stürmen und führte seine Truppen förmlich zur Schlachtbank. Die Preußen ließen die stürmenden bis auf 300 Schritte herankommen, dann begann das Schnellfeuer, die Stürmenden stutzten, setzten aber doch den Sturm bis auf 100 Schritte fort, wo sie trotz Tambours und Aneifern der Officiere umkehrten und sich in regelloser Flucht auflösten. Das Corps verlor von 26.000 Streitenden 10.000 Mann, den vierten

Theil der Verluste des gesammten österreichischen Heeres. Wie war mit solchen unvernünftigen Commandanten ein Sieg möglich? Tapferkeit ist unbedingt das Nöthigste, jedoch allein genügt sie nicht. Der Löwe ist gewiß tapfer und trotzdem wird er durch einen guten, wenn auch schwächlichen Schützen besiegt und erlegt.

Benedek verließ das Schlachtfeld erst, als alle seine Corps abgezogen waren und die Brigade Abele vom 1. Corps die letzte geordnete Infanterietruppe blieb. Nie exponirte er sich mehr als an diesem Tage. Er wurde später gefragt, ob er eine feindliche Kugel gesucht habe; er verneinte es mit den Worten: „Ich habe gar nicht an mich gedacht, meine Gedanken waren nur mit meinen Soldaten." Er suchte das dichteste Getümmel auf, aber unterdessen blieb das Heer führerlos und brach die furchtbarste Verwirrung herein. Als das Regiment Wrangel-Kürassiere durch massenweise einschlagende Geschosse in Unordnung geriet, ritt der Feldherr selbst durch seine Reihen, brachte die Reiter zum Stehen und befahl ihnen einen neuen Angriff. Wenige Schritte von ihm riß ein Hohlgeschoß den Oberst des Regimentes, Grafen Erbach, vom Pferde und Benedeks treuer Adjutant, Müller, den er wie seinen Sohn liebte, sank, während er gerade Benedek die Karte des Schlachtfeldes zur Orientirung vorhielt, schwer verwundet zu Boden. Unterdessen aber waren die Befehlshaber der zur Elbe eilenden Corps in Verzweiflung, denn es fehlten die Weisungen über die Richtung des Rückzuges, über die Lage der zu benützenden Brücken. Die Adjutanten seiner Unterbefehlshaber suchten ihn oft vergebens. So schickte der Kronprinz von Sachsen um Weisungen Major v. Sacken, der den Ort der am Vortage geschlagenen Brücken in seine Karte eingezeichnet hatte, gab die nothwendige Auskunft über ihre Lage. Krismanič dictirte rasch die Dispositionen zum Rückzuge für die Sachsen und das 8. Corps, die durch Oberstlieutenant Graf Falkenhayn befördert wurden. Weiter kam er nicht, denn an jeder Stelle, wo er den harrenden Officieren die Befehle ertheilen wollte, schlugen Kugeln ein. Es wäre auch zu spät gewesen, Ordnung in den Rückzug zu bringen, die Massen wälzten sich führerlos, aufgelöst, untereinander vermengt zur Elbe.

Das preußische Hauptquartier erkannte die Größe des Sieges nicht: dies und die Hingebung unserer Artillerie waren die Ursache, daß wir nicht energisch verfolgt und uns eine theilweise Capitulation und die völlige Auflösung erspart wurden. Oberst-

lieutenant Hofbauer mit seiner Geschützreserve und Batterien des 4. und 6. Armeecorps, zusammen 60—70 Geschütze, deckte mit äußerster Zähigkeit den Rückzug. Die Artillerie hielt überall aus, bis sie die letzte Patrone verschossen hatte. Wiederholt wollte Benedek die fliehende Infanterie zum Stehen bringen, aber umsonst; zuletzt gab er sogar den Befehl, durch Kartätschen sie zum Halten zu bringen; dieser Befehl wurde jedoch nicht ausgeführt. Außer der Artillerie war nur mehr die Cavallerie-Division des Feldmarschall-Lieutenant Zaitsek in fester Haltung. Es muß befremden, daß die Sieger nicht verfolgten, obgleich die Division Etzel der Elbe-Armee nicht im Gefechte war, ebenso wenig das 5. Armeecorps mit der Cavallerie-Division Hartmann und das 6. Armeecorps, welches durch das frühe Abrücken des Feldmarschall Grafen Thun keinen Feind vor sich hatte. Um 4½ Uhr schickte der Kronprinz den Generalen Steinmetz und Hartmann den Befehl zur Verfolgung. Letzterer soll denselben aber nicht erhalten haben und Steinmetz hielt den um 6½ Uhr ergangenen Armeebefehl für einen Wiederruf, denn dieser Befehl schrieb vor: „Morgen wird im Allgemeinen geruht und werden nur die zur Bequemlichkeit und Wiedervereinigung der Truppen nöthigen Märsche ausgeführt." Vom Armee Obercommando ging nur an die Division Etzel der Befehl zur Verfolgung, doch ging diese der den Rückzug deckenden Cavallerie-Division Edelsheim so wenig energisch an den Leib, daß die Sachsen ungestört abziehen konnten.

Wie anders bei Waterloo, wo mit dem letzten Hauch an Mann und Roß die ganze Nacht den Franzosen nachgejagt und sie so zersprengt wurden, daß eine Schlacht bei Paris nicht mehr möglich war. Ein wahres Glück für uns, daß die aufgelösten fliehenden Massen ungestört die Elbe passiren konnten. Von dem Chaos der Flucht kann sich Jemand, der nicht Augenzeuge war, keine Vorstellung machen. Nach der Schlacht von Hegyes sah ich auch die Armee des Banus fliehen,*) doch war dies ganz anders. Die Kroaten entzogen sich dem Kampfe, der nirgends heftig entbrannt war und gingen ruhig, ohne Ueberstürzung, gegen Titel. Bei Königgrätz aber bemächtigte sich der Fliehenden eine umso größere Panik, je mehr sie sich der Elbe näherten. In die noch geschlossenen Abtheilungen fluteten die zuletzt im Kampfe Ge-

*) „Memoiren eines österreichischen Veteranen."

Privathäusern an, es wurde aber nirgends geöffnet. Endlich erblickte ich eine Laterne, eine Glocke und darunter die Aufschrift Apotheke. Dort leutete ich länger, es wurde geöffnet und ein alter Mann trat heraus. „Was wollen Sie?" fragte er. „Geben Sie mir Obdach für diese Nacht, ich bin todtmüde, ich komme vom Schlachtfelde." Er starrte mich eine Weile an, mein Anblick muß merkwürdig gewesen sein, die nassen, hängenden Kleider, der zerstörte Gesichtsausdruck. Er nahm mich bei der Hand und führte mich zu seiner Frau, gab mir heißen Thee und beruhigende Tropfen. Meine durchnäßten Stiefeletten konnten nicht ausgezogen werden, das Dienstmädchen, die Frau und der Herr selbst versuchten ihre Geschicklichkeit und Kraft, umsonst! Endlich wurden sie aufgeschnitten. Die Ruhe der Nacht störten die Kanonenschüsse aus der Festung. Gegen wen? Bei finsterer Nacht? Was geschah am Schlachtfelde? Bei jedem Kanonenschuß glaubte ich, daß mein Bett erzittere, selbstverständlich war es nicht der Fall, aber ich fühlte es ganz deutlich. Wie solche Sinnestäuschungen wohl entstehen? Es vibrirten meine Nerven, die schrecklichsten Visionen des Schachtfeldes marterten mein Gehirn. Die Angst, in der Festung eingeschlossen, von der Außenwelt abgesperrt zu werden, ließ mich die Festung schon mit Tagesanbruch in geliehenen Kleidern der guten Apothekerin verlassen. Nicht weit von Königgrätz traf ich zu meinem Glücke eine Patrouille unseres Regimentes, die mir genau den Ort bezeichnete, wo unser Regiment stand. „Mein Mann wohl?" „Ja!" „Gott sei Dank!" Diese beste aller Botschaften regte mich so auf, daß ich eine Viertelstunde am Rande eines Grabens rasten mußte, bevor ich weitergehen konnte. Die zu langen Kleider und die zu großen Schuhe erschwerten ungemein meine Bewegung. Die circa zwei Meilen Weges schienen mir endlos. Auf dem Wege begegnete ich zu meiner freudigen Ueberraschung Lieutenant Graf Wurmbrand, der mir erzählte, daß mein Mann ganz wohl sei und die gewöhnliche Kost anstandslos vertragen habe, wodurch er mich entbehren konnte."

Welch freudiges Wiedersehen! Die beste aller Frauen wieder gefunden zu haben und an mein rasch schlagendes Herz drücken zu können. Ihr danke ich es, stets gesund und so kräftig geblieben zu sein, daß ich mich nie müde oder matt fühlte. Eine seltene Frau, voll Energie, Muth und Unerschrockenheit, dabei mit hingebender, aufopfernder Weiblichkeit, welche in allen Lagen meines Lebens

wollten, war durch Fuhrwerke so verrammelt, daß nicht einmal ein Hund sich hindurchzwängen hätte können.

Tausende Flüchtlinge standen am Ufer der Elbe, die nahe der Brücke eine starke Strömung hat. Ich sah Viele, mit der Strömung kämpfend, unter die Brücke getragen. Ich schloß die Augen, der Anblick war furchtbar! Der Gedanke, daß die Feigen, welche die Panik erzeugten und auch andere mit sich fortrissen, um ihr Leben zu retten, in den Wellen den Tod finden, zeigte mir, daß auch hiernieden Gerechtigkeit walte. Die Flüchtlinge wuchsen gleich einer Lawine an. Jetzt riefen auch Officiere: „Die Preußen kommen uns nach!" Der Major wurde immer aufgeregter, die Brücke war ganz unpassirbar, er fragte mich, ob ich schwimmen kann: „Ja, aber in Kleidern habe ich es nie versucht." Mehrere hundert Schritte oberhalb der Brücke war die Elbe breiter, daher seichter, nur in der Mitte war eine ganz kurze Strecke zu schwimmen. „Wollen Sie es versuchen, die Preußen sollen uns nicht fangen. Mein Bursch wird mich an der Seite meines zerschossenen Armes unterstützen und Sie schwimmen an meiner anderen Seite; es muß versucht werden!" sagte der Major. Wir kamen glücklich an das andere Ufer. Meinem Kutscher sagte ich, er möge den Wagen und das Gepäck im Stiche lassen und mit dem Pferde hinüberschwimmen. Er wollte aber lieber eine andere Brücke aufsuchen. — Meine Koffer sah ich nie wieder, den Kutscher erst viele Monate später. Nun ging es zu Fuß gegen Königgrätz, der Abend dämmerte schon, als wir bei den Festungspallisaden und Gräben ankamen. Wir konnten unmöglich in die Festung kommen. Der Major war schon entschlossen die Nacht sitzend dort zu verbringen. Da sahen wir einen Trupp Soldaten nahen, die riefen: „Fahne bergen." Wir schlossen uns ihnen an, es wurde eine schmale Zugbrücke herabgelassen, über die wir in die Festung kamen. Der Major dankte mir herzlichst, nannte seinen Namen, Butlar oder ähnlich, und ließ sich ins Spital bringen. Es war schon finstere Nacht. Ich wanderte von einem Gasthaus zum anderen, wurde überall wegen Ueberfüllung abgewiesen. Endlich bat ich einen Portier: „Geben Sie mir über Nacht Ihre Loge, ich zahle Ihnen 100 Gulden." Er antwortete: „Dies würde ich sehr gerne thun, aber überzeugen Sie sich selbst, in meiner Loge sind so viele Officiere, daß sie nur sitzend die Nacht dort zubringen können." Da ging ich weiter und leutete an einigen besseren

Privathäusern an, es wurde aber nirgends geöffnet. Endlich erblickte ich eine Laterne, eine Glocke und darunter die Aufschrift Apotheke. Dort leutete ich länger, es wurde geöffnet und ein alter Mann trat heraus. „Was wollen Sie?“ fragte er. „Geben Sie mir Obdach für diese Nacht, ich bin todtmüde, ich komme vom Schlachtfelde.“ Er starrte mich eine Weile an, mein Anblick muß merkwürdig gewesen sein, die nassen, hängenden Kleider, der zerstörte Gesichtsausdruck. Er nahm mich bei der Hand und führte mich zu seiner Frau, gab mir heißen Thee und beruhigende Tropfen. Meine durchnäßten Stiefeletten konnten nicht ausgezogen werden, das Dienstmädchen, die Frau und der Herr selbst versuchten ihre Geschicklichkeit und Kraft, umsonst! Endlich wurden sie aufgeschnitten. Die Ruhe der Nacht störten die Kanonenschüsse aus der Festung. Gegen wen? Bei finsterer Nacht? Was geschah am Schlachtfelde? Bei jedem Kanonenschuß glaubte ich, daß mein Bett erzittere, selbstverständlich war es nicht der Fall, aber ich fühlte es ganz deutlich. Wie solche Sinnestäuschungen wohl entstehen? Es vibrirten meine Nerven, die schrecklichsten Visionen des Schachtfeldes marterten mein Gehirn. Die Angst, in der Festung eingeschlossen, von der Außenwelt abgesperrt zu werden, ließ mich die Festung schon mit Tagesanbruch in geliehenen Kleidern der guten Apothekerin verlassen. Nicht weit von Königgrätz traf ich zu meinem Glücke eine Patrouille unseres Regimentes, die mir genau den Ort bezeichnete, wo unser Regiment stand. „Mein Mann wohl?“ „Ja!“ „Gott sei Dank!“ Diese beste aller Botschaften regte mich so auf, daß ich eine Viertelstunde am Rande eines Grabens rasten mußte, bevor ich weitergehen konnte. Die zu langen Kleider und die zu großen Schuhe erschwerten ungemein meine Bewegung. Die circa zwei Meilen Weges schienen mir endlos. Auf dem Wege begegnete ich zu meiner freudigen Ueberraschung Lieutenant Graf Wurmbrand, der mir erzählte, daß mein Mann ganz wohl sei und die gewöhnliche Kost anstandslos vertragen habe, wodurch er mich entbehren konnte.“

Welch freudiges Wiedersehen! Die beste aller Frauen wieder gefunden zu haben und an mein rasch schlagendes Herz drücken zu können. Ihr danke ich es, stets gesund und so kräftig geblieben zu sein, daß ich mich nie müde oder matt fühlte. Eine seltene Frau, voll Energie, Muth und Unerschrockenheit, dabei mit hingebender, aufopfernder Weiblichkeit, welche in allen Lagen meines Lebens

Auf dem Marsche nach Olmütz bildete die leichte Cavallerie-Division die Arrièregarde, verlor aber ganz die Verbindung mit dem Feinde, wohl der Hauptfehler des Armee-Commandos; doch kann ich nach meiner Ansicht den Feldmarschall-Lieutenant Fürste Taxis nicht von jeder Schuld freisprechen, denn wenn Cavalleri den Rückzug zu decken hat, so obliegt die Ausführung dem Cavalleri Commandanten. Und kein Armee-Commandant wird sich finden, de es tadeln würde, über den Gegner gut unterrichtet zu werde Ob die Cavallerie vorne oder rückwärts ist, als oberster Grundsa gilt: nie die Fühlung mit dem Feinde zu verliere

In der Neuzeit sind Napoleons Grundsätze über die Ve wendung der Cavallerie in Vergessenheit gerathen. Wir sind i dieser Hinsicht schlechter als die Chinesen, welche das Alte, da von den Vorfahren als gut Erkannte zäh bewahren. Wir vergesse aber das Gute aus früherer Zeit, ohne besseres an die Stell zu setzen. Uebertriebenes Reitschulreiten, Pferdeverzärtelung un Mast derselben soll die kriegerische Verwendung ersetzen. Ve blassen denn schon wieder die Edelsheim'schen Grundsätze? Selb Armee- und Corps-Commandanten von Ruf wußten in de neueren Feldzügen die Cavallerie nicht im Napoleon'schen Sinn zu verwenden, so Radetzky, Moltke, Prinz Friedrich Car der preußische Kronprinz, sammt seinem genialen Generalstabsch Blumenthal, ebensowenig Benedek sammt Krismanič, trotzde war unser Hauptquartier stets gut bedient. Das war aber nic das Verdienst des Armee-Commandos, sondern die Folge de Edelsheim'schen Geistes, welcher damals in die Cavallerie zu großen Theile eingedrungen war.

Bei den Manövern, welche ich nach dem Feldzuge sah, wi wohl das weite Vorgehen der Cavallerie zum Zwecke der Auf klärung als Grundsatz leider oft schablonenhaft durchgeführ Jedoch bleibt das Gros der Cavallerie zu weit vom Feinde weg wodurch die Patrouillen sehr weit gehen müssen und daher nic schnelle Meldungen liefern können. In anderer Beziehung sah ic oft die Cavallerie in falscher Richtung verwendet, so z. B wurde bei einem Kaisermanöver der linke Flügel des Gegner eine Landwehr-Division, mit zwei Divisionen und der Corps Geschützreserve angegriffen, daher die Wahrscheinlichkeit des Siege Wohin gehört in diesem Falle die Cavallerie des Angreifers Doch auf den eigenen rechten Flügel, um den weichenden Gegn

zu verfolgen, ihn seitwärts zu überholen, ihm bei Defileen, Brücken 2c. zuvorzukommen und ihn bei den Uebergängen anzugreifen. Wo war aber die Cavallerie? Am eigenen linken Flügel, wo beide Cavallerie-Divisionen sich langweilten und sich thatenlos ansahen. Gewiß ist es nicht gut, die feindliche Cavallerie ganz unbeobachtet zu lassen. Zur Beobachtung genügt aber eine Minderzahl, die kann reizen, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, im Falle eines Angriffes sich auf die eigene Infanterie zurückziehen und dadurch dem überlegenen Gegner übel mitspielen. Bei den Fünfkirchner Kaiser-Manövern hätte sich die Division Gagern zwischen das Armeecorps bei Wiener-Neustadt und den unter Feldzeugmeister Schönfeld vereinigt gewesenen zwei Armeecorps hineindrängen und die Vereinigung möglichst lange hindern sollen. Die Friedensmanöver gebären öfter für den Krieg Schädliches, während sie dem Kriegszwecke allein dienen sollten. So z. B. die Idee, mit Colonnen in Escadronsbreiten unerschütterte, mit Hinterladern bewaffnete Infanterie zu attaquiren. Die ersten Escadronen, so denkt der Erfinder, verleiten zum Schnellfeuer, die letzten brechen in die Infanterie, der die Patronen fehlen, ein. Die erste Abtheilung ist geopfert, die den Boden bedeckenden Reiter und Pferde müssen die Bewegung der rückwärtigen doch behindern, und kehren sie um und fliehen sie, so bringen sie Unordnung in die rückwärtigen Abtheilungen. Eine fliehende Cavallerie reitet Alles nieder. Die Energie von Reiter und Pferd wird colossal gesteigert. Unser Hauptquartier übersprang bei Tobitschau einen Mühlgraben, welchen gute Jagdreiter nicht übersetzt haben würden, nicht ein Ordonnanzpferd fiel hinein.

Die Cavallerie ist zu Wichtigerem berufen, als sie zwecklos zu opfern, und kommt ausnahmsweise die Nothwendigkeit vor, sie zu opfern, um ein Ganzes zu retten, so muß dies mit klarem Bewußtsein erkannt werden. Eine hingeschlachtete Cavallerie kann nichts mehr nützen und einer Armee ohne Cavallerie fehlen die Augen und dem Feldherrn die Basis zu seinen Entschlüssen. Wie bequem kann die Infanterie und Artillerie marschiren, wenn sie durch die Cavallerie weiß, daß keine Gefahr für sie besteht. Wird die Cavallerie in napoleonischem Sinne verwendet, so kann man ohne Sorge getrennt marschiren und dennoch concentrirt schlagen. Nur muß die Cavallerie geübt sein, vom Carabiner, der bei uns vorzüglich ist, Gebrauch zu machen.

Napoleon schreibt bezüglich der Bewaffnung der Cavalle
mit Carabiner am 12. November 1811 an Clarke:

„Es ist anerkannt, daß die mit Küraffen versehene Cavall
sich schwer des Carabiners bedienen kann; aber es ist auch s
sinnlos, daß 3000 bis 4000 Mann so tapferer Leute in ih
Cantonnement überrascht oder auf ihrem Marsche angehal
werden durch zwei Voltigeur-Compagnien ... Ich kann mich n
daran gewöhnen, 3000 ausgesuchte Mannschaften zu sehen, die
einer Volkserhebung oder einem Ueberfalle leichter Truppen
einem Parteigänger aufgehoben würden oder auf einem Mar
durch einige schlechte Schützen hinter einem Bache oder ei
Hause angehalten würden; das ist sinnlos. Mein Wille ist,
jeder Mann ein Gewehr habe; ob dies nun ein sehr ku
Carabiner ist, getragen auf die für die Kürassiere bequemste W
das ist mir gleich ... Legen sie mir also einen Vorschlag darü
vor, damit diese 3000 Mann nicht Infanterie nöthig haben,
sich in ihren Cantonnements zu beschützen, und damit sie abgese
sich Luft machen können, wenn eine an Stärke mit ihnen
ungleiche Infanterie da ist .... Was die Uhlanen anbetrifft,
sehen Sie zu, ob es möglich ist, ihnen einen Carabiner mit
Lanze zu geben; wenn es nicht möglich ist, so müßte doch wenigst
ein Drittheil mit Carabinern bewaffnet sein."

Diese Erkenntnis Napoleon's ist verloren gegangen und
sehen wir die 4. Cavallerie-Division am 7. August nach der Schl
bei Wörth in der Verfolgung MacMahons bei Steinburg
schwacher feindlicher Infanterie aufgehalten. Um sich nicht ei
Ueberfalle auszusetzen, mußte die Cavallerie sogar über N
zurückgehen. Als sie am 8. die Verfolgung wieder aufnahm, gel
es ihr nicht mehr, die Fühlung mit den Franzosen herzustellen.

Bei uns ist es noch immer Mode, der aufklärenden Cavall
zwei Jäger-Bataillons zuzutheilen. Die Zweckmäßigkeit di
Maßregel habe ich nie verstanden. Man hat doch die Cavalle
um schnell fortzukommen, warum sie durch Beigabe von Infant
aufhalten? Die Cavallerie hat doch Carabiner. Berittene Infant
kann dagegen sehr nützlich sein. Leset und leset immer wieder
Feldzüge Napoleon's, denn in diesen kommen die ewigen Gru
sätze am schärfsten formulirt zum Ausdrucke.

Unser Rückzug nach Olmütz wurde dadurch begründet,
die Armee, welche durch das Debacle außer Rand und B

kam, es nöthig hatte, sich unter dem Schutze der Festung zu retabliren. Das 10. Armeecorps wurde per Bahn nach Wien gesandt. Die Cavallerie, mit Ausnahme der 2. leichten Cavallerie-Division, sollte direct nach Wien marschiren, jedoch stets mit dem Feinde die Fühlung behalten, sie verlor dieselbe jedoch, weil sie oft schneller als nöthig zurückging. Ursprünglich war vorgeschlagen,*) daß die Cavallerie unter das Commando von Edelsheim gestellt werde, es wurde jedoch Prinz Holstein Commandant.

Nach dem österreichischen Generalstabswerke bestand die Idee, fünf bis sechs Armeecorps der Nord-Armee in Olmütz zu belassen, um gegen den Rücken der Preußen zu operiren und mit dem Reste der Nord-Armee, der Süd-Armee und der Cavallerie direct die Donau zu vertheidigen. Erzherzog Albrecht jedoch war anderer Meinung; er wollte alle Streitkräfte an der Donau concentriren. Vorderhand wurde jedoch blos das 3. Armeecorps mittelst Eisenbahn nach Wien disponirt.

Moltke wollte mit der Elbe- und 1. Armee an die Donau rücken, mit der 2. uns nach Olmütz verfolgen, nur dirigirte er, mir unbegreiflicherweise, die 2. Armee nördlich von Olmütz mit Basirung auf Glatz, wegen leichterer Verpflegung. Generalmajor Blumenthal machte aus in die Augen springenden strategischen Gründen energische Gegenvorstellungen, und setzte es durch, daß die 2. Armee gegen Proßnitz disponirt wurde.

Die 2. leichte Cavallerie-Division vollführte den Rückzug im Verbande mit dem 2. und 4. Corps, deren Rückendeckung ihre Aufgabe war. Am 8. Juli bestand die Brigade Bellegarde bei Rudelsdorf ein siegreiches Gefecht gegen die Brigade Witzleben der Cavallerie-Division Hartmann. Am 9. nächtigte die Division bei Müglitz; am 10. bezog sie die Cantonnirung bei Mähr.-Neustadt. Auffallenderweise lag diesen Tag das 2. Armeecorps zwischen dem Feinde und der Cavallerie-Division. Diese Tatsache beweist, daß die Cavallerie-Division nicht zur Aufklärung vor der Armeefront verwendet wurde.

Das Armee-Commando ordnete weitgehende Patrouillen an, 1 Officier, 2 Unterofficiere mit 6 Mann, bis zum Ansichtigwerden des Feindes. Die Patrouillen gegen Freiwaldau und Troppau

*) Durch Major Baron Fejerváry, der mit Graf Mensdorff im Hauptquartier war.

waren eigentlich unnöthig; bei Troppau sammelten sich unte
Generalmajor Knobelsdorf größtentheils Landwehrtruppen, welche
viel zu viel Gewicht beigelegt wurde. Diese angeordneten Patrouille
schlossen eine dauernde Beobachtung des Gegners ganz aus un
konnten im Allgemeinen nur die feindliche Sicherheitslinie b
obachten, aber keinen Einblick hinter dieselben gewinnen. Ma
soll die Größe der Patrouillen nicht bestimmen, jedem subalterne
Officier steht sein Zug zur Verfügung, der eine wird den ganze
Zug nach Zurücklassung der schwächeren Pferde mitnehmen, ei
anderer es vorziehen, blos mit einigen der couragirtesten Reite
auf den besten Pferden die Patrouille zu machen, dieser letzter
wird sich aufs Verstecken, Durchschleichen nach Räubermanier, ver
legen und gewöhnlich mehr sehen, als ein anderer, der mit feind
lichen Patrouillen herumjagt und sie ritterlich bekämpft. Möglichst
viel sehen und erfahren ist die Hauptsache, jedoch nützt es für das
Armee-Commando nichts, wenn die Meldungen nicht zeitgerecht
eintreffen. Ich sah oft bei Manövern Patrouillen im Rücken de
Feindes, welche vorzügliche Beobachtungen machten, aber ohn
Nutzen, weil das Corps- oder Armee-Commando nichts vor de
Entschlußfassung erfuhr. So weit gehende Patrouillen haben stet
den Nachtheil, daß die Meldungen langsam einlangen; di
Cavallerie-Division oder das Cavallerie-Corps muß nahe dem Feind
bleiben, wodurch die Patrouillen nicht so weit vorgetrieben werde
müssen.

Das 2. Armeecorps rückte nach Littau ab. Infolge desse
ordnete Fürst Taxis Patrouillen zur eigenen Sicherheit an. Di
weit gehenden Patrouillen stießen am 11. Juli an mehreren Orte
mit dem Feinde zusammen. Es gelang dem Oberlieutenant Gra
Herberstein bei Grulich eine preußische Patrouille mit zwei Briefe
abzufangen, der eine von Blumenthal, der andere von Steinmet
beide an ihre Frauen, aus denen man erfuhr, daß die Elbe
und 1. Armee gegen Wien, die 2. Armee südlich von Olmü
marschire. Diese Briefe enthielten die wichtigste Nachricht, außerde
sandten die politischen Behörden über Wien recht gute Nac
richten ein. Das vortrefflich geleitete Kundschaftsbureau wußte si
von allen Seiten Nachrichten zu verschaffen, die Nachrichten d
Patrouillen genügten nicht, dies im eigenen Lande, um wie vi
schwerer in Feindesland! Ueberhaupt wird jetzt bei den we
treffenden Schießwaffen jede Annäherung viel schwieriger als frühe

die Resultate bei den Manövern geben kein richtiges Bild, weil nicht scharf geschossen wird, und die Patrouillen-Commandanten meistens die Feuerwirkung zu ignoriren belieben.

Bei Olmütz am 13. Juli vor dem Abmarsche gegen Wien war mein Regiment auf Vorposten und ich der Ansicht, es müsse sich ein preußisches Armeecorps südlich von Olmütz vorlegen. Ich sandte daher drei Officierspatrouillen südlich, statt der angeordneten unnützen Patrouillen nach Norden mit dem Auftrage, zur Bekräftigung der Wahrheit je einen Gefangenen mitzubringen, was auch geschah.

Lieutenant Graf Wurmbrand*) wurde in den Raum Plumenau—Boskowitz gesandt, um die Richtung der feindlichen Marschcolonnen in Erfahrung zu bringen. Oberlieutenant Alexander Bakó wurde mit dem Auftrage abgesandt, zu erkunden, ob die feindlichen Truppen ihren Marsch zwischen Budigsdorf und Plaim beendet hätten, oder ob sich selbe noch am Marsche und wohin befänden. Endlich wurde noch Oberlieutenant Baron Testa aus dem Bivouac bei Aussee über Steinmetz, Müglitz, Allerheiligen nach Mähr.-Trübau gesandt.

Jede Patrouille brachte Gefangene, Baron Testa machte Quartiermacher einer Munitionsreserve zu Gefangenen, welche am meisten wußten.

Sämtliche Gefangene gehörten zum preußischen 1. Armeecorps; ich meldete persönlich das Resultat der abgesandten drei Patrouillen dem Divisionär und dem damaligen Chef des Generalstabes General Baumgarten, letzterem mit dem entschiedenen Vorschlage, mit der Armee ins Waagthal zu gehen, weil die Infanterie nicht mehr kämpfen werde. Die Antwort war dem Sinne nach: „Die Dispositionen seien expedirt und es sei genügende Uebermacht zur Verfügung". Das Gefecht von Tobitschau würde nicht so kläglich geendet haben, wenn die zweite Cavallerie-Division richtig disponirt gewesen wäre. Sie hat keinesfalls an die Queue des 8. Armeecorps gehört, sondern nach vorne und rechts seitwärts und hätte zwischen der Hauptstraße und dem Blattabache über Schobolin, Nedweis, Blatze marschiren müssen; der Blattabach wäre erst bei Klopotowitz zu übersetzen gewesen.

*) Die Stärke bis zu einem Zuge überließ ich jedem Patrouillen-Commandanten.

Die Marschdisposition des 8. Armeecorps war auch son
Carl-Uhlanen marschirten als Avantgarde, aber so w
Frieden mit Bagage und Handpferden. Die Preußen
dieselben noch durch, hinter den Uhlanen folgten unmittell
Brigade Rothkirch und die Artillerie des 8. Corps, dann e
Rest des Corps in großem Abstande. Wäre die Division
zur Stelle gewesen, hätte die preußische Cavallerie-D
Hartmann mit 16 Escadronen nicht 18 Geschütze nehme
so viele Gefangene machen können, ebenso wenig hätte
Glasenapp den Train der Cavallerie-Division zersprengt.
Husaren, welche den Train zu decken hatten, griffen die
schen Landwehrhusaren an, welche die Haller-Husaren
erwarteten, indem sie vom Pferde aus Salven gegen dieselt
gaben. Einzelne Abtheilungen von Haller-Husaren kamen in den
der Preußen, so zwar, daß unsere Husaren sich im Handg
begegneten. Nach einiger Zeit passirte ich diesen Kampfplatz,
buchstäblich schwarz, nie hätte ich gedacht, daß so viele To
einem Cavalleriehandgemenge bleiben können; hier zeigte si
Uebergewicht der Unsrigen im Handgemenge, denn ich sal
schwarze und merkwürdigerweise keine blauen Uniformen.

Das Gefecht bei Tobitschau zeigte, daß meine Ansi
die richtige war. Wäre General Baumgarten auf meinen Vo
eingegangen, so hätten wir keine Geschütze und Gefangenen v
und der Train der Cavallerie-Division wäre nicht zers
worden,*) dann ist es etwas ganz Anderes, ob man
Rückzug vorbereitet anordnet oder ihn unvorbereitet anz
gezwungen wird.

Bei Wahl der Marschlinien wurde dem gesicherten
bringen der Trains zu große Bedeutung beigemessen, wodur
Corps in zwei Tagesstaffeln auf einer einzigen Straß
marschirten, was jedenfalls falsch war.

Am 14. marschirten das 2. und 4. Armeecorps a
erreichten unbeanständet ihre Marschziele.

Die preußische Cavallerie-Division Hartmann constatirte 1
Abmarsch gegen Wien. Diese Division war dem 5. Armeecorps
stellt, unzweckmäßig, denn eine Cavallerie-Division muß stets
ständig und frei handeln können, sonst geht die kostbare Zeit ve

*) Es fehlte wenig, daß das Armee-Commando gefangen worde

sie soll direkt dem Armee-Commando unterstehen, welches ihm freie Hand läßt, zufolge der einlaufenden Beobachtungen selbstständig zu handeln. General Hartmann ritt, nachdem er die Meldungen von unserem Abmarsche gegen Wien erhalten hatte, vor 4 Uhr persönlich zu Steinmetz. Dieser hatte bereits befohlen, daß die Cavallerie-Division bis Proßnitz vorrücken und im Laufe des Tages ein starkes Detachement nach Prerau schicken solle. Infolge dieses Befehles rückte General Borstell in Abwesenheit des Divisionärs Hartmann um 4 Uhr Nachmittags mit der Cavallerie-Division von Kostelez nach Proßnitz ab. Bevor General Hartmann in Neustift einlangte, hatte der Corps-Commandant die Nachmittagsmeldungen der Division an das Armee-Hauptquartier in Konitz mit folgendem Begleitschreiben abgesandt:

„Leider steht das 5. Armeecorps nicht nahe genug, um den General von Hartmann mit Infanterie unterstützen zu können, es wäre gut, wenn dies dem 1. Armeecorps aufgegeben würde. Ich theile ganz die Ansicht, daß die Oesterreicher im Abmarsche von Olmütz nach Wien sind. Bei der Verfassung, in der dies geschieht, halte ich ein schleuniges Folgen und Angreifen, wo man sie findet, für geboten und sehe davon gute Erfolge voraus; ich habe General von Hartmann autorisirt, gegen Prerau vorzustoßen.

Hauptquartier Neustift, den 14. Juli 1866.

von Steinmetz."

General Hartmann traf zufällig den preußischen Kronprinzen in Neustift bei Steinmetz. Der Kronprinz erließ noch von Neustift aus folgenden Befehl an das 1. Armeecorps-Commando:

„Das 1. Corps hat noch heute Abend (14. Juli) eine Infanteriebrigade mit einer Batterie nach Tobitschau zu senden und die Uebergänge zwischen Tobitschau und Troubek zu besetzen, um eine Unternehmung der combinirten Cavallerie-Division auf Prerau, welche am 15. Früh ausgeführt werden soll, zu unterstützen, eventuell den Rückzug der Cavallerie zu sichern.

Neustift, 14. Juli 1866.

Friedrich Wilhelm."

Dieses Befehlsschreiben nahm General Hartmann, um es selbst General Bonin einzuhändigen und sich mit ihm zu verabreden.

Die Vorrückung der Division Hartmann wurde wegen mittlerweile eingetretener Nacht auf nächsten Morgen verschoben. Die preußische 2. Armee glaubte, daß die Gefechte am 14. mit unserem letzten Staffel stattgefunden hätten, und daß die ganze Nordarmee schon gegen Wien abmarschirt sei. Diesem zufolge disponirte sie die Garde und das 6. Armeecorps gegen Wien und ließ nur das 1. und 5. Armeecorps mit der Cavallerie-Division den Marsch gegen Osten fortsetzen. Jedenfalls war es für uns ein Glück, daß die 2. Armee uns nicht lebhafter verfolgt hat.

Gefecht bei Tobitschau am 15. Juli.

Am 15. brach das 8. Armeecorps um 4 Uhr auf, dessen Tête bildeten drei Escadronen des Uhlanen-Regimentes Nr. 3, die noch durchschlüpften; Die Têtebrigade Rothkirch hatte eine Verzögerung von nahezu zwei Stunden. Diese entstand durch irrthümliche Einschiebung von Fuhrwerken in die Marschcolonne; ferner marschirten die Truppen infolge der ungewohnten Marschformation — jede Division mit Compagnien in Doppelreihen auf gleicher Höhe — nur sehr langsam. Ungewohnte Ausnahmsmaßnahmen bewähren sich höchst selten!

Auf der Nimlauer Heide ließ Benedek das 8. Corps defiliren. Mehr Bagagen als Truppen! Schon nach den drei Uhlanen-Escadronen kamen Handpferde, Fourage- und Marodewagen erst $1\frac{1}{2}$ Stunden nach der Brigade Rothkirch folgte die Bridade Roth.

Die rechte Colonne, die Brigade Wöber mit zwei Escadronen, wurde gleichfalls der Defilirung beigezogen, wodurch deren Infanterie und, was schwerwiegender war, die Cavallerie nicht mehr in das richtige Verhältnis zur Hauptcolonne gelangen konnte. Der Feldzeugmeister reinigte mit der ihm eigenen Energie die Colonne von dem überflüssigen Troß, wodurch wohl ihre Schlagfertigkeit erhöht, der Zusammenhang der Colonne aber nicht gewonnen wurde. Erzherzog Leopold erschien erst nach der Geschützreserve, er konnte durch die Trains nicht nach vorn gelangen.

2. leichte Cavallerie-Division.

Zur klareren Einsicht recapitulire ich.

Nach der Disposition des Armee-Commandos vom 11. Juli hatte die Division der von Olmütz abziehenden Armee zuletzt

zu folgen, deren Sicherung sowohl im Rücken als insbesondere in der Flanke zu besorgen und jede Beunruhigung der im Marchthale stattfindenden Bewegungen von Westen her hintanzuhalten.

Die Rückzugsdisposition vom 13. Juli ordnet den Rückenschutz der Armee an.

Durch Nachrichten bis zum 14. war die Division selbst in Kenntniß, daß sich der Gegner bereits in Namiest, Kosteletz und Proßnitz gezeigt habe, woraus abzuleiten war, daß der Flankenmarsch am 15. zum Gefechte mit dem Gegner führen müsse. Fürst Taxis sandte daher seinen Generalstabschef mit dem Vorschlage ins Armeehauptquartier, die Division am nächsten Tage nicht hinter dem 8. Corps, sondern gleichzeitig auf einem westlichen Parallelwege vorrücken zu lassen, was merkwürdigerweise nicht genehmigt wurde, obgleich der Vorschlag so sachgemäß war.

Die hierauf verfaßte Disposition der leichten Cavallerie-Division für den 15. lautete der Hauptsache nach:

1. Abmarsch der Tête der Division 8 Uhr Früh aus dem Lager.

2. Brigade Westphalen an der Tête, zwischen ihren Regimentern die beiden Batterien.

3. Brigade Bellegarde gibt die Arrièregarde, dann zur Flankendeckung eine Division zu zwei Escadronen, letztere um 7 Uhr marschbereit, deren Commandant heute Abends in die Operationskanzlei der Division.

4. Kleiner Train marschirt 6 Uhr Früh um die Nordseite von Olmütz herum, dann über Holitz, Krtschman, Zittow, Troubek.

Aus der abschlägigen Antwort des Armee-Commandos wurde gefolgert, daß das Hauptgewicht auf den Rückenschutz zu legen sei. Eigentlich ganz unverständlich! Diese Vorfallenheiten wurden deshalb so eingehend behandelt, weil wiederholt dem Fürsten Taxis der Vorwurf gemacht wurde, daß die Division bei Tobitschau zu spät gekommen sei. Der Fehler des Fürsten war das Anfragen. Cavallerie soll man nicht am starren Befehlseile leiten wollen.

Zur Flankendeckung wurde der Major Prinz Josef zu Windisch-Graetz mit zwei Escadronen bestimmt. Auch diesem schien die Sachlage nicht klar, denn er frug sich an, ob er mit der

Deckung der Flanke der Division oder des 8. Armeecorps betraut sei. Der Bescheid sagte: mit der Flanke der Division.

Feldzeugmeister Benedek ließ den Fürsten Taxis auffordern, schnell abzurücken; dies war aber gar nicht möglich, wenn der Cavallerie-Division nicht erlaubt wurde, eine andere Straße als das 8. Armeecorps zu benützen. Major Josef Prinz Windisch-Graetz ritt dispositionsgemäß um 7 Uhr Früh in der Richtung gegen Olschan. Die 2. leichte Cavallerie-Division brach um 8 Uhr Früh auf. Ich fragte den Divisionär, wer unsere rechte Flanke decke. „Der Sepel," war die Antwort, worauf ich mit einem Zug auf das Plateau in unsere rechte Flanke ritt und unweit den Fürsten Josef Windisch-Graetz mit seiner Division sah. Jedenfalls hätte er zeitlich Früh bis über die Blatnaer Uebergänge vorgehen sollen, welche zu der Zeit, als ich ihn traf, schon von preußischer Cavallerie besetzt waren. Ich kehrte zum Divisionär zurück und bestimmte ihn, daß die Division auf das Plateau rücke, um die preußische Cavallerie zu hindern, die Blatna zu überschreiten.

Die Brigade Rothkirch, welche an der Tête des Corps marschierte, beobachtete die oberschlesische Grenze und war noch gar nicht im Feuer gewesen. Anfangs hätte diese Brigade die Preußen beim Kampfe um die Fasanerie erdrücken können. Doch stets dieselben Fehler! Das successive Hineinwerfen einzelner Abtheilungen statt eines wohlüberlegten umfassenden Angriffes, dann der Sturm ohne zu schießen! Die Brigade Graf Rothkirch, deren zwei ins Gefecht geworfene Bataillons tapfer fochten, wich und zog sich zurück. Nun ließ Benedek, der zur Stelle war, die Corpsgeschützreserve auffahren, welche nur eine schwache Bedeckung hatte. Gedeckt durch das Terrain und hohen Mohn rückte das Kürassier-Regiment Nr. 5 unbemerkt gegen unsere Geschütze vor, welche andere sichtbare Cavallerie-Abtheilungen beschossen. So gelang es den Kürassieren im Angesichte Benedek's, der auf der Höhe mit dem Stabe hielt, 18 Geschütze zu nehmen. Benedek warf seine paar Stabsdragoner dem Regimente entgegen. Lächerlich! Wie anders wäre es gewesen, wenn das Armee-Commando auf den Vorschlag des Fürsten Taxis eingegangen wäre. Bei so klarer Sachlage war wirklich kein Anfragen von Seite des Fürsten Taxis nöthig. Dieser letzte Schlag brach die Spannkraft Benedek's. Er, der nie verzagte, wandte sein Pferd und ritt mit einigen Officieren nach Prerau. Dieses

Verlassen des Kampfplatzes war umso verhängnißvoller, als jetzt die übrigen Brigaden des 8. Armeecorps herankamen und nördlich von Totischau aufmarschirten. Der Erzherzog soll während des Gefechtes der Brigade Rothkirch bei der Brigade Wöber gewesen sein.

Die 2. leichte Cavallerie-Division hatte um 1/210 Uhr Vormittags Koschnischau erreicht, man vernahm Kanonendonner in südlicher Richtung. Etwa um 11 Uhr 45 Minuten war der Aufmarsch des 8. Armeecorps und rechts davon die 2. Cavallerie-Division bei Dub vollendet. Es wurde eine Vorrückung angeordnet, die bald wiederrufen wurde.

Nachdem die Vorwärtsbewegung durch den Armeecorps-Commandanten angeordnet war, wurde die Cavallerie-Division von feindlichen Geschützen lebhaft beschossen. Granaten platzten jedoch höchst selten. Dem directen Schusse trachtete ich, sobald die Kugeln in der Nähe des Regimentes einschlugen, durch Bewegung nach vorwärts, rückwärts und auch nach seitwärts auszuweichen. Einmal wurde die Beschießung recht lebhaft. Ich wollte seitwärts marschiren, jedoch fehlte die Präcission. Ich ließ die Escadrons-Commandanten zu mir kommen, verwies sie und repetirte dreimal den Seitenmarsch wie auf dem Exercirplatze. Erst längere Zeit nach dem Feldzuge hörte ich, daß dies imponirt hätte.

Das 8. Armeecorps blieb unthätig in seiner Stellung, obgleich es der preußischen Brigade Malotki mehr als dreimal überlegen war. Malotki beutete trotz unserer großen Ueberlegenheit seinen Erfolg energisch aus, er drang bis an die March vor und besetzte Tobitschau sammt der Marchbrücke, wodurch die Straße westlich der March versperrt war. Am Nachmittag unternahm Hartmann einen erfolgreichen Reiterzug über die March. Der Tag von Tobitschau war der einzige, an dem die preußische Cavallerie dem Heere erhebliche Dienste leistete und in seine Operationen entscheidend eingriff. Hartmann ritt südlich von Tobitschau durch den Fluß und wandte sich dann nach Norden. Er traf auf die Colonnen des 1. Corps, welches die Straße nach Wien auf dieser Seite der March benützte. Augenblicklich warf er sich bei Roketnitz auf die österreichischen Abtheilungen. Diese ließen sich durch die plötzlich heransprengenden Reiter in die Flucht schlagen; ganze Scharen von Gefangenen wurden gemacht. Es war wieder, wie auf den Höhen

von Chlum, ein ungarisches Regiment, das sich rasch auflöste. Endlich setzte das Regiment Haller-Husaren unter Oberst v. Marburg dem Vordringen der preußischen Reiter ein Ziel. Der Oberst v. Glasenapp wurde vom Pferde gehauen und gefangen. General Hartmann kam den Landwehrhusaren (Todtenkopfhusaren) nicht zu Hilfe, seine Pferde waren zu ermüdet, er zog sich mit 58 gefangenen österreichischen Officieren und 1559 Mann auf seine Infanterie zurück. Blumenthal setzte es im Widerspruche mit Moltke durch, die Verfolgung der Nordarmee fortzusetzen. Das 1. Armeecorps Bonin sollte am 16. Benedek's Nachhut in Prerau zu umfassen trachten, jedoch Bonin, der stets Langsame, fand Prerau schon leer, weil er erst nach dem Abkochen Nachmittags die Vorrückung beginnen ließ.

General Blumenthal hat bei mehreren Gelegenheiten hohe Einsicht gezeigt. Wiederholt stellte er der Weisung des Hauptquartieres seine eigene feste Ansicht entgegen, von der sich Moltke überzeugen ließ. Bei der Selbstlosigkeit Moltke's entschieden nur sachliche Gründe. Blumenthal faßte jedoch bei seinem stark entwickelten Selbstbewußtsein die Sache anders auf; in einem Briefe an seine Gemahlin bezeichnete er sich als das „bewegende Princip der militärischen Operationen"; der Generalstabschef der Armee sei ein genialer Mann, der aber von Truppenbewegungen nichts verstünde. Mit derselben Schärfe urtheilte Blumenthal in diesem Briefe auch über andere Persönlichkeiten, besonders über den Kronprinzen. Dieser Brief wurde von uns aufgefangen und am 19. Juli in den Wiener Blättern veröffentlicht. Dadurch blieb das persönliche Verhältniß zwischen Moltke und Blumenthal dauernd schlecht. Es spricht indessen für die hohe Gesinnung Moltke's, daß das Zusammenwirken beider Generale dadurch nicht die leiseste Einbuße erlitt. Der preußische Kronprinz blickte über den kleinen Ausfall Blumenthal's hochsinnig hinweg und er trank zwei Wochen später im Feldlager auf die Gesundheit seines Freundes Blumenthal.

Am Abend hörte Benedek, daß die Preußen auch südlich, bei Göding, die March erreicht hatten; er nahm mit Recht an, daß auch die Armee des Prinzen Friedrich Carl gegen den Fluß zu im Marsche begriffen sei. Wirklich hatte man im preußischen Hauptquartiere, die Sachlage überblickend, diese Armee, welche bisher die Richtung nach Süden hielt, nach Osten schwenken lassen, um die Nordarmee an der March anzugreifen. Aber Benedek ließ es nicht mehr auf

einen Zusammenstoß ankommen. Noch in der Nacht faßte er den Entschluß, die bisherige Marschrichtung zu verlassen und die Nordarmee über die kleinen Karpathen nach Ungarn zu führen. Sämmtliche Abtheilungen des Heeres erhielten den Befehl, das Marchthal zu verlassen und die Gebirgsstraße nach Ungarn einzuschlagen.

Unser Train der Cavallerie-Division war zersprengt, alle Verpflegscolonnen außer Verbindung gekommen. Es mußte requirirt werden. Die Oberste wurde zum Divisionär gerufen, wo der Generalstabschef die Befehle gab, wie zu requiriren sei. Er gab den Regimentern zu kleine Rayons. Beim Hinausgehen sagte ich: „Mein Regiment wird genug haben, aber so mache ich es nicht." Ich wurde zurückgerufen, erhielt einen Verweis, jedoch einen ganz sanften, denn der Divisionär hatte Vertrauen in mich. Nach zwei Tagen mußte ich schon anderen Regimentern der Division aushelfen. Oberlieutenant Dobner des Regimentes, sehr schneidig, aber kein Muster für Sparsamkeit, war für Requisitionen unübertrefflich. Einmal fehlten ihm Fuhren. Er hatte die Unverschämtheit, für den Erzherzog Leopold beigestellte Wagen für das Regiment zu nehmen, ein anderesmal nahm er für die Preußen gebackenes Brot für das Regiment.

Bei Tobitschau fehlte es auf beiden Seiten an Entschluß und Energie. Bonin war nicht der General mit der rücksichtslosen Energie, welche gegenüber einer deprimirten, auf dem Rückzuge befindlichen Truppe nöthig ist, um sie ganz aufzulösen und ihr den Rückzug abzuschneiden. Nicht gut begreiflich ist, daß das zweite Armee-Commando nicht nach vorne kam, es hätte gewiß noch eine Brigade des 1. Armeecorps und vielleicht auch eine Brigade des 5. Armeecorps ins Gefecht gebracht.

Eine der Großthaten der preußischen Cavallerie an diesem Tage war die Eroberung unserer Kanonen, aber durchaus nicht das Verdienst des Divisionärs. Schon während des Anmarsches hatte der Adjutant der Division, v. Rosenberg, angeregt, mit der Division zwischen Klopotowitz und dem Wiklitzer Hof die Blatna zu überschreiten und in das Gefecht der Brigade Malotki einzugreifen. Der Divisions-Commandeur hatte Rosenberg barsch abgewiesen, kam aber dann auf den Vorschlag zurück. Mit der Ausführung wurde der Brigadier der Kürassierbrigade betraut. Der Adjutant Rosenberg, der spätere Cavallerie-Inspector, eilte voraus, um Uebergänge über die Blatna zu suchen, welche sehr schwer ohne

Brücke zu überschreiten war. Rosenberg fand nur eine etwa zwei Meter breite, geländerlose Holzbrücke, die nur einzeln passirbar war. Rosenberg erblickte unsere eben auffahrende Geschützreserve anscheinend ohne Bedeckung, ritt zurück und meldete dies mit der Bemerkung, die Batterien seien mit größter Aussicht auf Erfolg zu attaquiren. Der General schien über die Idee nicht sonderlich entzückt zu sein, seine Regimenter über den höchst primitiven Uebergang zu führen und, mit der Blatna im Rücken, zu attaquiren, auch bestritt er die Möglichkeit, überraschend und unangefochten an die feindliche Geschützlinie herankommen zu können. Rosenberg begab sich hierauf ein zweitesmal auf das linke Ufer, ritt bis nahe an die feindlichen Batterien heran und überzeugte sich neuerdings von der isolirten Position der österreichischen Artillerie. Nun wurde dem Oberstlieutenant v. Bredow der Auftrag ertheilt, mit dem Kürassier-Regiment Nr. 5 zur Attaque vorzugehen. Das Regiment, welches einzeln die Brücke passirte, ging sehr langsam und zaghaft zur Attaque vor, welche nur gelang, weil die Kürassiere unbegreiflicherweise bis zum letzten Momente von der Artillerie für Unsere gehalten wurden. Die gegen die preußischen Kürassiere abgefeuerten Kartätschen überflogen sie wegen des abschüssigen Terrains.

Die Wegnahme unserer Geschütze allein unserem Armee-Commando in die Schuhe zu schieben, ist wohl sehr ungerecht. Denn, wenn die Artillerie nur einen Officier vorwärts zur Beobachtung gesendet hätte, welcher den Blatnagrund einsehen konnte, würden sie alle Zeit gefunden haben, abzufahren und rückwärts eine bessere Aufstellung mit gutem Ausschusse zu nehmen.

Der Angriff der zwei Bataillons der Brigade Graf Rothkirch zeigte von Tapferkeit. Warum wurde aber ein Bataillon nach dem anderen und nicht wenigstens drei gleichzeitig zum Angriff auf die Fasanerie befohlen? Warum ließ nicht Benedek die Vorrückung der Brigade Roth beschleunigen? Warum wurde die 2. leichte Cavallerie-Division nicht gleich nach den ersten Schüssen nach vorwärts geholt? Jetzt sah man doch klar, daß die Cavallerie nicht an die Queue gehörte. Fürst Taxis wollte auf einer parallelen Straße auf gleicher Höhe mit dem 8. Armeecorps marschiren; warum marschirte er diesmal nicht auf den Kanonendonner los? Hier war doch die Gefechtslage leicht zu übersehen, und er war darauf gefaßt, daß wir an diesem Tage nicht

kampflos an den Preußen vorüberkommen. Noch unbegreiflicher finde ich es, daß ich nicht zum Fürsten geritten bin, um ihm die Vorrückung nahe zu legen, ich kann mich jetzt gar nicht hineindenken. Ich erinnere mich genau, keinesfalls etwa deprimirt gewesen zu sein. Wir standen im Kanonenfeuer, vielleicht hat dieses unsere Aufmerksamkeit abgezogen und einen Angriff von dieser Seite vermuthen lassen. Das lange, spätere unthätige Stehen zeigt, daß Benedek sich lange nicht entschließen konnte, ob doch durchbrechen oder sich ins Waagthal zurückziehen. Ersteres wurde mit jeder halben Stunde Zauderns schwieriger.

Beim Marsche durch das Waagthal erhielt ich den Befehl, mit dem Regimente in Trencsin zu bleiben. Nach ein paar Tagen traf vom Armee-Obercommando der Befehl ein, daß ich nach Ablauf des mittlerweile abgeschlossenen fünftägigen Waffenstillstandes gegen Olmütz marschiren und mich mit dieser Festung in Verbindung setzen solle. Gendarmerie und der in Nordungarn in Bildung begriffene Landsturm wurden mir unterstellt. Darauf antwortete ich: „Daß ich die Unterstellung von Gendarmerie dankend accepetire, dagegen für Zuschiebung eines slovakischen Landsturmes sehr entschieden danke, welcher mein Unternehmen mehr behindern als fördern würde." Ich sprach meine Ueberzeugung aus, daß er gar nicht zustande kommen werde, da hier die allgemeine Stimmung gegen denselben bestehe, weil man findet, daß die Regierung ihre Versprechungen bei Bildung eines Landsturmes in der ungarischen Revolution nicht gehalten habe. Auch entwickelte ich meinen Plan, wie ich meine Aufgabe zu lösen gedachte. Auf der einen Straße wollte ich demonstriren, auf einer zweiten wirklich mit dem vereinigten Regimente vordringen.

Als meine Frau erfahren hatte, daß ich in Trencsin blieb, kam sie wieder von Wien. Es war eben nicht leicht, den Colonnen und Fuhrwerken entgegenfahrend, neben denselben fortzukommen. Ich gebe nun wieder meiner Frau das Wort:

„Als ich erfahren hatte, daß das Husaren-Regiment Nr. 6 in Trencsin blieb, wollte ich meinen Mann wiedersehen, um mich zu überzeugen wie es ihm gehe. Bis Preßburg ging es immer mit der Eisenbahn, von dort aus aber eine Strecke mit der Post. Bis heute ist es mir unbegreiflich, warum der Verkehr mit der Post bis Trencsin unterbrochen war. Im Eilwagen fuhr außer mir noch ein Herr der ein Commis Voyageur zu sein schien. In einer

er aber auch seine guten Seiten; er überwachte den inneren Dienst und die Ordnung ganz vorzüglich.

Nie ließ ich mich bei Beschreibungen beeinflußen, noch jetzt aber habe ich Gewissensbisse, daß ich mich damals durch meine Frau überreden ließ. „Gegen alle seine Vorgesetzten intriguirte er", sagte sie, „gegen Dich war er so treu wie ein Hund, das mußt Du ihm doch lohnen &c." Kurz, ich beschrieb ihn so, daß er Oberst werden konnte. Er wurde Oberst des Husaren-Regimentes Nr. 13, das Officierscorps war desperat, denn er war schroff und persönlich, die Sache trat bei ihm in den Hintergrund. Als Brigadier wurde er in Grodek zum Divisionär geprüft, womit seine militärische Laufbahn beschlossen wurde. Physisch erhielt er sich abnorm gut; in Krakau, wo er pensionirt domizilirte, genoß er noch als ein Achtzigjähriger ein so vortreffliches Renommée, daß er von Jungen beneidet wurde.

Ich nahm Urlaub, mit der Absicht, in Pension zu gehen, während diesem wurde ich aber am 29. October zum Generalstabe übersetzt. Ich fand es anständig, noch ein Jahr zu bleiben. Ich bedauere sehr, daß ich damals Feldmarschall-Lieutenant John, den Generalstabschef, nicht gefragt habe, was ihn veranlaßte, mich wieder in den Generalstab zu nehmen; ich vermuthe meine Maßnahmen in Trencsin.

Manche dürfte es befremden, daß ich in Pension gehen wollte, bei meinem Fanatismus für das Militär, besonders für die Cavallerie und bei dem Umstande, daß ich eigentlich schnell Oberst wurde, daher bei meiner vorzüglichen Beschreibung Aussicht auf eine militärische Carrière hatte. Die Ursachen waren mehrere. Vor Allem discustirte mich die durchgemachte gerichtliche Untersuchung, die mir bewies, welche Ungerechtigkeiten durch eine feindlich gesinnte Person geschehen können, trotz Renommée und trotz der besten Beschreibung. Dann hatte mein Regiment keine Gelegenheit zum Kampfe mit blanker Waffe; die Träume meiner Jugend, die Luftschlösser späterer Jahre ließen mich, vor der Front reitend, in den Gegner einhauen und die Fliehenden verfolgen. — Alle diese Träume blieben Schäume! Mein consequentes Bemühen, Oberst bei Husaren zu werden, hatte kein anderes Resultat, als zu marschiren und zu bivouakiren. Meine Illusionen waren dahin. Nun kam noch dazu, daß bei meiner Schußwunde aus dem Feldzuge 1849 sich bei der Eingangsöffnung ein Bruch bildete und

Bescheide zurück kam, die Preußen wollen auch Theresienstadt. Graf Mensdorff war natürlich dafür, als aber Gablenz mit diesem Anbot wieder zurückkam, kannten die Preußen mittlerweile die Größe und die Folgen ihres Sieges und spannten ihre Forderungen höher; erst am 22. Juni kam ein fünftägiger Waffenstillstand nach schwierigen Verhandlungen zustande. Die Details der Verhandlungen erzähle ich später.

Am 2. August trat das Regiment in Karlsburg wieder in den Verband der 2. leichten Cavallerie-Division, welche nach Südsteiermark instradirt wurde. Das Regiment mit dem Stabe kam nach Mureck, wo ich die Ausbildung des Regimentes vervollständigte, welches bei einer Visitirung durch den Divisionär zur großen Zufriedenheit im Terrain auch im Galopp manövrirte.

In Mureck kam es noch zum Schreiben der Individualbeschreibungen und Conduitlisten. Ich hasse „Wasche den Pelz und mach' ihn nicht naß"-Beschreibungen, in denen sehr Befähigte und Unfähige gleich lila wie Mittelmäßige geschildert werden; eine falsche Gutherzigkeit für Unfähige. Wie richtig ist es, daß Individualbeschreibungen gewöhnlich den Beschreibenden besser als den Beschriebenen charakterisiren. Beschreibungen sollen eine geistige Photographie bilden.

Eine Schwierigkeit bildete die Beschreibung des Oberstlieutenants Suchodolski, der nicht zum Obersten beschrieben war, weil er gegen seinen früheren Obersten intriguirte. Das that er gegen mich nicht, im Gegentheile, aber man konnte ihn nicht selbstständig lassen. Bei Sandhübel (Band II, Seite 59) verließ er trotz meines Befehles den Aufstellungsplatz, um in die Tränke zu reiten. Am 23. Juni beim Rückzuge nach Freiwaldau (Seite 60) hätte er sollen zwei Aufnahmsstellungen beziehen, um mir einen Rückhalt zu geben, was er aber unterließ. Am 3. Juli an der Elbe war eine tiefe Rachel zu passiren; ich gab jeder Escadron den Punkt an, wo sie zu passiren war. Die 2. Division folgte mir, die 1. war aber verschwunden. Ich ritt zurück und fand, daß sie einzeln durch eine schmale Oeffnung eines Gartens passiren wollte, während keine Zeit zu verlieren war. Selbstverständlich ließ ich die noch nicht Passirten umkehren und die Rachel überschreiten. Oberstlieutenant Suchodolski war sehr kurzsichtig und an das Ueberwinden steiler Böschungen nicht gewöhnt. Gegenüber diesen Schattenseiten hatte

meister Benedek entsendet. Fejerváry war, nachdem er Mondel gesprochen und nordwärts seinen Weg im Waagthale einschlug, beim ersten Begegnen mit Truppen der Armee sich klar geworden, daß man im Hauptquartier der Nord-Armee nicht an ein Vorlegen des Feindes im Waagthale gedacht haben mußte, weil sonst die Instradirung auf Komorn nicht verständlich gewesen wäre. Mit der ihm eigenen Energie traf er die Vorkehrungen zur Aenderung der Marschdirective der nach Komorn instradirten Abtheilungen, und die Gefahr der Situation Mondel's erkennend, gelang es ihm Benedek zu bestimmen, auf Thun einzuwirken, ohne Aufenthalt in der Richtung nach Preßburg zu marschiren und die Fußtruppen soweit nur möglich auf Wagen weiterzubefördern. Durch sein Eingreifen wurden Tausende von Vorspannwagen zum Transport der Truppen aufgebracht, sämmtliche Betriebsmittel der Tyrnauer Bahn zur Verfügung gestellt, so daß die Brigade Mondel, als der Angriff der Preußen erfolgte, schon durch eine Brigade und ein Regiment verstärkt und $2\frac{1}{2}$ Brigaden ganz nahe herangekommen waren, die Brigade Württemberg an der Spitze.

Fransecky entsandte die Division Bose mit sechs Bataillons im Rücken Mondel's auf den Gemsenberg, den er um 10 Uhr erreichte. General Bose nahm den Gemsenberg, jedoch war er schon von allen Seiten selbst umgangen. Wegen des um 12 Uhr Mittags eingetretenen Waffenstillstandes blieb das Gefecht unentschieden.

Stimmung in Oesterreich, namentlich in Wien und in Ungarn.

Unsere gräßliche Niederlage erzeugte keine Trauer in Wien, im Gegentheil, Alles hoffte auf Frieden und auf politische Zugeständnisse. Man hätte glauben sollen, daß die erste Nachricht des Debacles ein bodenloses Fallen der Course an der Börse veranlassen werde, dies trat aber nicht ein; Baron Eduard Tedesco fing zu kaufen an, Alles stutzte, besann sich und ging ihm nach. Nach dieser Niederlage ist nur der Friede möglich, keine Vertheidigung Wiens, keine Schlacht wird mehr gewagt werden, so meinte die Börse, an ihrer Tête Baron Eduard Tedesco, und er hatte recht.

Erzherzog Albrecht mit Feldmarschall-Lieutenant John waren für eine Schlacht. Die zwei Corps aus Italien kamen vom besten Geiste beseelt an die Donau, als ihnen jedoch die aus Böhmen Rückkehrenden von den Wirkungen der Hinterlader erzählten, ver-

loren auch sie ihre Zuversicht. Erzherzog Albrecht und Feldmarschall-Lieutenant John gewannen bei einer Tour in den Lagern die Ueberzeugung, daß der Muth der Nordarmee gebrochen sei und sprachen sich für den Friedensschluß aus, für den Bismarck uns goldene Brücken baute.

Während des Marsches nach Mureck nahm ich einige Tage Urlaub, um in Wien meinen Vater zu sehen, der ganz besonders meine Frau schätzte und liebte.

Die Physiognomie Wiens war unverändert, die Gewohnheit des Genießens dieselbe wie in guten Zeiten. Es machte auf mich einen höchst widerlichen Eindruck. Theater, öffentliche Vergnügungen, Concerte, alles voll, keine Spur von Trauer oder Niedergeschlagenheit.

Ungarn gab Besorgnisse, jedoch mit Unrecht, nur wenn im Verlaufe des weiteren Feldzuges die Preußen nach Ungarn gekommen wären, würden an einzelnen Orten vielleicht Unruhen ausgebrochen sein. Trotz der Unzufriedenheit und dem Wunsche der ganzen Nation nach der alten Verfassung zeigte der enthusiastische Empfang unserer Kaiserin am 13. Juli in Pest den politischen Tact der ungarischen Nation. Die Eljen-Rufe der Menge dröhnten so gewaltig durch die Bahnhofshalle, daß der damals achtjährige Kronprinz Rudolf sich ängstlich in die Falten des Kleides seiner Mutter schmiegte. Die Kaiserin blieb den Ungarn stets sympathisch, sie fühlten, daß ihr Herz für sie schlage. Sie war eine entschiedene Feindin der Wiener Hofetiquette, eigentlich der spanischen, welche in ganz Europa an keinem Hofe mehr bestand. In Ungarn konnte sie sich frei bewegen, frei athmen. In Wien war sie eine Gefangene, die kaum frei denken konnte. In den ersten Jahren nach ihrer Vermählung sagte ihr einmal der Kaiser: „Gehe in die Stadt, zeige Dich." Sie ging mit ihrer Hofdame auf den Kohlmarkt und Graben und besuchte einige Geschäfte, wurde erkannt, worauf nach Art der Wiener ein Auflauf vor dem betreffenden Gewölbe entstand. Mit telegraphischer Schnelligkeit wurde dies der Erzherzogin Sophie hinterbracht. Nach der Rückkehr der Kaiserin verwies ihr die Erzherzogin im strengen Tone ihren Ausgang in die Stadt. Von diesem Momente an ging die Kaiserin in Wien nur mehr in den sogenannten Kaisergarten spazieren. Sie mischte sich in Oesterreich nicht in die Politik, in Ungarn nahm sie an derselben den wärmsten Antheil und verkehrte mit besonderer Vorliebe mit Deák und Andrassy. Als Tisza Ministerpräsident

war, veranlaßte sie in einer wichtigen Streitfrage den Kaiser zum Nachgeben. In Wien bewunderte man ihre seltene Schönheit, erwärmen konnte sich aber die Menge nicht für sie, man fand sie steif und kalt. In Ungarn dagegen schwärmte Alles für sie, es bildete sich ein Legendenkreis. Wenn sie nicht durch die Fesseln der Etiquette niedergehalten war und sie sich frei und unbeachtet fühlte, hatte sie einen bezaubernden Liebreiz, der Alle zur Bewunderung hinriß, welche sich ihr näherten. Eine einheitlich harmonische Natur aber war sie nicht. Bei ihrem großen Bildungsdrange hatte sie theilweise sehr aufgeklärte Ansichten, welche aber oft, besonders in späteren Jahren, mit dem ihr in der Jugend anerzogenen Aberglauben in Kampf geriethen und besiegt wurden. Jedenfalls gebührt ihr ein Antheil, vielleicht ein großer, an dem Verdienste der aufgeklärten Erziehung des Kronprinzen. Die Clericalen aber führten seine ausschweifende Lebensweise auf seine Studien der Naturwissenschaften zurück. Diese Herren sollten zuerst beobachten, wie geordnet alle jene Gelehrten leben, deren Lebenszweck das Studium der Naturwissenschaft ist. Die verführerische Gelegenheit war für den Kronprinzen zu groß. Man erzählt, daß sein Erzieher General Latour, zur Zeit als der Kronprinz majorenn erklärt werden sollte, Se. Majestät bat, es noch zu verschieben, was aber ungnädig aufgenommen wurde. Dann wurde Graf Bombelles Obersthofmeister, das heißt der Bock zum Gärtner gemacht. Jammerschade! Bei geregeltem Leben wäre Erzherzog Rudolf sicher ein Glück für das Reich geworden. Einen so talentirten, aufgeklärten Kronprinzen hatte Oesterreich seit Kaiser Josef nicht. Aus allen Kreisen, auch von der Aristokratie wurden ihm Anträge gemacht. Mir sagte einmal eine Hochtory: „Ja, der Kaiser und ein Kronprinz machen eine Ausnahme!“ Der Kronprinz empfand wegen des Feilseins der sogenannten Anständigen eine tiefe Verachtung für die Frauen.

Waffenstillstand.

Als Erzherzog Albrecht und Feldmarschall John gefunden hatten, die Armee sei nicht mehr kampffähig, wollte unser Kaiser den Waffenstillstand und jedenfalls vermeiden, daß die Preußen in Wien als Sieger einziehen. Dies wollte auch Napoleon verhindern. Unser Kaiser hoffte auf Napoleon's Einmischung, der

König und Bismarck fürchteten dagegen dieselbe. Graf Mensdorff wurde ins königliche Hauptquartier gesandt, jedoch war der König durch die Erfolge geblendet und wollte nicht unterhandeln lassen.

Ueber die Waffenstillstandsbedingungen bestand zwischen dem König und Bismarck eine Meinungsverschiedenheit. Bismarck schien die Hegemonie Preußens über Deutschland, die Zusammenfassung der Kräfte der Nation am wichtigsten; der König wollte vor Allem Ländererwerb, einige Millionen neuer Unterthanen und dadurch die Möglichkeit, neue preußische Armeecorps aufzustellen. Bismark wirkte mäßigend, er wollte durch zu große Forderungen nicht Alles aufs Spiel setzen, er zweifelte, ob Napoleon eine ausgiebige Vergrößerung Preußens zulassen werde. Die preußischen Ansprüche wechselten je nach den Nachrichten von Paris. Beide Gegner wandten sich an Napoleon. Erst Mitte Juli gewann Bismarck die Gewißheit darüber, daß Goltz in Paris den Einfluß der österreichischen Partei überwunden habe. Prinz Reuß erhielt vorerst den Auftrag, sich in Paris ganz allgemein über die Absichten des Königs auszusprechen. Etwas bestimmter lauteten die Instructionen am 9. Juli an Goltz. Noch ganz bescheiden! Es handelte sich um eine kräftige, Norddeutschland umfassende Bundesreform mit geringen Gebietsabtretungen. Nur allmälig sollte Goltz die wahren Pläne dem Kaiser Napoleon entschleiern. Später erst erhielt Goltz Vollmacht, über ausgiebigere Annexionen zu verhandeln. Schleswig-Holstein, Hannover, Churhessen, Oberhessen, Nassau und — Sachsen als Maximum. Goltz sollte Napoleon ausholen, was er in diesem Falle beanspruche. Bismarck wies auf Belgien hin, ein Abtreten deutschen Gebietes war unbedingt ausgeschlossen, eher wollte er den Nationalkrieg entflammen. Ganz unerwartet kam Benedetti, der französische Botschafter in Berlin, ins preußische Hauptquartier. Bismarck sprach von den gewünschten Annexionen, Benedetti meinte, die Zeiten Friedrich des Großen seien vorüber, wo jeder behalten könne, was er genommen habe. Bismarck legte ihm nahe, daß nach der Niederlage Oesterreichs Frankreich und Preußen im gegenseitigen Einvernehmen ungenirt zugreifen können. Wenn es keine Verträge gebe, erwiderte Benedetti, deren Zerreißung neue Kriege hervorrufen könne. Bismarck meinte, das sei ein Irrthum. Wenn Frankreich und Preußen vertragsmäßig sich vergrößern, wird weder England noch Rußland Widerstand leisten. Noch deutlicher sprach er sich gegen den Secretär Benedetti's aus:

Wenn Napoleon wegen der Vergrößerung Preußens Mißtrauen empfinde, möge er sich in Belgien regressiren.

Benedetti begab sich zur Vermittlung des Waffenstillstandes selbst nach Wien. Diese seine Reise erweckte Argwohn bei Bismarck. Die Verhandlungen mit Frankreich stockten. Die durch Frankreich entstehenden Schwierigkeiten schienen dem König und Bismarck unerträglich, letzterer kam auf die Idee, sich direct mit Oesterreich rasch zu versöhnen und die französische Vermittlung beiseite zu schieben, zu welchem Zwecke er in seinen Zugeständnissen merkwürdig weit gehen wollte. Zum Vermittler wählte Bismarck den Bürgermeister von Brünn, Carl Giskra, welchen er am 15. Juli zu sich kommen ließ. Er sagte: „Wir wollen Frieden schließen ohne eine Gebietsabtretung oder Kriegsentschädigung zu verlangen, nur Venedig müsse an Italien fallen. Preußen will sich mit der Mainlinie begnügen und es Oesterreich überlassen, sich mit Süddeutschland nach freiem Ermessen in Verbindung zu setzen. Jedoch unter der Bedingung, daß die französische Intervention ausgeschlossen werde." Oesterreich konnte im Falle der Verständigung mit Preußen die Hand auf Süddeutschland legen. Giskra, höchst erfreut, schlug vor, statt seiner den Brünner Handelskammerpräsidenten Baron Hering nach Wien zu senden, womit Bismarck einverstanden war.

Prinz Reuß, der am 10. Juli in Paris ankam, schrieb an Bismarck, daß er bei Napoleon die gewohnte Klarheit vermisse, Napoleon widerstrebe im Grunde nur dem Gedanken, Süddeutschland in den Machtbereich Preußens einzubeziehen und wollte darauf durchaus nicht eingehen. In dieser Unterredung hielt sich Napoleon noch aufrecht, in den nächsten Tagen aber konnte man sich über seinen Verfall nicht mehr täuschen. Am 12. Juli traf Beust im Auftrage unseres Kaisers in Paris ein, um Napoleon zu bewegen, an der Grenze eine Armee aufzustellen, um die preußischen Forderungen herabzustimmen. Zu unserem Mißgeschicke litt Napoleon damals in höchstem Grade an der Prostata, was sich in seiner äußeren Erscheinung und in seiner intellectuellen Verfassung äußerte. Beust schrieb: Wie ein Kind lallte er fortwährend: „Ich bin nicht zum Kriege gerüstet."

Zur selben Zeit fragte Oberstlieutenant Beck den damaligen französischen Militärattaché: Wie viel kann Frankreich am Rhein aufstellen? 50.000 Mann war die Antwort; worauf Oberst-

lieutenant Beck antwortete: Wenn jetzt nicht 200.000 Mann, so werden später 400.000 Mann nicht genügen.

Am 11. Juli fand Goltz den Kaiser erschüttert, ja fast gebrochen. Er wünschte wenigstens die Festung Landau in der Rheinpfalz zu gewinnen. Goltz stellte ihm, ohne etwas Bestimmteres sagen zu können, den besten Willen König Wilhelms in Aussicht. Damit ließ sich Napoleon hinhalten. Er war dadurch in der Hauptsache befriedigt, daß Preußen Süddeutschland sich selbst überließ. Ihn beunruhigte nur der Vormarsch der Preußen. „Sagt mir aufrichtig", so äußerte er sich am 13. Juli zu Goltz, „wollt Ihr Zeit gewinnen, um Wien zu nehmen? Alle Welt bestürmt mich, gegen Euch einzuschreiten. Bei Eurem steten Vorgehen spiele ich als Vermittler eine lächerliche Rolle." Hiemit schwanden alle Befürchtungen im königlichen Hauptquartier.

* * *

Für Preußen handelte es sich darum zu sehen, wo mehr herauszuschlagen sei, durch Napoleon oder durch direkte Verhandlungen. Am 14. Juli wurden zwischen Napoleon und Goltz die Punctationen aufgestellt, welche die Grundlage für den zu schließenden Frieden sein sollten, und zwar:

Integrität Oesterreichs, abgesehen von Venetien, und Austritt Oesterreichs aus dem Deutschen Bunde;

Bildung eines norddeutschen Bundes unter dem militärischen Oberbefehle Preußens;

Gestattung der Bildung eines süddeutschen Bundes mit international-unabhängiger Stellung. Regelung der nationalen Bande zwischen der nördlichen und der südlichen Union nach deren gemeinsamem Einverständnisse;

Einverleibung der Elbeherzogthümer mit Preußen mit Ausnahme der von Dänen bewohnten nördlichen Bezirke;

Ersatz eines Teiles der Kriegskosten durch Oesterreich und seine Alliirten.

Dieses Programm wurde von Napoleon sofort an die österreichische und die preußische Regierung versandt mit dem Rathe, die Waffen niederzulegen und auf diese Bedingungen hin Frieden zu schließen. Der französische Kaiser war mit dem bisherigen Gange der Dinge zufrieden; er erwartete eine gute Wirkung auf die öffentliche Meinung, weil er uneigennützig zwischen den Kämpfenden

vermittelte. Eigentlich konnte man vom Standpunkte Frankreichs nichts gegen eine solche Gestaltung Deutschlands einwenden. Diese Vorschläge kamen auf telegraphischem Wege nach Wien, am 17. Juli ins preußische Hauptquartier. Napoleon ersah bald, daß Oesterreich einzuschlagen zögerte, und von preußischer Seite noch größere Schwierigkeiten sich zeigten. Die österreichische Regierung erhielt diese Anträge fast gleichzeitig mit den von Baron Herring überbrachten. Der erste Blick zeigte, daß die direkten Vorschläge günstiger für Oesterreich waren. Keine Kriegsentschädigung und die Möglichkeit, sich mit den Südstaaten zu verständigen, wodurch Oesterreich noch ein deutscher Staat blieb. Baron Herring wurde auch von unserem Kaiser und Mensdorff aufs beste empfangen. Am vortheilhaftesten wäre es gewesen, gleich zuzugreifen; es wirkten jedoch leider zu viel sich widersprechende Ansichten in den höchsten Regierungsregionen. Man wollte überlegen. Einige Tage währte das Schwanken des Wiener Cabinettes. Um diese Zeit schrieb Roon in einem Briefe: „Die Wiener Verhältnisse sind unberechenbar."

Der unglückselige Minister Graf Esterházy, welcher Baron Herring gar nicht empfing, gab hier wieder den Ausschlag. Er witterte einen teuflischen Trick Bismarck's, dem man nicht in die Falle gehen dürfe; er rechnete unvernünftigerweise noch immer auf Frankreichs Beistand, er sah dasselbe als erste Militärmacht an, und hielt es für gefährlich, Napoleon durch Ablehnung seiner Vermittlung zu verletzen. Am 18. Juli traten Mensdorff und Esterházy mit Gramont und Benedetti zu einer Besprechung zusammen. Oesterreich war einverstanden unter der Bedingung der Integrität seines Gebietes und der Unantastbarkeit Sachsens. Am 19. Juli reiste Benedetti ins preußische Hauptquartier wieder ab. Am selben Tage erhielt auch Baron Herring eine *halbe* Antwort. Man wollte auch auf dieser Seite die Brücken nicht ganz abbrechen. „Wenn von Preußen *eine formelle* Einladung zu Verhandlungen eintreffe, werde Oesterreich bereitwilligst darauf eingehen." Baron Herring wußte, daß die Franzosen mit aller Energie für ihre Vermittlung thätig waren, er wollte ihnen zuvorkommen, und fuhr seine Pferde bis Nikolsburg, wo der König war, zu Schanden. Umsonst, die Sachlage hatte sich seit seiner Abreise von Brünn gründlich geändert.

Durch die Berichte aus Paris war den Preußen der Kamm gewachsen. Nachdem die Schwäche Napoleon's erkannt wurde, hielt

Bismarck es nicht mehr für nöthig, von Belgien als Gegengabe zu sprechen. Das Schlimmste war, daß der König sich mit den Eroberungen in Norddeutschland nicht mehr begnügen und auch österreichische und bayerische Landestheile bekommen wollte, worin seine militärische Umgebung zustimmte. Bismarck hingegen trat mit Nachdruck solchem Uebermaße entgegen, was ihn nicht geringe Mühe kostete. Am 9. Juli schrieb er an seine Gemahlin: „Uns geht es gut; wenn wir nicht übertrieben in unseren Ansprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, der der Mühe werth ist. Aber wir sind ebenso schnell berauscht wie verzagt und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Nachbarn."

Schließlich erhielt Goltz am 17. Juli neue und scharfe Instructionen. Die Vorschläge Napoleon's so hieß es darin, könne man nur als Grundlage für eine Waffenruhe annehmen; für einen endgiltigen Frieden aber seien sie unzureichend und der könne nur geschlossen werden, wenn Preußen der Erwerb von drei bis vier Millionen neuer Unterthanen in Norddeutschland gesichert sei. Preußen stellte damit klar seine Bedingungen. Um aber den Kaiser in freundlicher Stimmung zu erhalten, ließ Bismarck ihm gleichzeitig sagen, er und Moltke hätten sich geeinigt, dem Könige abzurathen, mit seinem Heere nicht in Wien einzuziehen. Kein Wort mehr über eine Abfindung Frankreichs durch Nachbargebiete.

Nun wurde Goltz wieder zu Napoleon gesandt; er sollte das Maximum der Annexionen vertreten. Der französische Minister des Aeußern erhob gegen die geforderten Annexionen energische Einwendungen. Der französische Kaiser jedoch erklärte, die innere Organisation sei ihm gleichgiltig. Bismarck wollte diese Erklärung schriftlich haben. Am 20. Juli schreibt Bismarck an Goltz: „Der König schlägt die Bedeutung eines norddeutschen Bundes geringer als ich an und legt demgemäß vor allem Werth auf die Annexionen, die ich allerdings neben der Reform als Bedürfniß ansehe, weil sonst Sachsen und Hannover für ein intimes Verhältniß zu groß bleiben . . „Der König hat, wie ich zu Ihrer ganz intimen persönlichen Directive mittheile, geäußert: er werde lieber abdanken, als ohne bedeutenden Ländererwerb für Preußen zurückkehren, und hat heute den Kronprinzen hieher gerufen. Ich

bitte Eure Excellenz, auf diese Stimmung des Königs Rücksicht zu nehmen.“

Der 19. Juli war ein entscheidender Tag für Preußen. Benedetti brachte die Annahme der französischen Vermittlung von Wien, Goltz berichtete über die Ansichten Napoleon's. Oesterreich war aus Deutschland völlig ausgeschlossen und die großen preußischen Annexionen durchgesetzt. Die französischen Vorschläge wurden als Basis zu einem fünftägigen Waffenstillstand angenommen; während dieser Zeit sollten Friedenspräliminarien festgestellt und im Falle der Befriedigung Preußens ein mehrwöchentlicher Waffenstillstand bewilligt werden.

Als Baron Herring von Wien ankam, trat ihm Bismarck mit den Worten entgegen: „Sie sind um eine Stunde zu spät gekommen; eine Stunde früher würden die Unterhandlungen einen anderen Gang genommen haben. Wir können jetzt die Intervention Frankreichs nicht mehr ablehnen, weil dieselbe schon angenommen worden ist.“ Das war das Ende der Verbindung Oesterreichs mit Deutschland.

Friede.

Zur Vereinbarung der Friedenspräliminarien kamen Graf Karoly und Baron Brenner-Felsack mit Bismarck und Moltke zusammen. Rußland kam jetzt mit dem Verlangen nach einem Congreß, gegen den Napoleon sich diesmal erklärte, weil er noch immer von Preußen Vortheile zu erhaschen hoffte. Die französischen Bevollmächtigten erklärten ihre Vermittlerrolle als beendet. Napoleon munterte Goltz zum ungenirten Zugreifen auf, weil er für sich auch einen Brocken wollte. Am 23. Juli ging an Benedetti die Weisung, endlich eine Vergrößerung für Frankreich zu verlangen, um im Verhältniß zu Preußen seine Defensivkraft zu stärken.

Bismarck erkannte die Berechtigung der französischen Forderung vollauf an und meinte, Frankreich könne in der bayerischen Pfalz oder besser noch in Belgien eine Compensation finden, er ersuche, nur nicht jetzt a m t l i c h e Eröffnungen darüber zu machen. Sowohl Benedetti, der im Banne Bismarck's war, als auch Napoleon ließen sich vertrösten. Die Italiener wollten nach Abmarsch unserer zwei italienischen Armeecorps Wälschtirol erobern, woran sie aber

der Waffenstillstand hinderte. Bismarck ließ ihnen decidirt erklären, daß von einem größeren Länderzuwachs als Venetien in dem Allianzvertrag nirgends eine Rede sei. Dies veranlaßte Baral tief verletzt ohne Abschied von Bismarck Nikolsburg zu verlassen. Das Verhalten Italiens trug viel dazu bei, daß beide Parteien eilten; in drei Sitzungen waren die Verhandlungen beendet. Anfangs schien Alles glatt zu gehen, bis auf die Kriegsentschädigung, welche schließlich nach Gegenrechnungen noch aus dem Schleswig-Holstein'schen Feldzuge und infolge geschehener Naturalverpflegung sich auf 20 Millionen Thaler reducirte, welche Last dem Grafen Esterházy zu danken war, und als zweiter Punkt drohte die Annectirung Sachsens. Nach der ersten Sitzung schien es zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten zu führen. Unser Kaiser als treuer Bundesgenosse bestand auf der Integrität Sachsens, der König wieder wollte nicht von seinem Verlangen der Annexion Sachsens abgehen, er erhob obendrein noch Ansprüche auf die alten Hohenzollern'schen Markgrafschaften Ansbach, Bayreuth und Kulmbach und zuletzt noch auf das deutsche Nordböhmen. Bismarck schwebte eine aufrichtige Versöhnung mit Oesterreich vor, welch großer Gedanke durch den übertriebenen Länderhunger des Königs gefährdet erschien.

Bei dem am 23. Juli abgehaltenen Kriegsrathe stimmten die Generale für größere Eroberungen oder für die Fortsetzung des Krieges und Bismarck unterlag. Tief ergriffen in vollem Bewußtsein der Verantwortlichkeit, fühlte sich Bismarck während der Berathung nicht mehr Herr seiner selbst, stand schweigend auf, um sich in sein anstoßendes Schlafzimmer zurückzuziehen, und hier brach ein erschütternder Weinkrampf aus. Er entwarf noch an demselben Tage eine Denkschrift, in der er die Gründe für einen baldigen Friedensschluß und für mäßige Bedingungen niederlegte, eine Arbeit, die zu seinen größten und besten Leistungen gehört. Er erinnerte den König an die von den neutralen Mächten drohenden Gefahren, sowie daran, daß Oesterreich alles Billige zugestanden habe, so daß man seinem Wunsche in der Gebietsfrage nachgeben könne. Es wäre ein politischer Fehler, „durch einen Versuch, einige Quadratmeilen mehr von Gebietsabtretung oder wenige Millionen mehr Kriegskosten von Oesterreich zu gewinnen, das ganze Resultat wieder in Frage zu stellen. Auch mahne die im Heere ausgebrochene Cholera daran, an die Gefahren eines Augustfeldzuges zu denken." In feierlicher

Form lehnte Bismarck zum Schlusse die Verantwortung ab,
„gegen seinen erfurchtsvollen Antrag und Rath" der schleunige
schluß des Friedens erschwert würde.

Als Bismarck am nächsten Tage zur Entgegennahme
Entscheidung vor Wilhelm I. trat, fand er ihn zunächst un
giebig in dem Verlangen nach österreichischen und sächsischen
bietstheilen. Der König war so erregt, daß eine Verlänge
der Berathung unmöglich schien und Bismarck annehmen m
sein Rath sei abgelehnt. Bismarck sah sich an einem entscheide
Wendepunkte seines Lebens, und erzählt in seinen „Erinnerun
die Geschichte des Friedensschlusses von 1866 wie folgt:

„In mein Zimmer zurückgekehrt, war ich in der Stimm
daß mir der Gedanke nahe trat, ob es nicht besser sei, aus
offenstehenden, vier Stock hohen Fenster zu fallen, und ic
mich nicht um, als ich die Thür öffnen hörte, obwohl ich
muthete, daß der Eintretende der Kronprinz sei, an dessen Zi
ich auf dem Korridor vorübergegangen war. Ich fühlte seine
auf meiner Schulter, während er sagte: „Sie wissen, da
gegen den Krieg gewesen bin, Sie haben ihn für nothw
gehalten und tragen die Verantwortung dafür. Wenn Sie
überzeugt sind, daß der Zweck erreicht ist und jetzt Friede
schlossen werden muß, so bin ich bereit, Ihnen beizustehen
Ihre Meinung bei meinem Vater zu vertreten." Er begab
dann zum Könige, kam nach einer kleinen halben Stunde z
in derselben ruhigen und freundlichen Stimmung, aber mit
Worten: „Es hat sehr schwer gehalten, aber mein Vater
zugestimmt." Diese Zustimmung hat ihren Ausdruck gefunde
einem mit Bleistift an den Rand einer meiner letzten Eing
geschriebenen Bemerkungen ungefähr des Inhaltes: „Nachdem
Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stiche läßt und
hier außer Stande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage
meinem Sohne erörtert und da sich derselbe der Auffassung
Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu me
Schmerze gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Arme
diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Fri
anzunehmen."

Die zweite Sitzung brachte die Einigung. Es gab blos e
Moment der Aufregung, als Graf Karoly den Wunsch zur Sp
brachte, Sachsen solle es freistehen, sich dem Südbunde a

schließen. Da sprang Bismarck wie eine Furie von seinem Sitze auf und schrie: „Die Verhandlung ist abgebrochen, wenn Oesterreich auf dieser Forderung beharrt. Er würde seine Entlassung nehmen, falls der König ihm die Annahme dieser Bedingung befehle." Dieser Fall löste sich in allgemeines Wohlgefallen dadurch auf, daß König Johann auf Anrathen seiner Minister selbst von dem Wunsche des Anschlusses an den Südbund zurücktrat.

In unserem Heere, selbst in der Umgebung des Kaisers, gab es Stimmen für die Fortsetzung des Krieges, mit Rücksicht der stark auftretenden Cholera bei den Preußen und dem schwierigen Donauübergange. Erzherzog Albrecht scheute den Kampf nicht, trotz der Ueberlegenheit der Bewaffnung des Feindes. Aber das Gewicht der Gründe für den Frieden überwog. Bei der entscheidenden Berathung in der Hofburg überließ er das Wort John und dieser sprach nachdrücklich für den Frieden. Unumwunden legte er alle Schwächen Oesterreichs blos und mit der ihm eigenen Offenheit stellte er vor, welchen Gefahren das Reich und selbst die Dynastie bei einer zweiten großen Niederlage entgegengehen. So stimmte der Kaiser dem Frieden zu. Aber als der Erzherzog und John die Treppen zum Josefsplatz hinabstiegen, sagte der Erzherzog, er sei befremdet, daß John die Lage so düster gezeichnet habe, denn noch gebe es Möglichkeiten des Sieges. Da erwiderte John kurz und trocken wie immer: „Kehren wir um, daß der Kaiser aus dem Munde Eurer kaiserlichen Hoheit auch diese Gründe höre!" Aber so sehr auch der Empfindung des Erzherzogs Nachgeben widerstrebte, so sagte ihm doch seine militärische Einsicht, daß Oesterreich angesichts der überlegenen Taktik und Bewaffnung des feindlichen Heeres gut thue, das Waffenglück nicht noch einmal zu versuchen.

Oesterreich hatte den Vormarsch der italienischen Armee zu befürchten, der nur Heeressplitter entgegengesetzt werden konnten. Wenn sich ihr Befehlshaber Cialdini von dem Geiste der preußischen Heerführung anhauchen ließ, so bedrohte er die österreichische Macht an der Donau im Rücken. Oesterreich hatte die stärksten Gründe zur Unterzeichnung des Friedens, und so sandte unser Kaiser am 26. Juli, um 5 Uhr Nachmittags, den Befehl nach Nikolsburg, in der sächsischen Frage nachzugeben und den Präliminarfrieden zu unterzeichnen. Im preußischen Hauptquartiere zweifelte man schon an dem Abschlusse. Nach Unterzeichnung erhob

sich der König und küßte dankend und weinend zuerst Bismarck, dann Roon und Moltke. Der Waffenstillstand wurde bis 2. August verlängert, der Friede sollte in Prag verhandelt werden.

Mit Italien gab es noch Anstände, dieses wollte nur unter der Bedingung den Waffenstillstand abschließen, wenn es alle factisch besetzten Theile Südtirols und am Isonzo besetzt behielt. 156.000 Mann wurden wieder von der Donau nach Italien einwaggonirt. Kuhn erhielt Befehl, in Tirol anzugreifen und eine Fürsprache Napoleon's wurde zurückgewiesen. Die Italiener gaben nach und räumten.

Noch in Nikolsburg kam Bismarck am 27. Juli die unliebsame Nachricht zu, Rußland habe in aller Form die Berufung eines Congresses beantragt. Sollte also Preußen das ihm durchwegs mißgünstige Europa über die Gestaltung Norddeutschlands entscheiden lassen? Ergrimmt über diese widrige Wendung rüstete sich Bismarck zur Abwehr. Der König hatte schon Nikolsburg verlassen und hielt eben drei große Paraden ab. So hatte denn Bismarck allein für die Abwehr der Einmischung Rußlands zu sorgen; er that dies vorerst in einer kräftigen, nach St. Petersburg gerichteten Depesche, in der er nicht undeutlich damit drohte, Preußen werde, um seine Eroberungen zu behaupten nicht blos die nationale Kraft Deutschlands, sondern auch Polens entfesseln. Es war immerhin möglich, daß Oesterreich neue Hoffnung schöpfte und im Vertrauen auf den Congreß Schwierigkeiten erhob, den endgiltigen Frieden abzuschließen.

Leichter, als man ursprünglich vermuthen konnte, löste sich die Verwicklung mit Rußland. General Manteuffel wurde Anfangs August nach Petersburg gesandt und es gelang ihm ohne viel Mühe, Kaiser Alexander zu begütigen, da dieser seinem Oheim König Wilhelm nie die 1863 gegen die aufständischen Polen geleistete Unterstützung vergaß. Die Versöhnung war umso vollkommener, da der König Gehör gab, als sich Alexander II. für seine hessen-darmstädtischen Verwandten in Berlin verwendete. Ihm zuliebe wurde dem Großherzog das von Preußen schon als gute Beute erkärte Oberhessen gelassen.

Zu guterletzt stellte sich Kaiser Napoleon ein und meldete sich zur Theilung. Das war genau die Methode, die er 1859 gegenüber Italien befolgt hatte: nach der Beendigung des Krieges in

der Lombardei preßte er König Victor Emanuel Savoyen und Nizza ab. Das konnte gegenüber dem halbfertigen Italien gelingen, auf Bismarck aber machte dies keinen Eindruck.

Das preußische Volk fühlte sich durch die kriegerischen Erfolge gehoben und mit Jubel wurde König Wilhelm gerade in diesen Tagen in Berlin begrüßt. Der siegreiche König bot seinem Parlament die Hand zum Frieden und am 5. August erklärte er, daß er die Nothwendigkeit anerkenne, die seit 1863 gemachten Heeresauslagen nachträglich durch den Landtag bewilligen zu lassen. Dazu bestimmte Bismarck den König gegen den Rath seiner conservativen Collegen und dieser große Zug seiner Politik gewann die meisten seiner früheren Gegner. Von Prag aus schrieb Bismarck am 3. August an seine Frau über seine Kollegen: „Großer Zwist über die Thronrede. Die Leutchen haben alle nicht genug zu thun, sehen nichts als ihre eigene Nase und üben ihre Schwimmkunst auf der stürmischen Welle der Phrase. Mit den Feinden wird man fertig, aber die Freunde? Sie tragen fast alle Scheuklappen und sehen nur einen Fleck von der Welt."

Welch eine Thorheit war es seitens der französischen Politik, gerade diesen Augenblick der Begeisterung in Preußen dazu zu wählen, um die Abtretung deutschen Bodens von König Wilhelm zu verlangen. Bescheiden war die Forderung, welche Benedetti am 5. August in seiner Unterredung mit Bismarck stellte, eben nicht; Mainz, das alte Bollwerk Deutschlands, die bayerische Rheinpfalz, Saarlouis und Saarbrücken sollten an Frankreich fallen. Jetzt aber hatte Bismarck keine Rücksicht mehr zu nehmen. Zum erstenmal hörte Frankreich wenige Tage später von Bismarck die Sprache stolzen Nationalgefühles. „Wenn Sie auf diesen Forderungen bestehen," sagte er, „so gebrauchen wir, darüber täuschen Sie sich nicht, alle Mittel: wir rufen nicht allein die deutsche Nation in ihrer Gesammtheit auf, sondern wir machen sofort Frieden mit Oesterreich a u f j e d e r B e d i n g u n g, dann gehen wir auch v e r e i n t mit 800.000 Mann über den Rhein und nehmen Elsaß ab, unsere Armeen sind mobil, die Eueren nicht. Diese Sprache riß die französische Regierung aus ihren Träumen und Benedetti, welcher nach Paris berufen wurde, bestätigte, daß so zu handeln Bismarck gleichsehe. Moltke hatte seinen Feldzugsplan schon fertig, Landwehren und Ersatzreserven waren theilweise schon in Waffen. Wirklich zum Staunen, daß Preußen

nach einem Feldzuge noch immer neue Heereskörper bilden konnte. Als der König die vierten Bataillons in vollkommener Ordnung rechtzeitig sah, sagte er zum großen Heeresorganisator Roon: „Das macht Lust, gleich einen neuen Krieg anzufangen."

Bismarck ließ durch den Pariser „Siècle" die Kunde von den Ansprüchen Frankreichs auf deutsches Gebiet veröffentlichen, um den Zorn der Deutschen gegen Napoleon anzufachen. Da verstummte aller Zwiespalt in Deutschland und die deutschen Stämme verstanden sich in dem Gedanken des Widerstandes gegen den gemeinsamen Feind. Bismarck benützte dies, um mit Württemberg, Baden und zuletzt mit Bayern Verträge abzuschließen, kraft deren der König von Preußen im Kriege Bundesfeldherr der Deutschen sein solle (13. bis 21. August). Sichtbar war das Aufflammen des Volksgefühles gegen Frankreich. Da erschrack Napoleon und entschuldigte sich bei Goltz am 11. August, der unerwünschte diplomatische Zusammenstoß beruhe auf einem Mißverständnisse. Alle Schuld wurde dem Minister Drouyn de Lhuys zugeschoben, der sich preisgegeben und genöthigt sah, seine Entlassung einzureichen, die vom Kaiser mit kühlen Worten gewährt wurde. Drouyn de Lhuys sagte zu dieser Zeit zu dem preußischen Gesandten: „Ich habe drei Dynastien kommen und gehen gesehen; ich kenne die Symptome des nahenden Falles und ziehe mich zurück. Sie werden mich verstehen."

Der Kaiser versäumte den richtigen Zeitpunkt, die günstige Gelegenheit zu benützen, dazu gehört Thatkraft. Diese aber fehlte damals schon Napoleon, der bei fortschreitendem Alter immer mehr zu Träumen als zu Thaten neigte.

Der endgiltige Friede wurde am 28. August in Prag unterzeichnet und am 30. August ratificirt. Auffallend sind die geringen von Preußen für den Krieg verwendeten Geldauslagen. Nach den dem preußischen Landtage vorgelegten Schlußabrechnungen betrugen die außerordentlichen Militärauslagen im Jahre 1866 für das Landheer blos 81·7 Millionen Thaler.

Der Friedensvertrag zwischen Oesterreich und Italien wurde zu Wien am 3. October 1866 abgeschlossen und am 12. October ratificirt. Die Festungen blieben noch einige Zeit in unseren Händen. Auf Wunsch Napoleon's wurde eine Volksabstimmung vorgenommen. 671.757 Stimmen erklärten sich für Italien, blos 69 dagegen und 366 Stimmen waren ungiltig.

Betrachtungen.

Eine ziemlich verbreitete Ansicht ist, daß wir bei Königgrätz gesiegt haben würden, wenn der preußische Kronprinz um 3 bis 4 Stunden später nach Chlum gekommen wäre. So, wie ich höre, soll dies auch Dragomirowicz, ein sehr renommirter russischer General, in seiner Geschichte des Feldzuges 1866 behauptet haben. Diese Ansicht ist darauf begründet, daß die 1. Armee durch unsere Geschütze sehr litt, die Preußen kein Terrain gewonnen haben, im Gegentheile, daß sogar eine Division wich, um weiter rückwärts eine gedecktere Stellung zu nehmen und daß Benedek den entscheidenden Vorstoß zu machen gedachte. Nicht um Gebilde der Phantasie handelt es sich, sondern um eine auf gemachten Erfahrungen begründete Ansicht. Man vergegenwärtige sich unsere Verluste in jedem der Gefechte. Kann dann noch jemand glauben, daß das Verlassen der Höhen und das Hinabrücken in den Bereich des Zündnadelgewehres uns zum Siege geführt haben würde? Nur die dreifache Uebermacht! welche wir nicht hatten. Einzelne Vorstöße der Preußen endeten infolge unserer Kartätschen mit dem Rückzuge derselben. Deswegen war auch Moltke gegen den Frontalangriff und wollte mit Schonung von Menschenleben durch die beiden Flügel siegen, im Gegensatze zur russischen Taktik, bei welcher Menschenopfer keine Rolle spielen. Wäre der Kronprinz am 3. Juli zu spät gekommen und von uns der Vorstoß gemacht worden, so bin ich überzeugt, daß wir mit großen Verlusten geworfen worden wären. Würde dagegen der Vorstoß nicht erfolgt sein, so wäre die Entscheidung erst am 4. Juli gefallen. Die Elbe-Armee hätte gewiß dann den Befehl zum Linkseinschwenken und die 2. Armee zum gemeinschaftlichen Angriff unserer rechten Flanke durch alle vier Armeecorps erhalten. Die 1. Armee war nur dann zu schlagen, wenn der Kronprinz gar nicht eingreift und wir den linken Flügel der 1. Armee werfen, um ihre Flanke und Rücken anzugreifen. Die Idee Molinary's! Zu welchem Flankenangriffe aber wenigstens vier, besser fünf Armeecorps nöthig gewesen wären.

Nach der Schlacht von Königgrätz entbehrte zu unserem Glücke Moltke der Energie. Unter Napoleon's Führung wäre am 3. Juli 1866 der Krieg zu Ende gewesen. Moltke selbst erschöpft und fiebernd, muthete seinen ermüdeten Truppen, nach seinem

eigenen Geständnisse, eine die äußersten Kräfte in Anspruch nehmende Verfolgung des Feindes nicht zu. Das preußische Hauptquartier kannte offenbar die Größe seines Sieges nicht, das war die Folge der Nichtverwendung der Cavallerie im Napoleon'schen Sinne.

Preußischerseits war vor Allem die Verbindung unserer Nord- mit unserer Südarmee zu verhindern, was Bismarck gleich nach der Schlacht von Königgrätz als Ziel der preußischen Operationen aufgestellt hatte. Bismarck hatte einen richtigen strategischen Blick, daher die Eifersucht Moltke's, der vor dem französischen Feldzuge entschieden verlangte, daß Bismarck von allen militärischen Berathungen ausgeschlossen werde. Die preußische Heeresleitung dirigirte die 2. Armee gegen Olmütz, die 1. und die Elbe-Armee gegen Wien.

Moltke glaubte bis zu dem Momente als er ins Hauptquartier des Kronprinzen kam, daß Benedek mit der 2. Armee den Kampf suchen werde, erst durch Blumenthal aufgeklärt, gab er diese Besorgniß auf, so wie Letlow und Werdy schrieben.

Die preußische Verfolgung geschah jedenfalls zu langsam und die Zerstörung der Eisenbahnen wurde ganz vernachlässigt. Der Ritt des Kronprinzen nach Neustift, um Steinmetz den schwarzen Adlerorden zu überreichen, beweist, daß auch preußischerseits, selbst in wichtigen Momenten, die kostbare Zeit nicht ausgenützt wurde Tadelnswerth war der Marsch der Garde und des 6. Corps nach Brünn, bei einer Schlacht an der Donau wären diese zu spät gekommen; man konnte weder bei Olmütz, noch an der Donau mit entscheidender Kraft auftreten. Oberstlieutenant Beck, der Vertrauensmann des Kaisers, brachte nach Olmütz den Befehl, daß mit Ausnahme der Besatzung Alles nach Wien in Marsch gesetzt werden müsse. Benedek forderte Beck auf, den Abmarschbefehl zu entwerfen, für welchen er sich nur mit Widerstreben gewinnen ließ. Wie schwerfällig functionirte die Befehlsgebung im Hauptquartier der Nordarmee! Am 10. erschien die „Weisung", am 11. die „Anordnung", am 12. die „Disposition", erst am 14. und 15. erfolgte der Abmarsch!

* * *

Die gegenwärtigen großen Armeen sind Volksheere. Niemand wird glauben, daß die kurze Dienstzeit zur Erziehung des Soldaten

genügen könne, daher muß schon das Volk zu Soldaten erzogen werden. Das Ideal wäre, daß in den Schulen die militärische Abrichtung schon so weit geschehe, damit der assentirte Rekrut nur mehr der Uebungen in größeren Abtheilungen bedürfe, und was die Hauptsache ist, daß der militärische Geist schon mitgebracht werde. Landwehren, mit guten Cadres, müßten dann die stehenden Heere nicht allein ersetzen, sondern übertreffen.

Vor Allem sehen wir uns um, ob wir keine Vorbilder finden, denn nachahmen und verbessern ist leichter als erfinden, und die gemachten Erfahrungen dürften die Opposition, welche gegen jede Neuerung entsteht, theilweise zum Schweigen bringen. In Europa ist es die Schweiz, mit den besten Volksschulen Europas, welche die Jugend schon zu Soldaten erzieht, in Asien Japan, welches, was die Erziehung des militärischen Geistes betrifft, die Schweiz, wie es scheint, noch übertrifft. Schon in der Ingenieurakademie fiel mir auf, daß die Schweizer, von denen jährlich 4 bis 6 eintraten, weitaus die besten Turner waren und stets, mit Ausnahme eines Einzigen, unter die Ersten der Classe rangirten. In der Schweiz ist die Volksschule, ein wahres Juwel, obligatorisch und inclusive Büchern und Schreibrequisiten kostenlos, nicht allein die Ärmeren werden vom Schulgelde befreit und erhalten Bücher und Schreibrequisiten unentgeltlich, sondern auch die Wohlhabenden werden in demokratischem Sinne mit den Armen ganz gleich behandelt. Als Vorbereitung zur militärischen Ausbildung wird in den unteren Classen Turnen nach einem wohldurchdachten Systeme betrieben und wird bis zum 20. Jahre fortgesetzt. Die letzten zwei Jahre werden Schießübungen und ein vorbereitender militärischer Unterricht, sogenannten zweiten Grades, mit dem Turnen verbunden. Der dritte Grad des vorbereitenden militärischen Unterrichtes ist nicht obligatorisch. Die Regierung liefert Gewehre, Munition und Exercirblousen und bezahlt die Abrichter und Lehrer. Neben diesen Gesellschaften gibt es Cadettencorps, welche ebenfalls von der Regierung Subventionen erhalten. 1900 waren ca. 6000 junge Leute, welche in den Cursen zum vorbereitenden militärischen Unterrichte theilnahmen, in 48 Cadettencorps ca. 5000 Cadetten. Beide Institute umfassen, weil nicht obligatorisch, nicht die ganze Jugend des Landes und erreichen daher nur theilweise ihren Zweck, zur militärischen Instruction Zeit zu gewinnen, welche in den Rekrutenschulen factisch

fehlt. Die über das ganze Land verbreiteten Schützengesellschaften prosperirten stets in der Schweiz, werden von den Gemeinden unterstützt und von der Regierung subventionirt. Solche, welche auch taktisch exerciren, erhalten besondere Subventionen. In jedem Canton besteht eine Commission zur Ueberwachung des vorgeschriebenen Vorganges, welcher acht active Officiere zugetheilt sind. 1899 zählte man in der Schweiz 2034 Gemeinden mit 3525 Schützengesellschaften*) mit 214.475 Mitgliedern bei einer Einwohnerzahl von 3·2 Millionen. 1901 subventionirte die Conföderation die Schützengesellschaften mit Frcs. 350.000, zahlte außerdem noch Frcs. 600.000 zur Deckung des Deficites und lieferte Patronen um den Erzeugungspreis.

Diese Gesellschaften sind gleichmäßig über das ganze Land verbreitet. Man legt auf dieselben ein großes Gewicht. Das ganze Volk behält die Gewohnheit des Schießens, in welchem es excellirt, der militärische Geist bleibt rege und die Lust und Freude für das Militärische werden mächtig gefördert. In Japan bestehen auch obligatorische Volksschulen mit Turnen und Schießübungen und ähnlichen Einrichtungen zur Hebung des militärischen Geistes.

Durch die Volkssitte wird der militärische Geist schon von Jugend an anerzogen, spartanische Grundsätze. Wenn Jemand assentirt wird, so ist das ein Freudenfest in der Familie, Trauer und Schande, wenn es nicht geschieht. Zieht ein Japaner in den Krieg, so nimmt er nicht Abschied auf Wiedersehen, sondern auf Nimmerwiedersehen; die Mutter weint nicht, weil sie in dem Tode auf dem Schlachtfelde die höchste Ehre, das höchste Glück erblickt. Alles ist Ansichtssache und stets kommt es auf den Standpunkt an, den man einnimmt. Bei dieser Erzählung bemerkte ein nach unseren Ansichten sehr ehrenhafter Herr: „Das kann nicht sein, denn das menschliche Herz bleibt stets gleich, die Mutterliebe verleugnet sich nie." Sehr richtig! Jede Mutter liebt ihre Kinder und will ihr Glück, doch die Ansicht, worin das Glück besteht, ist sehr verschieden.

Jeder vor dem Feinde Gefallene erhält in seinem Geburtsorte einen Gedenkstein, auf dem sein Name mit dem Todestag und die Schlacht oder das Gefecht verzeichnet stehen und falls er sich ausgezeichnet hat, seine That genannt erscheint. Wenn ...

*) Jede Stadt hat mehrere.

nach Generationen die Nachkommen des vor dem Feinde Gefallenen dieses Denkmal sehen, so wirkt dies ganz anders, als wenn auf einem Obelisken auf dem Schlachtfelde die Gefallenen genannt werden, welchen Obelisken die Nachkommen des Josef Krätzenhuber oder Wenzel Wesselу nie sehen.*)

In einigen Gegenden Deutschlands, wie in Thüringen und Preußisch-Schlesien, traf ich diese Einrichtung auch, ob sie in anderen Theilen Deutschlands besteht, weiß ich nicht.

Die Schweiz und Japan geben Beispiele der Erziehung zum Soldaten, doch in beiden Ländern besteht ein Landespatriotismus. Ein Schweizer, gleichviel ob Deutscher, Franzose oder Italiener, nennt sich mit Stolz einen Schweizer, während ein Oesterreicher sich Ungar, Pole oder Czeche nennt, selbst ein Deutschösterreicher sagt, ich bin: Tiroler, Steirer, Oberösterreicher 2c., es fehlt der österreichische Patriotismus. Der Kitt war bis jetzt die Dynastie und die Armee.

Noch im Jahre 1848 konnte Grillparzer an Radetzky schreiben: „In Deinem Lager ist Oesterreich." Doch dieses änderte sich, denn jetzt ist die Armee ein Volksheer und dieses kann nur als einheitlich aus einer einheitlichen Nation und nicht aus einem Conglomerat von Nationen hervorgehen. Dann wurden, der schnelleren Mobilisirung wegen, die Regimenter in die Werbebezirke verlegt, was auf den einheitlichen Geist nicht fördernd einwirkt. Die Officiere jedoch wurden in der Regel in Regimenter anderer Nationalität als der ihrigen eingereiht, dies und die Thatsache, daß in allen militärischen Bildungsanstalten der österreichische Patriotismus großgezogen wurde, erhielten in der Armee noch den einheitlichen Geist. In allen anderen Schulen wird der Landespatriotismus, nicht aber der für die Monarchie gepflegt. Von jetzt an werden gesetzlich die ungarischen Officiere in die ungarischen Regimenter eingetheilt und ungarische Jünglinge in ungarischen Militäranstalten in speciell ungarischem Sinne erzogen. Was die Ungarn erreichten, wird die Czechen und auch die Polen nicht ruhig schlafen lassen.

Nach 20 Jahren kann wohl die Armee der Form nach einheitlich sein, gewiß aber nicht mehr dem Geiste nach, und doch bleibt letzterer das Wesentliche.

*) Diese Einzelheiten erzählte mir ein Legationsrath, der 25 Jahre in Japan zubrachte.

Die wiederholten Anläufe, einen Einheitsstaat zu bilden, dauerten zu kurz, entbehrten der Consequenz, scheiterten und jetzt scheinen wir successive aber unabwendbar dem Föderativstaate entgegen zu gehen, ohne Kraft nach außen, werden wir aufhören ein Großstaat zu sein. Dann brauchen wir aber auch keine große Armee mehr, denn nie hat ein Föderativstaat militärisch hervorragendes geleistet.

An dieser voraussichtlichen Rückbildung trägt die Kurzsichtigkeit, ja die Blindheit eines Theiles der Ungarn Schuld, welche eine selbstständige ungarische Armee anstreben und Zollschranken wollen. Werden letztere Wünsche erreicht, so folgt die Personalunion und mit derselben zerfällt Oesterreich voraussichtlich in fünf Theile, in einen Föderativstaat, nach dem Graf Hohenwart'schen Projecte, der auf Vorschlag des kaiserlichen Cabinetschefs Hofrath Braun am 4. Februar 1871 Ministerpräsident wurde. Glücklicherweise kamen seine Fundamentalartikel durch die Ungarn und Beust zu Fall. Damals folgte die überwiegende Majorität der Ungarn der einsichtvollen Führung Deák's und Andrássy's.

Die Personalunion wird zum Nagel des Sarges der ungarischen Hegemonie. Der österreichische Föderalismus unterdrückt den Einfluß der Deutschen und begründet die Vorherrschaft der Slaven, der größten Feinde Ungarns, welche ihre Stammverwandten in Ungarn gegen die Herrschaft der Magyaren, der Minorität des Landes, aufhetzen werden, was um so gefährlicher ist, weil die mobil gemachten Clericalen secundiren.

Es ist klar, daß bei dem jetzigen Zustande des Staates eine Nachahmung der Einrichtungen in der Schweiz zur militärischen Erziehung der Jugend sehr gefährlich wäre, daß aber nach dem eventuellen höchst bedauerlichen Zerfall in einen Föderativstaat diese Einrichtungen in den einzelnen Ländergruppen sehr ersprießliche Dienste leisten und jedenfalls zur Reducirung des Heeres beitragen würden. Die Macht des Großstaates ist dann dahin, die Deutschen werden slavisirt und die Kirche wird in einzelnen Ländern die Schulen beherrschen wollen jedoch kann sich der Wohlstand nach überstandener schwerer Krisis so heben, wie es die kleinen Staaten Dänemark, Holland, Belgien und die Schweiz zeigen. Jedenfalls wird man auf theilweise Umwälzung in den Erwerbsquellen gefaßt sein müssen, mancher Erwerb wird so zugrunde gehen, wie die Fuhrleute und die Wirthshäuser auf den Landstraßen nach Entstehung der Eisenbahnen, die Handweber infolge der Maschinenweberei 2c. —

In welche Verbindung die einzelnen Länder zu einander kommen, wird die Zukunft erst lehren. Jedenfalls sollte vermieden werden, daß die Entwicklung eines Landes durch ein anderes gehindert werden kann, wie es jetzt im dualistischen Staate der Fall ist, wo viele ökonomische Gesetze nur im gegenseitigen Einverständniß eingeführt werden können, wie z. B. die Denaturirung des Spiritus zu industriellen Zwecken 2c.

Im Föderativstaate wird anfänglich auch die Cultur leiden. Was können Mittelschulen leisten, denen gute Professoren und Lehrmittel abgehen. Man stelle sich ein slovenisches Gymnasium vor, dem die Sammlungen fehlen. Mit welchem Nutzen kann z. B. Mineralogie gelehrt werden, wenn der Schüler keine Steine sieht. Z. B. steht im Lehrbuche: „Der Opal kommt traubig, knollig, derb oder eingesprengt vor; er bildet nie Krystalle und zeigt daher kein Gefüge, d. h. er ist amorph. Er hat muscheligen Bruch wie der Feuerstein, die Bruchstücke sind sehr scharfkantig 2c. 2c. Oder z. B. weiter: „Der Granit ist ein körniges Gemenge von Orthoklas, Quarzen und Glimmer (ohne schiefrige Structur). Seine Gemengtheile sind bald groß, dann heißt der Granit grobkörnig, bald sind sie sehr klein und dann wird er feinkörnig genannt. Der vorwaltende Bestandtheil ist der Feldspath 2c. 2c." Wenn man dieses auch Wort für Wort auswendig lernt, gewinnt man dennoch nicht die richtige Vorstellung und man wird in der Natur schwerlich den Stein erkennen.

In neuester Zeit entstehen viel zu viel Gymnasien, welche ein faulenzendes Proletariat heranbilden. Unsere Cultur ist noch weit von dem anzustrebenden Ziele entfernt, daß Jene, welche eine höhere allgemeine Bildung eworben haben, manuelle Arbeit nicht als Schande ansehen. In den deutschen Provinzen fand ich wohl Bauern, welche mit gutem Erfolge maturirt haben. In München lernte ich vor Jahren Münchens besten Schuster kennen, der Doctor der Philosophie war.

Die Eltern senden wahllos ihre Söhne in irgend eine Mittelschule, in der in den unteren Classen eine enorme Ueberfüllung und in den oberen Classen eine gähnende Leere besteht. Zur Matura gelangen durchschnittlich blos 20 Percent. Die Zurückgebliebenen bilden dann die Legion verfehlter Existenzen, welche Gott danken können, wenn der Eine oder der Andere in einer Gewerbe- oder in einer niederen Handelsschule unterkommt, um

einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen. Die Bürgerschulen sollten eine vierte Classe bekommen, was in Aussicht steht, damit auch jene, welche Landwirthe, Gewerbetreibende &c. werden, vor der Wahl ihres Berufes eine allgemeine Bildung erhalten.

In der Erziehung, in den Schulen liegt die Zukunft der Völker. Die Volksschulen bilden das Fundament jeder Nation, obligatorisch und kostenlos müssen sie sein. Sie müssen nicht allein lesen, schreiben und rechnen lehren, sondern strenge Moral, Achtung vor dem Gesetze und die höchste Tugend des Mannes — den Muth müssen sie in die Kinderseele einimpfen. Die höheren Schulen müssen Denken und Beobachtung fördern und nicht das gedankenlose Büffeln; Selbstständigkeit, Energie und Unternehmungsgeist anregen.

Eine allgemeine Klage besteht über das erschreckende Umsichgreifen der Nervosität. Unter fünf Superarbitrirungen junger Officiere geschehen vier wegen Nervenkrankheiten. Man mache sich die Folgen in der Armee klar. Ein nervöser Commandant macht Alles nervös, das Gegentheil ein ruhiger. Ich erinnere mich an ein Kaisermanöver bei Sadowa-Wisznia, wo der Commandant des Ostcorps sehr nervös war. Bis zum Hauptmann herab war Alles nervös aufgeregt. Dagegen herrschte voriges Jahr beim 7. Armeecorps in Temesvár von oben bis unten die größte Ruhe, weil Schwitzer, einer unserer begabtesten Corps-Commandanten, der Typus von Ruhe ist.

An der Nervosität haben, wie überall in der Natur, mehrere Ursachen die Schuld. Vor Allem die Heiraten Nervöser, besonders unter Verwandten. Der Mensch ist das vorzüglichste Geschöpf auf Erden und doch wird auf seine Paarung viel weniger Gewicht gelegt als in der Viehzucht. Denn keinem Züchter würde es einfallen, Kranke zu paaren. Doch über dieses Thema ist es schade, ein Wort zu verlieren, weil bei Ehen Motive maßgebend sind, die vorderhand nicht geändert werden können.

Die unzweckmäßige Ernährung trägt gewiß auch einen Theil der Schuld. Vor 20 und 25 Jahren waren die Aerzte für vorzugsweise stickstoffhaltige Nahrung, Fleisch und wieder Fleisch und doch ist die richtige Mischung nur hygienisch. Ich erinnere mich noch an meinen Vater, der stets sagte: „Mischen, einseitig Kost taugt nichts." Der Mensch braucht Fleisch, Brot und Gemüse. Liebig's Ernährungschemie gab die wissenschaftliche Basis für d

naturgemäße Ernährung der Menschen und Thiere, stellte das Verhältniß des nöthigen Proteins zum Stärkemehl fest, nur war damals auf die Verdaulichkeit noch keine Rücksicht genommen, was in den Verhältnißzahlen Fehler im Vergleiche zur Wirklichkeit im Gefolge hatte.

Die Hauptursache der Nervosität sind aber die Schulen mit ihrer Ueberbürdung; träumen doch bejahrte Männer noch mit Angst und Schrecken von Prüfungen! Das Memoriren ist das schrecklichste dabei und gerade dies hat den geringsten Werth, denn kurz nach den Prüfungen ist Alles vergessen. Die Hauptsache bleibt, daß man weiß, wo die Daten zu finden sind. Bei guten Professoren, welche ihren Gegenstand beherrschen, ihn in sich zu ihrem geistigen Eigenthum verarbeitet haben, gibt es gewöhnlich keine Ueberbürdung, zwei Vortragsstunden ersetzen vier und die häuslichen Aufgaben können größtentheils entfallen. Sie regen die Wißbegierde an, den fadesten und langweiligsten Gegenstand machen sie fesselnd und interessant. Erst vor Kurzem versicherte mich ein Feldmarschall-Lieutenant, daß ihm die Vorträge der Taktik durch Waldstätten, dem jetzigen Feldzeugmeister, in der Kriegsschule am liebsten waren, weil er so viel Leben in seine Vorträge brachte.

Seit meiner Jugend hat der Lehrstoff enorm zugenommen, dagegen wurden die Methoden und Lehrbücher sehr verbessert; der Anschauungsunterricht durch gute Abbildungen veranschaulicht mehr als die längsten Beschreibungen, die man auswendig lernen mußte, ohne sich eine Vorstellung machen zu können.

Wie sehr der Lehrstoff zugenommen hat, sieht man z. B daraus, daß für Chemie an der Polytechnik blos ein Professor war und daß jetzt 5 mit 12 Assistenten nicht mehr genügen. Dies ist in den Naturwissenschaften und in der Technik begreiflich, welche seit 50 Jahren so colossale Fortschritte machten. Es ist aber ein anderer Gegenstand, der seit meiner Jugend an Schwierigkeit sehr zugenommen hat, während derselbe seinem Wesen nach sich nicht änderte und sich nicht ändern konnte: d. i. die Religion. Ich fand diese sowohl im Schottengymnasium, wo ich drei Classen absolvirte, als in der Ingenieurakademie leicht, freilich unter begabten Professoren, von denen besonders jener in der Ingenieurakademie, Pater Kalmus, ein Genie war. Ich galt in meiner Classe für den besten Religionsschüler; ich wußte gegen dreißig Schriftexte, welche ich bei passender Gelegenheit anwendete. Mit Beweisen

wurden wir nicht gemartert, die man Wort für Wort auswendig lernen muß, denn dem Sinne nach kann man sie nicht widergeben, weil man den Sinn nicht findet. Welch widersinniges Abmühen, beweisen zu wollen, was man glauben soll. — Wie will man Mysterien beweisen?

Mein Sohn beklagte sich über die Schwierigkeit des Religionsunterrichtes. Ich wollte es nicht glauben und las theilweise sein vorgeschriebenes Buch. Ich fasse es nicht, Glaubensartikel beweisen zu wollen, wodurch man bei aufgeweckten Schülern gerade das Gegentheil von dem erreicht, was man bezweckt, statt des Glaubens den Unglauben und die Religion selbst wegen der Schwierigkeit des Stoffes zuwider macht. Keinen Jüngling choquirt es, wenn man ihm sagt, er müsse das und das glauben unter der Voraussetzung, daß man die auffallendsten Unglaubwürdigkeiten nicht in Evidenz stellt, was aber in Dr. Anton Wappler's Lehrbuch der katholischen Religion gerade der Fall ist.

Gewisse Dinge liegen im Zeitgeist, in der Luft, heute werden doch die meisten in den westeuropäischen Städten geborenen Kinder weder an vom Teufel Besessene, noch an Wunder glauben, die nur mit Aufhebung von Naturgesetzen geschehen können. Anders im Osten. Selbst deutsche Bauern in Oesterreich werden nur vereinzelt an vom Teufel Besessene oder an Hexen glauben, sind es jetzt doch schon über 100 Jahre, daß die Hexenprozesse aus dem Strafgesetze eliminirt wurden und kein Richter wird einen vom Teufel Besessenen gelten, sondern ihn durch einen Arzt untersuchen lassen, ob er närrisch ist oder nicht

Eine mir bekannte Frau, welche die Religion selbst ihren Töchtern lehrte, sagte diesen: Damals in alten Zeiten war die Medicin noch sehr weit zurück, man glaubte, Narren seien vom Teufel besessen. Viele Narren werden durch die Hypnose curirt, weil viele derselben nur einseitige Wahnvorstellungen haben, z. B. Verfolgungswahn, Größenwahn, die Einbildung, ein König zu sein 2c. Christus hatte einen enormen Einfluß auf die Menschen, daher war er vorzüglich geeignet, ihnen ihre Wahnvorstellungen zu nehmen.

In dem angeführten Religionsbuche findet zum Beweise der Wahrheit des christlichen Glaubens folgender Ideengang statt: Im alten Testamente offenbarte sich Jehova den Juden. Die christliche

Religion lehrt, daß Christus der Sohn Gottes war, und daß die Evangelien von den Aposteln und deren Nachfolger unter göttlicher Inspiration geschrieben wurden, daher wahr sein müssen.

Nach allen Nachrichten waren die Juden, welche Moses aus Aegypten führte, eine entsetzlich wilde, demoralisirte, uncivilisirte Horde, welchen Moses dadurch glaubte imponiren zu können, daß er ihnen sagte, Gott selbst habe die Gebote gegeben. Auch einem ruthenischen Bauer imponirt es viel mehr, wenn man ihm sagt: „Der Kaiser hat es befohlen", als wenn er weiß, daß der Befehl blos vom Bezirkshauptmann kommt. Moses kann es gar nicht übelgenommen werden, wenn er in seiner Noth zur Erreichung seines hohen Zieles die Juden zu täuschen suchte.

Die Juden stellten sich Jehova als einen strengen, strafenden, wohl universellen Gott vor, der aber die Juden ganz besonders liebte und sie unter allen Völkern auserwählte, was sie so eingebildet und exclusiv machte. Wir Christen, Kinder der gegenwärtigen Cultur, stellen uns Gott als ein unsichtbares, das Universum durchdringendes, für alle Menschen ohne Unterschied gleich gütiges, mildes Wesen vor. Man kann sich nicht hineindenken, daß ein sinnlich wahrnehmbarer Verkehr zwischen Gott, einem unsichtbaren Geiste, und den Menschen stattgefunden hätte. Auch wird gegenwärtig nirgends von einem solchen beglaubigt erzählt, obgleich es jetzt auf der Erde gewiß auch einzelne, so fromme, tugendhafte, Gott wohlgefällige Menschen wie damals gibt. Wir sollen glauben, daß die jüdische Religion geoffenbart wurde, andere aber nicht, obgleich beim vergleichenden Studium der Religionen man sieht, daß andere Religionen ganz Aehnliches, selbst Gleiches lehren. Die Religionen haben sich ebenso successive entwickelt, wie sich Alles in der Natur nach und nach entwickelt hat. Der Vorläufer der jüdischen Religion war die asyrische und die zwei jüdischen Secten, Sadducäer und Essener, bildeten den Uebergang zum Christenthum. Ueber die Gottheit Christi wird in neuerer Zeit durch aufgeklärte protestantische Theologen discutirt und die Ueberzeugung bricht sich immer mehr und mehr Bahn, daß Christus ein idealer, sittenreiner Religionsstifter war, der die durch das Formwesen verunstaltete mosaische Religon auf geistiger Basis reformirte.

In Wappler's Religionsbuch steht im § 15: „Die Gottheit Jesu erhellt vor Allem aus seinen eigenen Aussprüchen". Eigene Aussprüche können doch nie als Beweis gelten, wenn nicht schon v o r a u s-

Dem Pilatus antwortete er
... ist Du König der Juden? „Du
... ist Du der Sohn Gottes? „Du
... Leute sagen es, und nicht:

... In den unteren Classen der
... fromm und gleichzeitig somnambul,
... tümlichen Einfluß ausübt. Wenn
... mich in eine Ekstase versetzen, in
... sich von den körperlichen Fesseln
... angenehm und ist mit keinen anderen
... Zeit bildete ich mir ein, irgend eine
... gewonnen zu haben, wie z. B.:
... Böse, thut aber immer das Gute"
... fest an den Teufel, jetzt sage ich:
... mnambulismus die Nerven ganz un-
... folgender Fall, der bei Wunder-
... werden könnte. In der höheren
der schwersten Fragen, ich muß um
als sie vorgetragen wurde. Als
... die Möglichkeit, daß ich sie als
... bat Plasits, unseren Ersten, ein
... mit mir diese Frage durchzumachen.
... die Antwort Plasits konnte mich,
... haben und behielt diese Fähigkeit,
... waren. Im Schlafe führte er mich
... Hand bewahrt. Dreimal mußte die
... war die Frage. Weder träumte
... früh etwas davon, erst die
... im Traume zu erinnern und früh,
... die Frage ganz klar vor mir. Ich
... Kameraden, sondern machte aus
... Jetzt leben noch Feldzeug-
... Major a. D. ... zwei meiner
... mir zu
... Fall erinnern, um nach so vielen
...
... kann ... einer Sammlung des
... dem Bestreben sich ganz

in sein Inneres zu kehren, bestehen. Sprach doch 1866 der preußische König auch von einer ähnlichen göttlichen Inspiration, bevor er die Mobilordre unterschrieb, während Gott der Allgütige doch gewiß keinen Krieg will. Jeder weiß, daß man sich an manchen Tagen besser geistig sammeln kann, daß die geistige Arbeit besser von Statten geht, doch Alles ist auf ganz natürliche Art zu erklären. Die heiligen Bücher sind nicht so wissenschaftlich und gelehrt, um einen übernatürlichen geistigen Beistand zu bedürfen.

In diesem somnambulen Schlafe war ich beißend witzig, während ich zu Witzen keine Anlage besaß. Einmal kam der Akademie-Director, Oberst Wolter, und sprach mit mir, während ich schlief. Ich gab ihm Antworten, über die alle Zeugen lachten, er aber aus Aerger bald den Schlafsaal verließ. Auch war ich schlafend viel stärker als wach. Ein viel stärkerer Kamerad, namens Cirka, wettete, mich während des Schlafens zu binden. Ich setzte mich zur Wehr, die Zuseher mußten interveniren, damit ich ihn nicht erdrosselte. Er hatte von dieser Zeit an vor mir, wenn ich schlief, einen panischen Schrecken.

* * *

Die Wahrheit der Evangelien wird bei näherer Untersuchung, was die Wunder betrifft, recht zweifelhaft. Vor Allem waren die Evangelisten keine Augenzeugen, und jeder Mensch wird Erfahrungen haben, wie sich Erzähltes ohne absichtliche Lüge manchmal bis zur Unkenntlichkeit verändert. Aber selbst Augenzeugen sind durchaus nicht verläßlich, was sich so oft bei Gericht erwiesen hat, ein und dasselbe Ereigniß sehen verschiedene Menschen oft verschieden und das Gedächtniß ist trügerisch, so z. B. behaupten einige Augenzeugen, die Cavallerie-Division Fürst Taxis (Seite 61) wäre am 28. Juni bei Nacht erst ins Bivouac bei Jassena zurückgekommen, während andere Augenzeugen sich zu erinnern behaupten, sie wäre noch bei Tag in Jassena eingetroffen. Außerdem kommen Sinnestäuschungen vor. Erst im vorigen Jahre passirte mir folgender Fall: In der Lemberger Statthalterei wollte ich in den Anstandsort. Es sind vom Gange aus zwei Doppelthüren; ich öffnete die erste, ein Herr, der herausging, öffnete die innere, wobei ich ganz deutlich Stellagen voll Actenfascikeln — ein Archiv — sah. „Früher

war hier der Anstandsort, wo ist er jetzt?" fragte ich den Herrn. „Er ist ja hier", war die Antwort. Als ich eintrat, sah ich die Wirklichkeit ganz richtig. Auch erzeugt der Sinn der Sprache und die Uebersetzungen Verschiedenheiten. So heißt es z. B. im Evangelium Matthäus (III, 16), daß, als Jesus getauft war und aus dem Wasser stieg, die Himmel sich ihm öffneten und er (nicht aber wie Luther übersetzt, Johannes) den Geist Gottes wie eine Taube herabfahren und über ihn kommen sah. Dies ist ganz einfach die Beschreibung eines inneren Gesichtes, und die orientalische Denk- und Sprachweise reicht hin, um es uns verständlich zu machen. Ebenso einfach ist die Erzählung im Evangelium Marci (I, 10). Im Evangelium Lukas aber wird dasselbe Ereigniß schon historisch erzählt und erhält unwillkürlich einen anderen Charakter. Denn hier heißt es, nicht daß die Himmel sich ihm öffneten, sondern daß der Himmel sich öffnete und daß der Heilige Geist in leiblicher Gestalt wie eine Taube auf ihn herniederfuhr. Noch weiter ist die Sache im Evangelium Johannes vorgeschritten, wo es heißt, daß Johannes der Täufer daraus, daß er den Heiligen Geist wie eine Taube auf Jesus herabkommen sah, schloß, daß er der Sohn Gottes sein müsse.

Im dritten Buche Moses, 19. Capitel, ist von der Nächstenliebe die Rede. Der Nächste wird mit rea bezeichnet. Nun behaupten manche, rea bedeute nicht den Nächsten, sondern den Freund, also nur die Juden. Wie leicht wird ein Symbol vergessen, wodurch es sich in der Vorstellung als Wirklichkeit darstellt. In Mexico gab es ein großes Fest des Huitzilpochtli, wobei ein Bild des Gottes aus den Samenkörnern einer Pflanze und dem Blute geopferter Kinder gemacht wurde. Am Ende des Festes durchbohrte der Priester das Bild mit einem Pfeil, der König aß das Herz und der übrige Theil des Bildes wurde unter die Anwesenden vertheilt und von ihnen gegessen. Hier bedarf es nur eines Schrittes, um das Symbol zu vergessen und die Vorstellung hervorzurufen, daß der König und die Gemeinde den Leib ihres Gottes verzehrten.

Um einen Begriff zu geben, wie das Dr. Anton Wappler'sche Religionsbuch zum Widerspruche reizt und gerade durch die gebotenen Beweise zum Unglauben herausfordert, lasse ich einige Stellen folgen:

„§ 11. Bedingungen der Glaubwürdigkeit der Evangelien.

Die Evangelien, sowie alle Bücher der heiligen Schrift insgesamt sind, wie wir als Christen glauben,*) unter göttlicher Eingebung verfaßt worden und haben deshalb die höchste Glaubwürdigkeit, eine Glaubwürdigkeit, die alle auf blos wissenschaftlichen Gründen beruhende Glaubwürdigkeit unendlich weit übertrifft."

Seite 30:

„Man könnte die Frage aufwerfen, warum denn über die wunderbaren Thaten Jesu keine Zeugnisse von anderen als von christlichen Schriftstellen sich vorfinden? Müßte nicht eine so auffallende und außerordentliche Thätigkeit, wie sie von Jesus erzählt wird, allenthalben ein so gewaltiges Aufsehen verursacht haben, daß wir mit Recht auch von jüdischen und heidnischen Schriftstellern Berichte darüber zu erwarten hätten? Allein, ein diesfälliges Schweigen jüdischer und heidnischer Geschichtsschreiber hätte nur dann einige Bedeutung, wenn sich nachweisen ließe, daß die jüdischen und heidnischen Schriftsteller des ersten Jahrhunderts durchaus nicht hätten unterlassen können, über Jesus ausdrücklich zu berichten. Dies läßt sich aber keineswegs nachweisen, vielmehr scheint jenes Schweigen, so weit es überhaupt Thatsache ist, sehr erklärlich."

Dr. Wappler meint, „daß die Römer und Griechen kein Interesse für die jüdischen Religionsangelegenheiten hatten, daß damals Juden und Heiden jeder Wundererzählung spöttischen Unglauben entgegenbrachten und jeden Wunderglauben morgenländischen Aberglauben nannten". Dies zeigt von Aufklärung. Auch Paulus sagte, daß die Juden Zeichen (Wunder) wollen, die Griechen hingegen Gründe, was beweist, daß die Griechen die Juden an Bildung übertrafen.

Endlich schreibt Dr. Wappler, daß die an Wunder Glaubenden Christen wurden, daher nicht als Heiden sondern schon als Christen schrieben.

---

*) Glauben ist nicht wissen, daher der Nachsatz von der größten Glaubwürdigkeit unbegründet, dagegen müssen wissenschaftliche Gründe bewiesen sein, sonst glaubt man sie nicht, und wirklich Bewiesenes ist doch unzweifelhaft.

[illegible] Anmerkung schreibt Dr. Wappler:

„Die Glaubwürdigkeit der Evangelien [illegible] geschichte von Manchen bestritten wird, [illegible] nicht, weil man etwa die Beweise für [illegible]würdigkeit dieser Bücher widerlegen [illegible] Unglaubwürdigkeit durch wissenschaft- [illegible] nachweisen kann, sondern einzig deshalb, [illegible] Voraussetzung ausgeht, Wunder seien unmöglich, [illegible] in welchem Wunder erzählt werden, sei [illegible] unglaubwürdig. Allein diese Voraussetzung [illegible] wird, völlig haltlos. Wird die Wunder- [illegible] entscheidendes Merkmal der Ungeschichtlichkeit eines [illegible] dann fallen auch Geschichtsschreiber, wie [illegible] Suetonius, die mehr als einmal Wunderbares [illegible] Tacit. Hist. V. 13. Es ist das edle Recht der [illegible] den Maßstab der Wahrheit nicht am Alltäg- [illegible] zu haben, sondern auch das Wunderbare, [illegible] bewiesen ist, anzuerkennen.“

[illegible] den römischen Geschichtsschreibern darauf an, [illegible] Wundern schrieben, ob sie dieselben nur als Tat- [illegible] oder ob sie dafür eintraten, daß die Thatsache [illegible] Weise zustande kam. Bei Gelegenheit einer [illegible] eine vermeintliche wunderbare Heilung in Lourdes [illegible] katholischer Kirchenfürst: „Man muß zugeben, [illegible] Heilung unbegreifbar erscheint“; er sagte [illegible] Wunder sein müsse. Der Mensch begreift ja sehr [illegible] aber durchaus nicht beweist, daß das Unbegriffene [illegible] Weise geschah.

§ 16. Wunder Jesu.

[illegible] Aussage Jesu über seine Gottheit [illegible] bestätigt durch zahlreiche Wunder, [illegible] Jesus und an ihm während seines [illegible] gewirkt worden sind.

[illegible] ist ein außergewöhnlicher Vorgang [illegible] Welt, welcher nicht durch die Natur der [illegible] Kräfte, sondern unmittelbar durch die All- [illegible] zur Bezeugung der göttlichen Offenbarung, be- [illegible] wird.

Die Möglichkeit eines Wunders kann vernünftigerweise nicht geleugnet werden. Denn Gott hat, als er die Welt schuf, weder seiner Allmacht sich begeben, noch von der Welt sich zurückgezogen, so daß er ohnmächtig der von ihm erschaffenen Welt gegenüberstände: Er wirkt selbst fort und fort mittelst der nur durch seinen Willen bestehenden Kräfte der Natur; er hat aber auch die Macht, auf andere Weise, außer und über der Ordnung der Natur unmittelbar, ohne Dazwischenkunft der natürlichen Kräfte, Wirkungen hervorzubringen, sei es, daß er solches wirkt, was durch Naturkräfte nie bewirkt werden kann (miraculum supra naturam, z. B. Todtenerweckung), sei es, daß er solches, was durch Naturkräfte bewirkt werden kann, ohne alle Anwendung der Naturkräfte bewirkt (miraculum praeter naturam, z. B. plötzliche Stillung des Sturmes durch das bloße Wort, plötzliche Krankenheilung ohne alle Mittel."*)

*) „Die sichtbare Welt und alle die in sie gelegten Kräfte, die nach Maß, Zahl und Gewicht in ihr geordnet und darum nach bestimmten Regeln und Gesetzen wirken und thätig sind, sie sind hervorgegangen aus dem Schoße der Allmacht Gottes, und sie werden fortwährend getragen und erhalten von der Allmacht Gottes; denn die secundären Ursachen — die Naturkräfte — wirken nur in Kraft der ersten und obersten Ursache — Gottes. In ihm leben, weben und sind wir; er ist nicht fern seiner Creatur, wie der Künstler fern ist dem Werke seiner Hände: die Natur ist nicht verzaubert und versteinert in den sogenannten Naturgesetzen, welche eine falsche Abstraction und einseitige Naturbetrachtung als ebenso viele unnahbare Götter Gott gegenüber steht, sie ist vielmehr durchweht von dem lebendigen Odem des Schöpfers, in ähnlicher Weise, wie der menschliche Leib in allweg bestimmt ist und durchhaucht von der Seele, in der und durch die er lebt und sich bewegt. Dieser oberste allmächtige Wille Gottes, der am Anfange der Schöpfung „Es werde" gerufen, ist die eigentliche höchste Ursache, aus der die Kräfte der Natur hervorgegangen sind, der letzte und tiefste Grund, auf dem sie ruhen. Wer aber dürfte sagen, in den Naturkräften, welche über die Schöpfung Gottes ausgegossen sind, habe der Schöpfer sich erschöpft, in diesen nach Zeit und Raum, Umfang und Wirkungen endlichen Wesen habe die göttliche Allmacht sich ihrer unendlichen Fülle völlig entleert? Darum kann derselbe allmächtige Wille, der die Naturkräfte schuf und erhält, der in und durch dieselben wirkt, auch in anderer Weise und ohne Dazwischenkunft der natürlichen Mittelursachen Wirkungen hervorrufen... Nur der Atheismus und Pantheismus kann das Wunder leugnen. Gott hat die Natur sich, nicht aber sich den Gesetzen der Natur unterworfen." (Dies ist eine Anmerkung des Prof. Wappler.)

Es unterliegt keinem Zweifel, daß es viele Dinge gibt deren Anfang man nicht kennt und man daher eine Schöpfung durch einen Gott voraussetzt, an den man auch deswegen glaubt, weil zur Erhaltung der Ordnung überall ein Commandant nöthig ist. Wie die Schöpfung geschah, wissen wir nicht. Alle Völker haben ihre Schöpfungsgeschichte, die oft einander ähnlich sind. Alle sind Vorstellungen naturwissenschaftlich ungebildeter Menschen. Die Hypothese von Laplage wurde durch keine bessere ersetzt und scheint die größte Wahrscheinlichkeit zu besitzen. Bei dem Bestehen von vielen Millionen Himmelskörpern sollte man glauben, daß von Zeit zu Zeit ein Untergang und eine Neuentstehung beobachtet werden müsse. Beim Zusammenstoßen zweier Himmelskörper, die sich sehr schnell bewegen, werden enorme Wärmemengen gebildet, welche sich durch eine plötzliche Lichtentwicklung kundgeben, wir müssen daher einen neuen Stern aufleuchten sehen.

Eine der großartigsten ähnlichen Erscheinungen ist der im Sternbilde des Perseus im Jahre 1901 aufgeleuchtete neue Stern. Er hat uns eine Weltkatastrophe von ungeheurem Umfange aus einer unfaßbaren Entfernung vor unsere Augen geführt. Diese Entfernungen können die Astronomen nicht mehr messen, sondern mit vieler Mühe blos die untere Grenze festsetzen.

Zufällig wurde am 19. Februar 1901 die Gegend im Perseus, wo der neue Stern erschien, auf der Sternwarte in Cambridge in Nordamerika photographiert. Auf der Platte war keine Spur eines neuen Sternes. Zwei Tage darauf, am 21., entdeckte ein Amateur, Anderson in Edinburgh, den neuen Stern mit freiem Auge; er gehörte seiner Größe nach etwa unter die hundert hellsten Sterne. Anderson mußte ein phänomenaler Kenner des gestirnten Himmels sein, denn er entdeckte auch 1892 einen neuen Stern im Fuhrmann. Astronomen vom Fache, welche nur durch Ferngläser sehen, können keinen solchen Ueberblick haben, weswegen ihnen solche Entdeckungen oft entgehen.

Am 22. war das Gestirn noch stark gewachsen und sein Glanz nahm zu. Um 9 Uhr Abends war der Stern so hell wie Arkturus und gehörte zu den sechs hellsten Fixsternen am ganzen Himmel. Drei Stunden später war er heller als alle bei uns sichtbaren Fixsterne außer Sirius. Höchstens mochte die Wega, der hellste Stern der nördlichen Himmelshälfte, mit ihm concurriren. Wir wissen nur von drei oder vier neuen Sternen, die auffällig

hell waren. Der letzte derselben erschien 1572. Am 23. Februar war der Glanz des neuen Sternes sehr merklich erblaßt und nahm immer mehr ab. Am 26. beobachtete ihn Dr. Wilhelm Meyer in Meran, er war wohl heller als ein Stern zweiter Größe, am 4. März war er zweifellos zweiter Größe, am 6. zweiter bis dritter Größe.

Zwei Körper oder zwei Systeme von Körpern sind mit ungeheurer Schnelligkeit gegen einander gerannt und haben dabei eine so gewaltige Hitze entwickelt, daß dadurch die constatirte Lichtzunahme um das Zehntausendfache innerhalb dreier Tage erklärt wird. Diese Hitze genügte, um einen Theil des festen Kernes in glühende Dämpfe zu verwandeln, die eine leuchtende Atmosphäre um ihn bildeten, in welcher der Stern schließlich ganz verschwand. Er verwandelte sich in einen leuchtenden Nebel mit hellen Linien.

Die ganz enorme Geschwindigkeit des einen, des kleineren Himmelskörpers wird dadurch erklärt, daß er bei seiner Annäherung an den großen Körper, einer Sonne, durch die Anziehung nach dem Gesetze der Schwere eine stets steigende Geschwindigkeit erhielt. Zwei Weltkörper stießen zusammen, gingen zugrunde, verwandelten sich in Dampf und Nebel und werden aus Nebel wieder nach Jahrhunderten, ja Jahrtausenden neue feste Weltkörper bilden. Dies ging vor unseren Augen vor. Nun soll die biblische Erschaffungsmythe zur Stütze des Beweises für die Wahrheit der Wunder dienen. In dem einen Lehrsaale werden die Errungenschaften der Naturwissenschaften, in einem anderen die Mythen der biblischen Geschichte, und zwar als Wahrheit vorgetragen, und das soll die Religiosität fördern? Mit der Moral, um die es sich doch hauptsächlich handelt, haben diese Mythen nichts zu thun.

Dr. Wappler spricht auch von Wundern bei den Heiden:

„Allein, haben denn nicht auch die heidnischen Religionen, die doch offenbar falsch sind, Wunder aufzuweisen? Nein. Die von einzelnen Schriftstellern des Alterthums erwähnten Wunder entbehren jeder geschichtlichen Begründung und wurden schon im Alterthume selbst als Erdichtungen verlacht; einige dieser angeblichen Wunderthaten lassen übrigens aus natürlichen Ursachen sich leicht erklären, wie z. B. die Krankenheilungen, die in den Götzentempeln geschehen sein sollen."

Warum nicht gleiches Recht für Alle? Wenn man an christliche Wunder glaubt, warum denn nicht auch an Wunder glauben, welche in anderen Religionen geschehen sein sollen.

Die Heilungen von hysterischen und sehr Nervösen sind ohne jedes Wunder erklärlich, von denen ich im I. Band bei Lourdes S. 130 sprach.

Im Jahre 1847 besuchte mich meine Mutter, welche sehr nervös war, in Prag; sie wurde ernstlich krank, hatte starkes Fieber, Prof. Oppolzer meinte, sie werde den Typhus bekommen. An einem Nachmittage, als meine Mutter in heftigem Fieber lag, kam Frau v. Tunkler, für welche meine Mutter eine sehr große Sympathie hatte und sagte ihr: „Es ist wunderschön, vergesse aufs Kranksein, stehe auf und fahre mit mir auf den Hradschin." Das Fieber war weggeblasen, die schwer krank gewesene stand auf, fuhr auf den Hradschin und war zum Staunen des Prof. Oppolzer genesen. Die Nerven erzeugen Wunder und sind für uns noch räthselhaft!

Wie leicht natürliche Ereignisse zu Wunder werden, wenn sie Wundergläubige, welche keine Sachkenntniß haben, beurtheilen, mag folgende Geschichte zeigen:

Vor ungefähr $1^1/_2$ Jahren ging eine Frau in Krakau zum Professor der Augenheilkunde, als derselbe die Ferienreise antreten wollte. Sie hatte den Star, der Professor versprach, sie nach den Ferien zu operiren. In dieser Zeit ging sie nach Czestochowa, dem berühmten Marienwallfahrtsorte in Russisch-Polen. Sie wurde sehend, was in Krakau als Wunder erklärt und verkündet wurde; denn Augenzeugen constatirten die Thatsache, und nachdem das Sehen ohne Operation erfolgte, so erzählten die unkundigen Priester und Nonnen, die Heilung sei eine wunderbare gewesen.

Nach Rückkehr des Professors erklärte dieser das Sehen auf eine ganz natürliche Art. Die getrübte Augenlinse, welche an einem sehr zarten Aufhängebande hängt, ist einige Millimeter dick, verhältnißmäßig groß und schwer. Durch die often Verbeugungen mit dem Kopfe zur Erde, wie sie in Polen beim Beten Sitte sind, riß das Aufhängeband, die Linse fiel in das Innere des hohlen Raumes im Auge, wodurch die betreffende sah. Durch die Reibung der Linse im Auge geht aber dieses im Laufe von höchstens zwei Jahren zugrunde, was auch bei dieser Frau geschah. Bei Operationen wird die Linse entfernt.

Im Alterthume, bei den Griechen, wurde sie aber nur vom Bande getrennt, wodurch infolge der Reibung das Auge nach einiger Zeit verloren ging.

Dr. Wappler und seine Sinnesgenossen dürften mit den
führten Sophismen wenig Proseliten machen. Ich erwähnte
ı, daß die Evangelisten keine Augenzeugen waren, sondern
ungebildetes urtheilloses Volk. Wie sich unverläßliche Beob=
ıngen nach so vielen Jahren in Erzählungen ausnehmen, kann
ı aus den Erfahrungen der Gegenwart ahnen. Z. B. in letzterer
: wurde ein Scandal, welcher sich bei Sacher zugetragen haben
in allen Schichten der Wiener Bevölkerung, beim Volke, im
ttelstande und in den höchsten Kreisen mit allen Details erzählt,
:s Phantasie, kein wahres Wort daran.

Vor 14 Tagen machten Bauern bei der galizischen Statt=
terei die Anzeige, daß ich auf einem neu acquirirten Gute
ınzigjährigen Wald schlage. Es ist bestimmt vorauszusetzen, daß
dies wirklich glauben. Auch nicht wahr. Es ist kein zwanzig=
riger Wald, sondern die Ueberbleibseln von einem uralten Eichen=
lde, lauter unterdrücktes, verkümmertes Gehölz, welches möglichst
ıell geräumt werden muß, um neu cultiviren zu können. Zu
er guten Geschichte braucht man keine göttliche Inspiration,
dern gute verläßliche Quellen und diese fehlen. Inspiration braucht
Compositeur, ein Dichter, ein Romanschreiber, ein Erfinder,
Philosoph 2c.

Vergleich der Hauptreligionen.

Von großem Interesse ist der Vergleich der Hauptreligionen.
ın erkennt bei mystisch veranlagten Völkern das Bedürfniß einer
:rmenschlichen Beglaubigung je nach den verschiedenen Stufen
menschlichen Entwicklung. Die vergleichende Religionswissenschaft
lt die Wunder unparteiisch nebeneinander. Die Hauptreligionen
halten ganz dieselben Elemente und streben die gleichen Zwecke
wie die unsere. Alle bezwecken die Moral. Jede sagt: „Thue
ıtes, meide Böses"; wird hinzugefügt: „aus Liebe zu Gott", so
ıen wir fast das ganze Gesetz und die Propheten. Jede Religion trägt
moralischen Erziehung des menschlichen Geschlechtes bei. Beim
rgleiche der Religionen beginnen wir die hervorragende Stellung
risti in der Weltgeschichte zu begreifen, die doch ganz verschieden
t jener eines Vasistha, Zoroaster, Buddha, Confucius, Laotse,
oses und Mohammed ist.

Aus Unkenntnis der alten Religionen hat sich eine Meinung
:breitet, die unchristlicher ist, als irgend etwas, was sich

in den heiligen Schriften des Heidenthums findet: nämlich, daß alle Menschen, welche sich nicht zum Christenthume bekennen, von Gott verstoßen sind und dem ewigen Verderben nicht entrinnen können. Wenn das vergleichende Studium der Religionen diese gottlose Häresie aus der Welt treibt und uns das Walten der ewigen Liebe und Weisheit Gottes erkennen läßt, so ist dies allein schon ein gutes Werk. Daß dieser Glaube in der christlichen Religion allgemein war, beweist, daß es heißt: „Die christliche Religion sei die allein seligmachende". Nun ringen sich schon liberalere Ansichten in der Theologie durch. Ein Professor der Theologie sagte mir: „Kein Mensch, der nach seiner Religion lebt und keine Gelegenheit hatte Christ zu werden wird jenseits bestraft, und ein Erzbischof, früher Professor der Theologie, ein sehr verständiger Mann, ging noch weiter: „Jeder gerechte Mensch, der nach seiner Religion lebt, kommt ins Himmelreich, doch genießt er weniger himmlische Freuden". Letzterer scheint an Abstufungen im Himmel zu glauben. Auch interpellirte ich ihn wegen der Kinder, die ohne Taufe sterben, welche Frage er in gleichem Sinne beantwortete. Jedenfalls eine sehr erfreuliche Errungenschaft. Man sollte glauben, daß die Missionen bei cultivirten Völkern, welche Ursache so vielen Blutvergießens waren, aufhören werden, wenn sich die Ueberzeugung Bahn gebrochen haben wird, daß die Seele von Nichtchristen nicht braucht von der ewigen Verdammniß gerettet zu werden.

Niemand wird leugnen, daß die Religionen der Babylonier, Aegypter, Griechen und Römer nur eine unvollkommene Entwicklung des religiösen Bewußtseins darstellen, und in ihren späteren Phasen voll von Verderbniß waren, jedoch das bloße Factum, daß diese Völker eine Religion hatten, bringt sie uns näher, als ihre Kunst, Poesie und Philosophie. Völker mit niederen Religionsbegriffen sind gar nicht imstande, die christliche Religion aufzufassen; das zeigen die Neger in Afrika, bei welchen die christlichen Missionäre kein Resultat erzielen, während sich der Islam durch Kaufleute reißend verbreitet. Er ist einfach Gott und sein Prophet, er sagt den rohen Menschen viel besser zu, als die unverständlichen christlichen Dogmen. Der Islam ist die Religion der Zukunft bei den Negern in Afrika.

Man glaube ja nicht, die Verbreitung des Wunderglaubens sei für das praktische Leben gleichgiltig, abgesehen von der Ver-

[illegible], denn sie verleitet, sich zu viel auf Gotteshilfe zu verlassen, während ein altes probates Sprichwort sagt: „Hilf Dir selbst, dann wird Dir auch Gott helfen“. Ich erinnere an unsere fromme Nachbarin, welche ich in den „Memoiren eines österreichischen Veteranen“ anführte, die ihren Sohn säugte, und dabei sehr strenge fastete. Als man sie auf die schädlichen Folgen aufmerksam machte, erwiderte sie: „Gott leitet Alles zum Besten, bei Gott ist Alles möglich“. Infolge dieses Glaubens lassen die Bauern meiner Nachbarschaft, wenn der Blitz einschlägt und Feuer ausbricht, nicht löschen; holen bei schwerer Krankheit statt des Arztes den Geistlichen, und machen Bittprozessionen, für die sie zahlen, damit es schön werde oder damit es regne, vernachlässigen aber die Ent- und Bewässerung. Doch muß anerkannt werden, daß der Soldat durch das Vertrauen auf die Hilfe Gottes sich besser schlägt, wenn er glaubt, für eine gerechte Sache zu kämpfen, welcher nach seiner Ueberzeugung Gott stets hilft. Bei einem Kriege werden auf beiden Seiten öffentliche Gebete und Gottesdienste abgehalten, um zu siegen. Welche Gott entwürdigende Zumuthung, Partei zu ergreifen und Protection gegen den tüchtigeren zu ertheilen! Dabei kann nach unserer Religion einem höchst gütigen Gott ein Krieg mit so viel Menschenopfern unmöglich sympathisch sein. Die Bitte, den Krieg zu vermeiden, müßte nach unserem Glauben und unserer Religion mit viel größerer Wahrscheinlichkeit erhört werden.

Bei dieser Gelegenheit fällt mir folgende Anekdote ein: „Vor einem Kriege ging einmal ein Potentat in die Kirche, betete inbrünstig vor dem Marienbilde, die heilige Maria möge bei Gott seinen Sieg erbitten. Er hatte den Eindruck, daß die heilige Maria es versprochen habe. Nach seiner Niederlage begab sich der König wieder in die Kirche und betete vor dem Marienbilde: „Warum, o heilige Maria, hast Du Gott nicht um meinen Sieg gebeten?“, worauf sie antwortete: „Als ich zu Gott kam, war schon dein Gegner bei ihm, und dieser hatte bereits das Versprechen zum Siege erhalten“.

Jetzt ist ein Krieg zwischen Christen und Heiden. Nach unserer religiösen Anschauung müßte Gott auf Seite der Christen sein, und dennoch wird die größere Tüchtigkeit und größere Macht siegen, zur See die Japaner, auf dem Lande zu Ende die große Uebermacht der Russen, was aber anfängliche Siege der Japaner

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Christ[illegible]

[illegible] Gott

[illegible] nicht [illegible]

standenen Naturbedeutung eine g e i s t i g e. Gott Brahma war dann der Schöpfer der Welt; die beiden Gottheiten Wischnu und Siwa, Erhalter und Zerstörer, bilden mit Brahma eine Dreiheit und waren Brahma zur Seite gestellt. In den Wedas steigt der Fromme, nachdem er durch die Seelenwanderung vollkommen geläutert wurde, in die Himmelswelt und genießt in v o l l k o m m e n e r e r Gestalt die g e i s t i g e n F r e u d e n der Götter. Böse kommen in einen Ort der Finsterniß, ohne Ausmalung von Qualen. Um direct ohne eine Läuterung durch die Seelenwanderung in den Himmel aufsteigen zu können, ist ein Leben nöthig, welches den Lehren der heiligen Bücher und der Beobachtung der vorgeschriebenen Gebräuche (Gnadenmittel) entspricht.

Die Philosophie sucht darzuthun, daß die Seele mit Brahma, dem Urquell, vereinigt werden wird, wenn sie zur Erkenntniß der wahren Natur der heiligen Materien, aus der sie stammt, gelangt ist. Die Priester verlangen nicht nur reichliche Geschenke, sondern lehren, daß von dem Verhalten gegen sie Glück und Unglück des einzelnen, sowie des ganzen Landes abhängt.

Der Buddhismus nahm auf den Brahmanismus einen großen Einfluß. Er machte aus einer Priesterreligion eine Volksreligion. Die Vorrechte und die Ausschließlichkeit der Priester verschwand, und auf Frömmigkeit und Tugend wurde ein größeres Gewicht, als auf Form und Ceremonien gelegt.

Seit 50 bis 60 Jahren zeigt sich bei den Priestern die Tendenz, die moralischen und deistischen Grundsätze ihres Glaubens in philosophischen Speculationen auszubilden, dagegen den Fabeln in ihren heiligen Schriften weniger Werth beizulegen. Letzteres sollte auch bei uns Christen geschehen.

Die Schöpfung des ersten Menschenpaares ist in der indischen Legende romantischer, als in der jüdischen, nach welcher zuerst Adam, dann erst aus seiner Rippe Eva geschaffen wurde. Dr. Max Müller schreibt: „Jeder, der mit dem Treiben alter Sprachen vertraut ist, weiß, daß diese Erzählung nicht wörtlich zu verstehen ist." Dr. Müller weist darauf hin, daß im ersten Capitel eine viel einfachere Darstellung der Schöpfung des ersten Menschenpaares gegeben worden ist: „Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; er schuf sie, ein Männlein und Weiblein. Und Gott segnete sie, und sprach zu

ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch, und füllet die Erde
machet sie euch unterthan." Wie sollen wir es aber nun erk
daß nach dieser Erzählung von der Menschenschöpfung unmit
die Erzählung folgt, wie der erste Mensch einsam im Garte
Eden ohne eine Gehilfin war, und wie aus einer seiner R
ihm erst eine Gehilfin gebauet wurde, die um ihn wäre? I
Max Müller bemerkt hiezu: „Wer mit dem Geiste der alten
namentlich der semitischen Sprachen vertraut ist, kann kau
Zweifel sein, was hier vorgegangen. Wir müssen uns nur erin
daß, wo wir in unseren neueren Sprachen etwas als ein
dasselbe bezeichnen, die Hebräer diese Selbstheit durch Knochen
Araber durch Auge ausdrückten. Man kann sich solche Aus
schon verständlich machen. Der Knochen schien das Innerliche
Unveränderliche im Menschen und Thiere, das Auge war glei
die Seele, das Selbst eines lebenden Wesens."

Die indische Legende soll folgende sein:

„Nachdem der Herr Mann und Weib (gleichzeitig, nich
nach dem anderen) geschaffen und Gott sie mit seinem göttlichen
belebt hatte, sagte er zu ihnen: „Ihr seid berufen, dieses he
Eiland zu bevölkern, wo ich alles zu eurer Freude und
quemlichkeit vereinigt habe und meinen Glauben in die H
derjenigen zu senken, welche noch geboren werden. Der Re
Erde ist noch unbewohnbar; wenn später sich die Zahl
Kinder derartig vermehrt, daß dieser Wohnort nicht mehr g
um sie aufzunehmen, so mögen sie mich bei ihren Opfern an
und ich werde meinen Willen kundthun."

Als er dieses gesagt hatte, verschwand er. . . .

Adima und Heva lebten während langer Zeit in vollstän
Glücke; kein Leiden trübte ihre Ruhe . . . Aber eines T
begann eine dunkle Unruhe sich ihrer zu bemächtigen. Der
der Rakshasas, der Geist des Bösen, der ihnen ihr Glü
dem Brahma seine Schöpfung mißgönnte, blies ihnen unbe
Wünsche ein. „Laß uns auf der Insel umherwandern",
Adima zu seiner Gefährtin, „und sehen, ob wir einen noch schö
Ort als diesen finden."

Heva folgte ihrem Gemahl; sie wanderten Tage und M
weilten am Rande klarer Quellen unter den Riesenbäumen, die
die Sonne verhüllte . . . Aber als sie immer weiter kamen,
sich das junge Weib von unerklärlichem Schrecken, von sonde

Furcht ergriffen. „Adima", sagte sie, „wir wollen nicht weiter gehen, es scheint mir, daß wir dem Herrn nicht gehorchen. Haben wir nicht bereits den Ort verlassen, den er uns als Wohnung angewiesen hat?" „Fürchte dich nicht", erwiderte Adima, „dies ist nicht jenes schreckliche, unbewohnbare Land, von dem er zu uns gesprochen hat."

Und sie wanderten immer weiter.

Endlich gelangten sie an das Ende der Insel Ceylon; vor sich erblickten sie einen schönen und schmalen Meeresarm und gegenüber ein weites Land, das sich bis ins Unendliche auszudehnen schien; ein Felsenpfad erhob sich aus den Wassern und verband ihre Insel mit dem unbekannten Festlande. Die beiden Wanderer standen still und staunten: Das Land, welches sie sahen, war von großen Bäumen bedeckt; tausendfarbige Vögel flatterten im Laubwerke. „Was für schöne Dinge", sagte Adima, „und welche guten Früchte müssen diese Bäume tragen! Laß uns sie versuchen und wenn jenes Land diesem vorzuziehen ist, wollen wir dort unser Zelt aufschlagen."

Heva zitterte und bat Adima inständig, nichts zu thun, das den Herrn erzürnen könnte. „Geht es uns nicht gut an diesem Orte? Haben wir nicht klares Wasser und köstliche Früchte? Warum etwas anderes suchen?" „Wohl", antwortete Adima, „wir kommen zurück. Was kann es übles sein, jenes unbekannte Land, welches sich unseren Blicken darbietet, zu besuchen?" Und er näherte sich dem Felsen. Heva folgte ihm zitternd.

Er nahm alsdann sein Weib auf die Schultern und begann den Raum zu durchschreiten, der ihn von dem Gegenstande seiner Wünsche trennte. Sobald sie aber ihren Fuß auf das Festland gesetzt hatten, ließ sich ein schreckliches Geräusch vernehmen; Bäume, Blumen, Früchte, Vögel, Alles, was sie vom anderen Ufer gesehen hatten, verschwand in einem Augenblicke; die Felsen, auf welchen sie gekommen waren, versanken in den Fluthen; nur einige spitze Felsklippen verblieben über dem Meeresspiegel, gleichsam um die Fährte anzudeuten, welche soeben der Zorn des Himmels zerstört hatte.

Die Vegetation, welche sie von Weitem gesehen hatten, war nur ein Trugbild, von dem Fürsten der Rakshasas heraufbeschworen, um sie zum Ungehorsam zu verleiten. Adima fiel nieder und

weinte auf dem kahlen Sande; aber Heva warf sich in seine Arm
und sagte: „Verzweifle nicht, laß uns lieber den Urheber alle
Dinge anflehen, daß er uns verzeihe.“ Als sie so sprach
ertönte eine Stimme aus den Wolken und redete also: „Weil
du hast nur gesündigt aus Liebe für deinen Mann, den i
dir zu lieben befahl und du hast auf mich gebaut. Ich ve
zeihe dir und ich verzeihe auch ihm um deinetwillen; abe
ihr sollt nicht mehr jenes Paradies betreten, welches ich zu eure
Glückseligkeit geschaffen habe. Durch eure Uebertretung mein
Gebote ist der Geist des Bösen auf die Erde gedrungen ....
Eure Kinder, durch eure Schuld zum Leiden und Arbeiten ve
urtheilt, werden verderbt werden und mich vergessen. Aber i
werde Vischnu senden, der durch ein Weib geboren werden un
Allen die Hoffnung der Belohnung in einer anderen Welt und de
Mittel bringen wird, durch Gebet zu mir ihre Leiden zu ve
mindern.“

Um wieviel erscheint Heva edler als Eva in der jüdische
Bibel?

Was mir stets unbegreiflich bleibt, daß so viele Mensche
bei dem Gedanken, sie stammen vom Menschenaffen, so entse
sind und es vorziehen, zu glauben, aus einem Erdklumpen, respecti
aus einem Knochen fabricirt worden zu sein. Ich las einmal, da
man Menschen Blut von Menschenaffen so wie von Mensche
einspritzen könne, während Blut anderer Thiere tödtlich ist.

Dieses wäre ein Beweis für die nahe Verwandtschaft, do
fand ich bei gehaltener Umfrage keine Bestätigung für die a
geführte Behauptung. Aber auch das Menschenblut bewähr
sich nicht, so daß jetzt nur zur Vermehrung der Flüssigke
Salzwasser (0·6) eingespritzt wird. Dieser Tage las ich folgen
Zeitungsnotiz:

„Deutsche Gelehrte, Geheimrath Ehrlich in Frankfurt a. M
Professor Wassermann in Berlin und Stabsarzt Dr. Uhlenhu
in Greifswalde, haben ein Verfahren ausgearbeitet, um Menschenbl
mit aller Sicherheit vom Blute verschiedener Thiere, des Pferde
des Hundes, der Katze, der Hühner u. s. w., zu differenzire
Dieses Verfahren ist von der allergrößten Bedeutung für d
gerichtliche Medicin, da es auch bei eingetrockneten Blutspure
anwendbar ist. Das österreichische Justizministerium hat desha
vor Jahresfrist auf das Verfahren aufmerksam gemacht und d

Gerichte aufgefordert, in Fällen, in welchen die Diagnose von Blutspuren wichtig erscheint, von diesem neuen Verfahren Gebrauch zu machen. Das neue Verfahren ist aber auch, wie neuere Untersuchungen lehren, von der größten Bedeutung für die Anthropologie. Professor Hausemann, ein Virchow-Schüler, in Berlin, hat Gelegenheit gehabt, eine ägyptische Mumie, die 5000 Jahre alt ist, und eine griechische Leiche aus vorchristlicher Zeit, die in einem ägyptischen Sarge bestattet war, zu untersuchen und aus den starren, eingetrockneten Resten durch Zusatz von sogenannter physiologischer Kochsalzlösung Blutflüssigkeit, Blutserum zu gewinnen. Er fand, daß das Blut der 5000 Jahre alten ägyptischen Mumie und das Blut der circa 2000 Jahre alten griechischen Leiche ebenso reagirt, wie das Blut der jetzt lebenden Menschen. Der Einwand, daß die jetzt lebenden Deutschen ein anderes Blut hätten, wie die Angehörigen eines fremden Volkes oder einer anderen Rasse im Alterthum ist demnach hinfällig und widerlegt. Merkwürdigerweise gelingt dieselbe Blutreaction nicht blos bei Blutresten aus dem ersten ägyptischen Kaiserreiche, aus der griechischen Antike und bei Blutproben jetzt lebender Menschen, sondern auch bei Blutproben der anthropoiden menschenähnlichen Affen, des Gorilla, Schimpansen, Orang-Utang und Gibbon. Es haben demnach die Aegypter vor 5000 Jahren, die Griechen der Antike, die jetzt lebenden Menschen und die anthropoiden Affen — im Gegensatze zu den niedriger in der Lebensreihe stehenden Affen — eine prägnante und sehr charakteristische Blutreaction gemeinsam. Wenn auch die Blutuntersuchungen an Leichen aus dem Alterthume und an Anthropoiden nicht den Vorzug besitzen, daß sie zur praktischen Verwendung in Medicin, Hygiene, Thiermedicin, Landwirthschaft und Zoologie unmittelbar geeignet sind, so ist ihnen einerseits eine theoretisch-wissenschaftliche Bedeutung nicht abzusprechen, andererseits erscheint es nicht ausgeschlossen, daß diese Untersuchungsmethode über manche Probleme aus dem Gebiete der Anthropologie Aufschluß zu geben vermag."

Diese zeigt jedenfalls von einer nahen Verwandtschaft.

Den Glauben, ein Ebenbild Gottes zu sein, halte ich für eine maßlose, unverantwortliche Ueberhebung, selbst bei den größten Menschen, welche auf der Welt waren. Welche Schändung Gottes ist es, wenn Gewöhnliche, noch mehr, wenn Dumme sich einbilden, nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen worden zu sein.

Ich gebe hier zwei Beispiele von Gebeten, welche j
3000 Jahren in Indien ohne jeder anderen Inspiration b
als der, die jeder sich selbst verschaffen kann, wenn er
sammeln, in sein Inneres zu kehren trachtet.

Gebet um Vergebung.

Rig-Veda, VII, 89.

Lass' mich noch nicht, o Váruna,
Eingehen in das Haus von Lehm,
Sei gnädig, Starker, gnädig uns!

Blitzschleud'rer! wenn ich zitternd geh',
Der Wolke gleich, vom Sturm bewegt,
Sei gnädig, Starker, gnädig uns!

Durch Schwachheit, kräft'ger lichter Gott,
Betrat ich den verkehrten Pfad,
Sei gnädig, Starker, gnädig uns!

Durst überkam den Sänger schier,
Selbst als er mitt' im Wasser stand,
Sei gnädig, Starker, gnädig uns!

Welch Sünde wir, o Váruna, begehen hier,
Wir Menschenkinder, gegen aller Götter Schaar,
Wenn Deine Satzung sorglos wir gebrochen auch,
O straf' uns nicht ob dieser unsrer Missethat!

An Agni.

Rig-Veda, II, 6.

O Agni, nimm dies Opferscheit,
Nimm meinen Dienst in Gnaden auf,
Und leihe diesem Lied Gehör!

Ich diene, hochgeborner Gott,
Du Rossebänd'ger, Sohn der Kraft,
Mit diesem Scheit und Liede dir.

Laß deine Diener mit Gesang,
Du Reichthumspender, Liederfreund,
Du Schätzen Holder, dienen dir.

Du, alles Guten Herr und Hort,
Du weisen Sinnes, groß an Macht,
Treib weit von uns die Feinde fort.

Gerichte aufgefordert, in Fällen, in welchen die Diagnose von Blutspuren wichtig erscheint, von diesem neuen Verfahren Gebrauch zu machen. Das neue Verfahren ist aber auch, wie neuere Untersuchungen lehren, von der größten Bedeutung für die Anthropologie. Professor Hausemann, ein Virchow-Schüler, in Berlin, hat Gelegenheit gehabt, eine ägyptische Mumie, die 5000 Jahre alt ist, und eine griechische Leiche aus vorchristlicher Zeit, die in einem ägyptischen Sarge bestattet war, zu untersuchen und aus den starren, eingetrockneten Resten durch Zusatz von sogenannter physiologischer Kochsalzlösung Blutflüssigkeit, Blutserum zu gewinnen. Er fand, daß das Blut der 5000 Jahre alten ägyptischen Mumie und das Blut der circa 2000 Jahre alten griechischen Leiche ebenso reagirt, wie das Blut der jetzt lebenden Menschen. Der Einwand, daß die jetzt lebenden Deutschen ein anderes Blut hätten, wie die Angehörigen eines fremden Volkes oder einer anderen Rasse im Alterthum ist demnach hinfällig und widerlegt. Merkwürdigerweise gelingt dieselbe Blutreaction nicht blos bei Blutresten aus dem ersten ägyptischen Kaiserreiche, aus der griechischen Antike und bei Blutproben jetzt lebender Menschen, sondern auch bei Blutproben der anthropoiden menschenähnlichen Affen, des Gorilla, Schimpansen, Orang-Utang und Gibbon. Es haben demnach die Aegypter vor 5000 Jahren, die Griechen der Antike, die jetzt lebenden Menschen und die anthropoiden Affen — im Gegensatze zu den niedriger in der Lebensreihe stehenden Affen — eine prägnante und sehr charakteristische Blutreaction gemeinsam. Wenn auch die Blutuntersuchungen an Leichen aus dem Alterthume und an Anthropoiden nicht den Vorzug besitzen, daß sie zur praktischen Verwendung in Medicin, Hygiene, Thiermedicin, Landwirthschaft und Zoologie unmittelbar geeignet sind, so ist ihnen einerseits eine theoretisch-wissenschaftliche Bedeutung nicht abzusprechen, andererseits erscheint es nicht ausgeschlossen, daß diese Untersuchungsmethode über manche Probleme aus dem Gebiete der Anthropologie Aufschluß zu geben vermag."

Diese zeigt jedenfalls von einer nahen Verwandtschaft.

Den Glauben, ein Ebenbild Gottes zu sein, halte ich für eine maßlose, unverantwortliche Ueberhebung, selbst bei den größten Menschen, welche auf der Welt waren. Welche Schändung Gottes ist es, wenn Gewöhnliche, noch mehr, wenn Dumme sich einbilden, nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen worden zu sein.

Ich gebe hier zwei Beispiele von Gebeten, welche schon vor 3000 Jahren in Indien ohne jeder anderen Inspiration bestanden, als der, die jeder sich selbst verschaffen kann, wenn er sich zu sammeln, in sein Inneres zu kehren trachtet.

Gebet um Vergebung.

Rig-Veda, VII, 89.

Lass' mich noch nicht, o Váruna,
Eingehen in das Haus von Lehm,
Sei gnädig, Starker, gnädig uns!

Blitzschleud'rer! wenn ich zitternd geh',
Der Wolke gleich, vom Sturm bewegt,
Sei gnädig, Starker, gnädig uns!

Durch Schwachheit, kräft'ger lichter Gott,
Betrat ich den verkehrten Pfad,
Sei gnädig, Starker, gnädig uns!

Durst überkam den Sänger schier,
Selbst als er mitt' im Wasser stand,
Sei gnädig, Starker, gnädig uns!

Welch Sünde wir, o Váruna, begehen hier,
Wir Menschenkinder, gegen aller Götter Schaar,
Wenn Deine Satzung sorglos wir gebrochen auch,
O straf' uns nicht ob dieser unsrer Missethat!

An Agni.

Rig-Veda, II, 6.

O Agni, nimm dies Opferscheit,
Nimm meinen Dienst in Gnaden auf,
Und leihe diesem Lied Gehör!

Ich diene, hochgeborner Gott,
Du Rossebänd'ger, Sohn der Kraft,
Mit diesem Scheit und Liede dir.

Lass' deine Diener mit Gesang,
Du Reichthumspender, Liederfreund,
Du, Schätzen Holder, dienen dir.

Du, alles Guten Herr und Hort,
Sei weisen Sinnes, groß an Macht,
Und treib von uns die Feinde fort.

Der Cultus war einfach, ohne Bilder und Tempel. Den Frommen wurde schon hier auf Erden Glück und Wohlergehen versprochen, doch glaubte man nach dem Tode an ein Gericht, ein Paradies und eine Hölle; ferner an einen Heiland, der die bösen Geister vernichten und eine unvergängliche Welt herbeiführen wird. An die Auferstehung glaubten die Anhänger Zarathustras so wie die Juden und wir Christen, so daß die Vermuthung nahe liegt, die Juden hätten den Glauben an die Auferstehung von den Persern herübergenommen.

Hier folgen Sätze aus einer Predigt, welche Zoroaster auf einer der dem Feuerdienste geweihten heiligen Höhen, fast 2000 Fuß über dem Meeresspiegel, in der Nähe der uralten Wunderstadt Mittelasiens, Baktra, „die Glorreiche", jetzt Balkh, „die Mutter der Städte", hielt.

Diese Sätze sind aus dem Zendavesta, dem heiligen Buche der Schüler des Zoroaster, alterthümlicher in seiner Sprache als die Keilinschriften des Cyrus, Darius, Xerxes, der alten persischen Könige, die stolz darauf waren, sich Könige von Gottes Gnaden, von Gnaden Auramazda's zu nennen. Dies alte Buch oder wenigstens Bruchstücke davon, gelten noch immer als die höchste Richtschnur des Glaubens für die Parsen.

1. Jetzt will ich Allen, die zu lauschen gekommen, das Lob von dir, dem allweisen Herrn verkünden, und die Loblieder des Vohumano (des guten Geistes). Weiser Asha (Recht), ich flehe, daß (deine) Gnade in den Lichtern des Himmels erscheine.

2. Hört mit euren Ohren das Beste, vernehmt mit eurem Geist das Reine, auf daß Jeder für sich selbst seinen Glauben wähle. Mögen, vor dem großen Gerichte, die Wissenden auf unserer Seite sein!

3. Diese beiden alten Geister, welche Zwillinge sind, jeder mit seinem eigenen Werk, verkündeten was gut und was schlecht ist in Gedanken, Worten und Werken. Die Guten unterscheiden zwischen den Beiden, nicht die Uebelthäter.

4. Als diese beiden Geister zusammen kamen, schufen sie zuerst Leben und Tod, auf daß am Ende das schlimmste Dasein den Bösen, Seligkeit den Guten zutheil werde.

5. Von diesen beiden Geistern wählte der Böse die schlechtesten Thaten; der gute Geist, dessen Kleid der unbewegliche Himmel

ist, wählte das Rechte, und ebenso die, welche gläubig Ahuramazda durch gute Werke erfreuen.

6. Die, welche die Devas verehrten, die Betrogenen, unterscheiden nicht richtig zwischen den Beiden; die, welche den schlechtesten Geist erwählt, kamen zusammen um Rath zu halten, und liefen zu Aeshma, um das Leben des Menschen zu plagen.

7. Und zu ihm (dem Guten) kam Macht, und mit Weisheit Tugend; und die ewige Armaiti selbst machte seinen Körper stark; dir geschah es durch ihre Gaben reich zu werden.

8. Aber wenn die Strafe ihrer Verbrechen kommen, o Mazda, und dein Reich bekannt wird, als der Lohn der Frömmigkeit für die, welche die Lüge (Druj) überlieferten.

9. Mögen wir dann bei denen steh'n, welche diese Welt beglückten, o Ahuramazda, o Segen-bringender Asha! Möge unser Geist dort sein, wo Weisheit weilet!

10. Dann werden fürwahr, in der schönen Wohnung des Vohumano, Mazda und Asha auf ewig die beisammen sein, welche in gutem Rufe steh'n.

11. O Menschen, wenn ihr zu diesen Geboten, die Mazda gegeben, haltet, . . . die den Bösen eine Plage, den Gerechten ein Segen sind, dann wird durch sie Heil kommen.

In der Bibel des Zoroaster wird jeder aufgefordert, an dem großen Kampfe zwischen Licht und Dunkel, zwischen Gut und Böse mit dem festen Glauben theilzunehmen, daß das Gute siege.

Buddhismus.

Im ersten Band war auf Seite 231 und 232 von der Religion Buddha's und dem Unterschiede derselben mit der christlichen Religion die Rede. Hier will ich nur einige Sprüche und Parabeln anführen, welche trotz der grundsätzlichen Verschiedenheit beider Religionen eine sehr große Aehnlichkeit in der Moral zeigen.

1. Alles was wir sind, ist die Folge von dem, was wir gedacht; es ruht auf unseren Gedanken, es besteht aus unseren Gedanken. Wenn ein Mensch spricht oder handelt mit bösem Sinne, so folgt ihm Schmerz, so wie das Rad dem Menschen auf dem Fuße folgt, der den Karren zieht.

49. Wie die Biene Honig sammelt und ohne die Blume zu verletzen, davon eilt, so auch möge der Weise auf der Erde weilen.

62. „Diese Söhne gehören mir, dieser Reichthum gehört mir", von solchen Gedanken ist der Thor gepeinigt. Er selbst gehört sich nicht; um wieviel weniger Söhne und Reichthum!

121. Möge Niemand das Böse leicht nehmen und im Herzen sagen: „Es wird mir nicht zu nahe kommen". Möge Niemand das Gute leicht nehmen und im Herzen sagen: „Es wird mir nichts helfen". Selbst durch das Hineinfallen von Tropfen füllt sich ein Wasserkrug.

173. Er, dessen böse Thaten durch gute Thaten bedeckt sind, erleuchtet die Welt wie der Mond, wenn er aus den Wolken steigt.

223. Ueberwinde Haß mit Liebe, Böses mit Gutem, den Kargen mit Milde, den Lügner mit Wahrheit.

264. Durch Tonsur wird kein Mensch, der sich nicht selbst überwunden hat, zu einem Heiligen. Kann ein Mensch ein Heiliger sein, der noch von Lust und Begierden gefangen gehalten wird?

394. Wozu nützt geflochtenes Haar, o Thor! wozu ein Kleid von Ziegenfell? Dein Inwendiges ist voll Rauhen, aber das Auswendige machst du reinlich.

Selbst einige von den buddhistischen Legenden und Parabeln klingen als ob sie aus dem Neuen Testamente stammten, obgleich sie schon vor dem Anfange der christlichen Zeitrechnung existirten.

So lesen wir, wie einst ein Schüler Buddhas einer Frau aus der verachteten Kaste der Kândâlas, namens Mâtangî, in der Nähe eines Brunnens begegnet, und sie um einen Trunk Wasser bittet. Sie sagt ihm, was sie ist, und daß er sich ihr nicht nahen dürfe. Er aber antwortet: „Schwester, ich fragte nicht nach deiner Kaste oder deiner Familie, sondern ich bat um einen Trunk Wasser". Später wurde sie selbst eine Schülerin des Buddha.

Was im neuen Testament in der Form eines Gebotes erscheint, wird bei den Buddhisten durch eine Parabel eingeschärft. Einst predigte ein buddhistischer Priester. Unter dem Volke stand auch ein König, dessen Herz von Gram erfüllt war, weil er keinen Sohn und Stammhalter hatte. Während er zuhörte, sagte der Prediger:

„Unseren Reichthum wegzugeben, gilt für die schwerste Tugend auf Erden. Wer seinen Reichthum weggibt, ist wie ein Mann, der sein Leben weggibt, denn unser Leben scheint an unserem Reichthum zu hängen. Buddha aber gab, als sein Herz von Erbarmen voll war, sein Leben für Andere hin, als ob es Gras sei; warum sollten wir also an elenden Reichthum denken? Durch diese hohe Tugend erreichte Buddha eben, nachdem er aller Begierden frei war und göttliche Einsicht erlangt hatte, sein Buddhathum. Deshalb sollte ein weiser Mann seine Begierden von allen Vergnügen der Welt wegwenden, allen Wesen Gutes erweisen, sollte es auch sein eigenes Leben kosten, damit er so die wahre Einsicht erlange.

Hört mir zu! Es lebte früher ein Prinz, der alle irdischen Begierden überwunden hatte. Obgleich er jung und schön war, verließ er doch seinen Palast und ergab sich dem Leben eines Bettelmönchs. Als er eines Tages in das Haus eines Kaufmannes trat, erblickte ihn dessen junge Frau, und gerührt von der Schönheit seiner Augen, rief sie aus: „Wie konnte ein Mensch wie Du einen so harten Lebensberuf erwählen? Glücklich, fürwahr, ist die Frau, auf welche Du mit Deinen schönen Augen blickst!" Als der Mönch dies hörte, riß er das eine Auge aus, legte es in seine Hand und sagte: „Mutter, sieh her! Betrachte diesen häßlichen Fleischklumpen! Das andere Auge ist ebenso; sage mir, wo ist etwas Schönes darin?"

Der Prediger erzählte noch ähnliche Parabeln und er schloß mit der Lehre, daß der wahre Weise sich weder um Reichthum, noch um sein Leben kümmern, ja daß er sein Herz nicht an Frau und Kinder hängen sollte.

Unwillkürlich denkt man an die Verse der Bibel: (Matthäus V, 29): „Aergert dich aber dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf's von dir"; oder (Matthäus XIX, 21): „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe was du hast, und gib's den Armen (so wirst du einen Schatz im Himmel haben), und komm' und folge mir nach"; (Matthäus XIX, 29): „Und wer verläßt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder" u. s. w.

In derselben Sammlung, dem sogenannten „Ocean der Flüsse der Sagen", erzählt Somadeva (VI, 27) von einem Kaufmann, der sich zur Religion des Sugata bekehrt und den buddhistischen

Mönchen große Ehrfurcht bezeigte. Sein jüngster Sohn aber verachtete den Vater deshalb und nannte ihn einen Sünder.

„Warum schiltst Du mich?" sagte der Vater.

Der Sohn erwiderte: „Du hast das Gesetz der Veden verlassen und folgest einem Gesetz, das kein Gesetz ist. Du hast die Brahmanas verlassen, und ehrst die Sramanas. Wozu nützt diese Sugata-Religion, zu der nur Menschen niederen Herkommens gehören, die eine Zuflucht in den Klöstern suchen, die nur glücklich sind, wenn sie ihr Lendentuch abgeworfen und jedes Haar auf dem Kopfe abrasirt haben, die essen, was sie wollen und weder Waschungen noch Büßungen vollziehen." Der Vater antwortete: „Es gibt verschiedene Arten von Religion, die eine schaut nach einer anderen Welt, die andere ist für die Menge bestimmt. Aber wahres Brahmanenthum besteht doch auch im Vermeiden von Leidenschaft, in Wahrhaftigkeit, Liebe für alle Wesen und vernünftiger Beobachtung der Kastenvorschriften. Du solltest also meine Religion nicht immer schelten, denn sie gewährt allen Wesen Schutz. Liebevoll gegen alle Wesen zu sein, kann doch wahrlich nicht dem Gesetz widersprechen; ich kenne keine Liebe, als allen Wesen Schutz zu verleihen. Wenn ich also meiner Religion so sehr ergeben bin, deren Hauptzweck Liebe und deren Ziel Befreiung ist, was für eine Sünde begehe ich denn, mein Kind?" Da nun der Sohn trotz aller Mahnung nicht abließ, ihn zu schelten, so führte ihn sein Vater zu dem König, und der König befahl, daß er hingerichtet werden solle. Er gab ihm aber zwei Monate, um sich auf seinen Tod vorzubereiten. Nach Verlauf der beiden Monate wurde der Sohn wieder vor den König gebracht, und als der König sah, daß er blaß und mager geworden, so fragte er nach der Ursache. Der Verurtheilte erwiderte, daß, da er den Tod jeden Tag näher kommen sehe, er nicht essen könne. Da sagte ihm der König, daß er gedroht habe, ihn hinrichten zu lassen, damit er eine Vorstellung von der Marter habe, die jedes Thier beim Nahen des Todes fühlt, und damit er eine Religion achten lerne, welche Mitleiden für alle Wesen lehrt. Jetzt, nachdem er die Furcht des Todes gekostet, solle er nach Freiheit des Geistes streben und nie wieder seines Vaters Religion schelten."

Der Sohn war gerührt und fragte den König, wie er denn diese Freiheit des Geistes erlangen könne. Da befahl der König, der hörte, daß in der Stadt eben ein Jahrmarkt abgehalten werde,

daß der junge Mann ein Gefäß, das bis an den Rand voll von Oel wäre, nehme und es durch die Straßen der Stadt trage, ohne einen Tropfen zu verspritzen. Zwei Scharfrichter mit gezogenen Schwertern sollten hinter ihm hergehen, und beim ersten Tropfen, den er verspritze, ihm den Kopf abschlagen. Als der junge Mann, nachdem er durch alle Straßen der Stadt gewandert, zum König kam, ohne einen Tropfen verspritzt zu haben, sagte der König: „Sahest Du heute irgend Jemand, als Du durch die Straßen der Stadt wandertest?"

Der junge Mann sagte: „Meine Gedanken waren so auf das Gefäß gerichtet, daß ich nichts anderes sah und hörte."

Da sprach der König: „Lass' Deine Gedanken nun ebenso auf das Höchste gerichtet sein. Wer sich sammeln kann, wer sich nicht mehr um das äußere Leben kümmert, der wird die Wahrheit erblicken, und wenn er die Wahrheit erblickt, wird er sich nicht wieder durch das Netz der Werke fangen lassen. So habe ich Dir in wenig Worten den Pfad gezeigt, der zur Freiheit des Geistes*) führt."

Nach Buddha sollte der Beweggrund aller unserer Handlungen Mitleid oder Liebe für unseren Nächsten sein. Die Quintessenz der christlichen Religion ist auch die Nächstenliebe. Unsere Priester glauben, die Nächstenliebe sei eine Erfindung Christi gewesen, während nicht allein Buddha ihn in dieser Richtung übertraf, sondern auch Confucius schrieb: „Was du nicht gern hast, wenn andere es dir thun, das thue auch anderen nicht". Selbst jüdische Propheten, namentlich Josaii, predigten Nächstenliebe.

Confucius.

Der Vater des Confucius, aus einer der vornehmsten Familien Chinas, starb, als sein Sohn erst drei Jahre alt war und hinterließ ihn in Armuth. Confucius heiratete mit 19 Jahren, später wurde er Lehrer, der ein solches Renommée erwarb, daß tausende Schüler aus den vornehmen Familien ihm zuströmten; man sprach von ihm als den größten Mann, der je gelebt hat. Er starb 478 Jahre vor Christi. Erst einige Jahre nach seinem Tode erlangte er beinahe göttliche Verehrung und

*) Vor mehr als 2000 Jahren erstrebte man in Indien die Freiheit des Geistes, wie viele gibt es dagegen bei uns, die heute noch die Fesselung des Geistes verlangen.

seine Lehren wurden von den Chinesen, welche Studien gemacht hatten, allgemein anerkannt, nicht aber vom Volke.

Confucius war kein Religionsstifter, sondern nur Lehrer und Philosoph, er befaßte sich nie mit überirdischen Dingen, wich jeden Speculationen über dieselben aus; er wollte die damals sehr herabgekommene sociale Ordnung Chinas verbessern. Sein vortrefflicher Moralcodex schloß sich den bestehenden Gesetzen, Formen und Gewohnheiten an.

Der Kaiser bildet die Basis für die sociale Ordnung, er wird für Gutes und Schlechtes verantwortlich gemacht, er soll durch sein Beispiel auf das Volk wirken. Die Familie mit der väterlichen Autorität und Gewalt ist ein Grundpfeiler seiner Moral und der Ahnencultus das heiligste bei den Chinesen. Einer seiner Hauptgrundsätze war der des Aristoteles, zwischen den Extremen die goldene Mittelstraße zu wählen. Die Nächstenliebe drückte sich durch „Gegenseitigkeit", sich gegenseitig nachzugeben, sich zu unterstützen, sich Concessionen zu machen, aus. Sein Ziel war die sociale Ordnung und die Stabilität der Regierung, was er durch den Unterricht, durch das Beispiel und ein strenges Ceremoniell zu erreichen hoffte. Seinen Erziehungsgrundsätzen verdankt China seine staunenswerthe Entwicklung. Der große Zweck der Erziehung und Bildung war die Moral, die Ethik und Charakterbildung.

Sokrates.

Griechische und römische Werke sind, trotz Mythologie und Götzendienst, voll von den erhabensten Anschauungen über Religion und Menschheit. Wenn Plato sagt, daß der Mensch nach Aehnlichkeit mit Gott streben solle, dachte er dabei gewiß nicht an Mars oder Mercur. Wenn ein anderer Dichter behauptet, daß das Gewissen ein Gott für alle Menschen ist, war er nicht sehr weit von der Kenntniß des wahren Gottes entfernt.

Der Hauptgrundsatz des Sokrates war: „Niemand fehlt freiwillig"; schon die Ansicht, alle Menschen seien von Natur aus gut, zeigt von einem edlen Herzen. Seiner Ansicht nach war Mangel an Einsicht die einzige Quelle jedes moralischen Gebrechens, wenn Erziehung oder andere Ursachen den Menschen nicht verdorben haben. Sokrates wollte ein eifriges Ringen nach Ausbildung des Intellectes, nach Verwendung desselben zur Klärung der großen Fragen des öffentlichen und des individuellen Lebens. Er meinte,

man müsse trachten, selbst erworbene Kenntniß an Stelle bloßer Ueberlieferung, eigenes Denken an die Stelle blinden Glaubens zu setzen. Er hielt es für unmöglich, etwas als richtig zu erkennen und dieser Erkenntniß nicht zu gehorchen, eine Handlungsweise für schlecht zu halten, und dennoch den zu ihr führenden Trieben unterthan zu bleiben.

Ich finde diese Ansicht verwandt mit der höchsten Moral, nämlich das Gute zu thun, des Guten willens ohne Hoffnung auf Belohnung, und Böses zu unterlassen aus Abscheu vor dem Schlechten, ohne Furcht vor Strafe. Trotzdem erscheint die Ansicht, daß die Richtigkeit der Einsicht die Richtigkeit des Handelns verbürge, so lange sehr eingeschränkt, als nicht der persönliche Egoismus überwunden ist, denn die angeführte Ansicht kann bei bestehendem Egoismus nur dort Anwendung finden, wo der Zweck und das zweifellose Interesse des Handelnden zusammenfällt. Beim Landmanne, beim Handwerker 2c. wird der Erfolg oder Mißerfolg hauptsächlich durch den Grad ihrer Einsicht oder Sachkenntniß bedingt. Sokrates war der Ueberzeugung, daß jeder das Gute wolle, und daß die Unterschiede nur in dem Maße der Fähigkeit jedes Einzelnen liegen, dieses allgemeine Ziel des Strebens zu verwirklichen, je nach ihrer Verstandesbildung. Ihm war moralische Güte und Glückseligkeit, moralische Schlechtigkeit und Unseligkeit unzertrennbar, er hielt Tugend und Glückseligkeit für identisch.

Plato.

Bei den Peruanern und auch bei den Indianern Nordamerikas, ebenso bei den Bewohnern der samoanischen Inselgruppe und bei den Finnen findet man Anklänge an die Theorie Plato's. Woher stammt Alles, Thiere, Pflanzen 2c.? Die Erklärung führt zur Annahme eines Urwesens, dessen Einfluß alles Bestehende sein Dasein und seinen dauernden Bestand verdankt. Dieses Urwesen ist bald ein allen Wesen an Kraft und Größe überlegener Bruder, bald ein im Lande der Seelen oder auf einem Sterne wohnender Gott. Diese Tendenz des menschlichen Geistes, einem realen Urbilde schöpferische Eigenschaften beizulegen, hat in der That an der platonischen Lehre einen großen Antheil.

Plato hielt die heraklitische Ansicht fest, daß alles Sinnliche in beständigem Flusse begriffen ist. Und da Sokrates sich nur mit

ethischen Gegenständen beschäftigte, in denen er das Allgemeine suchte und sein Nachdenken auf Definitionen richtete, so dachte Plato, daß die Definition nichts Sinnliches sei, das Sinnliche ausschließe; was er Ideen des Seienden nannte, die sich nicht ändern, wie die im Flusse begriffene Natur, denn die Begriffswelt bildet den festen Bestand, welcher der Welt des Werdens abgesprochen wurde. Manche Denker gingen so weit, daß sie wie die Eleaten z. B. Sinnesdinge in das Reich des Scheines verwiesen.

Der tiefe Spalt zwischen der Ideen- und Sinnenwelt erzeugte eine weite Kluft, die das Seelige mehr und mehr vom Körperlichen schied. Hier fußte Plato auf Ideen von Vorgängern, hauptsächlich auf Xenophanes, welcher das seelische Prinzip mit dem Namen „Pneuma" (Windhauch) benannte und in seinen religiösen Neuerungen auf nie ganz erloschene Volksvorstellungen zurückgriff. Solch eine Vorstellung ist die Rückkehr jenes Seelen- oder Lebenshauches zum Himmelsraume und den ihn erfüllenden Aether. Diese Ansicht herrschte im letzten Drittel des V. Jahrhunderts in Athen, was folgende Verse des Epichaims beweisen:

„Was vereint war ist geschieden, jedes strebt nach seinem Heim, Staub zu Staub, der Hauch nach Oben. Was ist weiter? Nimm es hin!" Plato und seine Schüler glaubten an eine unsterbliche Seele, von der im 1. Bande, Seite 235, sowie von den Beweisen ihrer Unsterblichkeit die Rede ist.

Die Ideen, das Seelige und das Greifbare, das Sichtbare, bildeten unvereinbare Gegensätze. Die Glanzfülle der Ideen stand der Niedrigkeit alles Körperlichen, die Allgüte der Gottheit dem Walten einer hemmenden Macht gegenüber, sowie die aus dem Kreise der Götter stammende Seele in den die reine Erkenntniß trübenden Körper gebannt ist, welcher die Seele wie der Kerker einen Gefangenen oder das Grab einen Toten umschließt.

Dies ist ganz die urchristliche Auffassung, welche den vergänglichen Körper mit seinen Trieben als Verführer der reinen Seele und als deren vorübergehende Wohnung ansah, weswegen auch damals und auch noch im Mittelalter dem Körper so geringe Aufmerksamkeit gewidmet wurde, daß die Bäder des Alterthums und [illegible] in Vergessenheit geriethen. Auch wurde das Baden [illegible] betrachtet. Selbst Ludwig XIV. soll sich nie gebadet [illegible] daher auch die starken Parfums in seinen Salons zur [illegible] der üblen Ausdünstungen. Erst vor Kurzem erlebte

ich hier in Galizien, daß eine Amme ihren ganzen Körper nicht waschen wollte, weil sie es für eine Sünde hielt.

Plato's Ansichten im Gegensatze zur althellenischen Sinnesart erkämpften sich langsam den endlichen Sieg; es waren zwei entgegengesetzte Weltanschauungen. Der orphisch-platonische Dualismus fordert so wie die Lehre Zarathustras den Menschen zum Kampfe auf, aber mehr zum Kampfe mit sich selbst als mit der Außenwelt. Seine weltgeschichtliche Aufgabe, war das Innenleben zu vertiefen und das Gewissen zu schärfen.

Die Orphiker begannen die Bewegung, welche Plato fortsetzte, und welche sich an die sittenreinigende apollinische Religion anschloß und von dem Hauptsitze des Apollocultus ihren Weg durch die hellenische Welt nahm. Auffallen muß die Verfeinerung des moralischen Sinnes in den delphischen Sprüchen, die gar nicht der antiken Weltanschauung glich. Man denke an den Spartaner Glaukos, der ein ihm anvertrautes Gut sich widerrechtlich aneignen wollte und darüber das delphische Orakel fragte. Die Antwort besitzen wir noch: „Schwöre nur! Harret der Tod auch des Eides gerechten, aber ein Sohn ist des Eides, ein namenloser, nicht Hände sind ihm noch Füße; jedoch er folgt dir eilig und ruht nicht, bis er das ganze Geschlecht zermalmt und vom Boden gefegt hat." Glaukos erschreckt, steht von seinem Vorhaben ab und bittet die Gottheit um Verzeihung. Die Pythia aber erwidert: „Den Gott versuchen und die That ausführen ist dasselbe."

Trotz der stark ausgeprägten ethischen Gesinnung, trotz aller durch den Culturfortschritt bedingten und geförderten Versittlichung der Götter blieb die hellenische Religion stets vorwiegend eine Verehrung der Naturpotenzen. Sie war allen Richtungen der menschlichen Natur gerecht, sie gewährte allen Genuß- und Sinneskräften Raum, daher lebte und athmete Jeder in dieser Religion frei und leicht. Wenn wir mit Aristoteles, das Organ des griechischen Volksgeistes, die seelische Hygiene in der Vermeidung aller Extreme und in der harmonischen Ausbildung alle Anlagen erblicken, so hat die griechische Naturreligion dieser Forderung besser wie irgend eine andere Religion entsprochen, jedoch *auf dem Boden der Socialmoral bewährte sie sich nicht*. Eigennutz waren im alten Griechenlande an der Tagesordnung, dagegen fleckenlose reine Charaktere in socialmoralischer

Hinsicht seltene Ausnahmen. Das ganze Aufgebot staatlicher Zuchtmittel reichte nicht aus, um die der Gesellschaft feindlichen Triebe niederzuhalten. Selbst leidenschaftliche Vaterlandsliebe konnte bei entsprechend großem Anreize den Verrath nicht hindern und die Bestechlichkeit der Richter war bekannt.

Redlichkeit und Wahrhaftigkeit fehlten der hellenischen Nation, graeca fides, nulla fides!

Die Naturfeindschaft, die ihr entkeimende Askese und Schwärmerei, Früchte der orphisch-phytragonischen Bewegung, welche durch Plato's mächtigen Einfluß schließlich siegte, war gewiß von Uebel, jedoch entsprang aus diesem Uebel auch Gutes, nämlich die Vertiefung des Gemüthslebens, die Erweiterung des Bereiches der Kunst und der Speculation, welche mit der Zeit das Pflichtgefühl stärkten und die Socialmoral kräftigten. *Die freieste Ausbildung des Individuums und die Fesselung der das Wohl der Nebenmenschen bedrohenden Antriebe, beides in harmonischem Maße zu verwirklichen, war bis jetzt der Menschennatur versagt*, jedoch halte ich es bei fortschreitender Cultur, bei harmonischer Ausbildung aller *guten* Anlagen für ein anzustrebendes Ideal, welches heute schon viele Menschen erreichten. Jedenfalls befremdet es, daß die edlen Grundsätze Sokrates' und seiner Schüler nicht in das Volk, in die Menschen eindrangen. Bei Betrachtung der Ereignisse der neuen Zeit fängt man an es zu begreifen. Hatten denn Kant, Goethe, Darwin und Spencer oder Confucius bei den Chinesen einen Einfluß auf die Menge? Zuerst nur auf Gelehrte, dann auf eine kleine Gemeinde von Gebildeten. Speculationen, welche dem Verstande entspringen und sich wieder an den Verstand wenden, fallen bei der ungebildeten Menge auf unfruchtbaren Bo[illegible] um auf die Massen [illegible] das Herz zum He[illegible]en, wer das verst[illegible] bewirkt das U[illegible]bernatürliche, [illegible] gegriffen we[illegible] allen myst[illegible] Wunder.

[illegible]

er[illegible]
a[illegible]

bestanden haben sollen, die eine für die Priester, welche nur an einen Gott glaubten, und die zweite für das Volk, das viele Götter anbetete. Dies ist unrichtig. Es hat wohl 1400 Jahre vor Christi König Amenoftis IV. in Aegypten den Sonnencultus eingeführt und sämmtliche andere Götter abgeschafft. Nach seinem Tode jedoch revoltirten die Priester, welche mit Hilfe des Volkes die Vielgötterei wieder einführten, wodurch sie ihren verlorenen Verdienst wieder gewannen.

In Aegypten war nur ein Theil der Juden, der größere Theil war in Vorderasien; dorthin muß man seine Blicke richten, um die Spuren der Juden zu verfolgen.

Die Mythen der Erschaffung der Welt, des Paradieses, die Erzählung von der Sintfluth stammen aus Babylon und sind dieselben wie später bei den Juden. Von den zehn Geboten ist keine Spur zu finden. Die von Delitsch herangezogene Parallele hängt mit den zehn Geboten nicht zusammen, denn es handelt sich dabei blos um ein Gebet eines Priesters für einen Kranken. Der mächtigste Einfluß auf die Bibel offenbart sich in der Gesetzgebung des babylonischen Königs Hamurabi, 2200 Jahre vor Christi. Dieses Gesetzbuch wurde vor zwei Jahren gefunden und bietet überraschende Parallelen zu den mosaischen Gesetzen, z. B. Aug' um Aug', Zahn um Zahn 2c. Bei dem Ehegesetze und dem Diebstahle bestehen beinahe dieselben Gesetze, doch ist ein principieller Unterschied, daß sie bei den verschiedenen Menschenklassen anders angewendet, und daß sie vom staatsrechtlichen Standpunkte im Interesse der herrschenden Klasse verfaßt wurden, während bei den mosaischen Gesetzen die ethische Deutung, der Schutz der Armen vorherrscht.

Schon Abraham glaubte an Jehova, den Gott der Juden, das Volk selbst neigte stets zum Götzendienste und wurde durch Moses und die Propheten oft nur mit Mühe zur Anbetung des einen, geistigen, bild- und gleichnißlosen Gottes Jehova zurückgeführt. Da die Juden mit diesem Glauben unter den Völkern allein standen, so war dieser Gott der ihrige, Gott Israels.

Es entwickelte sich zwischen dem Volke und seinem Gotte ein Vertragsverhältniß, ein Bund, das Volk verpflichtete sich, die Gebote zu beobachten (vorzüglich moralischer Natur), dagegen versprach Gott seinen mächtigen Schutz gegen alle anderen Völker und seinen besonderen Segen. Von diesem besonderen Schutze

Jehova's war aber wenig zu spüren, denn keinem Volke erging es, mit wenigen Ausnahmen, schlechter als den Juden, was als verdiente Strafe angesehen wurde. Obgleich die Juden ein geistiges Wesen anbeteten, so brachten sie doch demselben Opfer, wie Heiden ihren Götzen.

Die edleren Geister der Nation, namentlich die Propheten, sahen den wahren Gottesdienst nicht in Opfern oder in sonstigen äußeren Thaten, sondern in der Reinigung des Herzens und des Lebens. „Ich hasse euere Feste", läßt Amos Jehova sprechen, „wenn ihr mir Opfer bringet, genehmige ich sie nicht, das Spiel euerer Harfen will ich nicht hören. Es ströme aber wie Wasser, Recht und Gerechtigkeit, wie unversiegbare Bäche" (5, 21 f g). Derselbe spricht bei Hosna (6, 6): „Frömmigkeit liebe ich und nicht Opfer und Gotteserkenntniß mehr als Brandopfer". Dasselbe predigt Jesaia überall und Nucha fragt (6, 6 f g): „Womit soll ich treten vor Jehova, mich beugen vor den Gott der Höhe? Soll ich vor ihn treten mit Brandopfern, mit jährigen Kälbern? Wird Jehova Gefallen finden an Tausenden von Widdern, an Miriarden Strömen Oel? Er hat dir kundgemacht, o Mensch, was gut ist und was anderes fordert er von dir nicht, als Recht zu üben und Frömmigkeit zu lieben und demüthig zu wandeln vor dem ewigen, deinen Gott?" Endlich geht Jeremia sogar so weit, daß er Jehova zum Volke sprechen läßt (7, 22 f g): „Nicht habe ich eueren Vätern, als ich sie aus Aegypten führte, wegen Brand- und Schlachtopfer Gebote gegeben, sondern dies gebot ich ihnen: „Gehorchet meinen Stimmen, so will ich euer Gott sein".

Trotz dieser schönen Ansichten wurde der ceremonielle Gottesdienst nie aufgegeben, im Gegentheile gewann er später eine stets steigende Wichtigkeit, so daß in den Zeiten vor und unter dem Exil in der wahren, geistigen Anbetung Gottes ein decidirter Rückschritt erkennbar war. Mit der Richtung auf äußerlichen Dienst auf Vermehrung des Ceremonienwesens waren die Juden der Gott, den sie suchten, wieder ferner gerückt, als zu Zeiten de Propheten, welche in Rechtschaffenheit und Menschenliebe den wahre Gottesdienst erkannt hatten.

Die Propheten machten zur unerläßlichen Bedingung D Wiederkehr besserer Zeiten echte Frömmigkeit. Sie malten de Volke die bessere Zukunft nach dem Vorbilde der guten alten Ze aus, die das Volk unter seinem König David genossen hatte. Da

dieser Hoffnung verband sich die Erwartung eines Herrschers von David's Art aus David's Geschlecht, der sein Volk auf eine Höhe der Macht und Wohlfahrt noch über den glücklichen Zustand des alten David hinaus führen soll.

Ein Prophet schließt eine Predigt (11, 1 fg): „Ein Herrscher wird erstehen, auf dem der Geist Jehova's ruhen, der im Innern mit Gerechtigkeit und Kraft walten, ein goldenes Zeitalter heraufführen, das Reich Israel wieder herstellen und seinem alten Hader mit Juda ein Ende machen, dann mit so vereinten Kräften die umwohnenden Völker unterwerfen werde".

Charakteristisch ist, daß alle Messiasprophezeiungen Wohlstand und Glück auf dieser Erde verheißen, nicht erst im Jenseits, daher erscheint es sehr natürlich, daß der Sinn der Juden auf das Wohlsein auf dieser Erde gerichtet ist, und nicht, wie bei den Christen, auf ein Glück jenseits. Kann es Wunder nehmen, daß die Juden im Erwerben praktischer als die Christen sind, die ihre Hoffnungen auf das Leben jenseits setzen. Neben diesem nationalpolitischen Charakter der Messiasweissagungen besitzen dieselben auch ein allgemein menschliches ethisches Moment, das Aufhören aller Kriege, ewiger Friede.

Die Juden glauben an eine unsterbliche Seele, die Freuden und Qualen jenseits sind rein geistiger Natur, die himmlischen Freuden bestehen im Anschauen der Herrlichkeit Gottes, die Qualen in den Gewissensbissen, sie kennen in ihren anerkannten religiösen Büchern die Erbsünde nicht. Ueber das jüngste Gericht bestehen nur vage, abweichende Begriffe, die Auferstehung der Leiber hängt mit der Messiashoffnung zusammen und bildet einen der 13 Glaubensartikel, welche Maimonides, ein berühmter jüdischer Religionsphilosoph, im XII. Jahrhundert, der in Spanien lebte, aufgestellt hat, und welche vom Judenthum heute allgemein anerkannt sind.

Nach der makkabäischen Volkserhebung fing das Pharisäerthum, welches in Formen, im Ceremoniell das Wesen der Religion sah, an, sich herauszubilden; die Moral litt und ging zurück, die Pharisäer hofften, daß durch den pünktlichen Ceremoniendienst Gott ein Einsehen haben und ihnen mittelst des Messias zur höchsten sinnlichen Wohlfahrt, zu einer Stellung über alle anderen Völker verhelfen werde.

... Judenthums standen die Sadducäer ... gegenüber. Diese erkannten nur das ge- ... als Quelle der Religion und Religions- ... die Protestanten bei den Christen. Sie ... Lohnsucht, stellten die Forderung auf, ... selbst willen zu üben (die ... die Unsterblichkeit der Seele, die Auf- ... Aehnliche Grundsätze wurden schon ... der jüdischen Bücher) vorgetragen. Diese ... vornehmen, strengen Sitten war nur in ... verbreitet, im hohen Rathe, selbst auf dem ... saßen wiederholt Sadducäer. Auf das ... fernen Einfluß. Alle tieferen und sittlichen ... Juden noch übrig waren, flüchteten sich zu ... der Essener. Ein Kirchenvater hielt den ... Essener, die sogenannten Therapeuten, für ... zwischen dieser Secte und der ältesten ... Gebräuchen ist so groß, daß dies seit jeher ... Gemeinschaft, gewählte Verwalter, Verwerfung ... der Armuth und der Ehelosigkeit, heilige ... finden sich auf beiden Seiten, und ... starker asketischer Färbung. Sie tranken ... Vegetarianer.

... den Täufer Johannes, der sich zu den ... ein Einsiedler zu den Ordensleuten ...

... genannten Gerechten, schildern die ältesten ... ganz wie einen essenischen Heiligen, ... alte judenchristliche Secte der Ebioniten ... Verwandtschaft mit dem Essenismus unver-

... Therapeuten, unbefriedigt durch die jüdische ... nationalen Tempel, überhaupt den Verkehr ... dieses Vereines war, die Seele von den ... wozu nebst den bekannten Mitteln auch ... Erbauung beitrugen. Es gab verschiedene ... der Ehe enthielten, und solche, welche in der ... Therapeuten führten ein contemplatives, ... der frommen Betrachtung gewidmetes Leben.

Die palästinischen Essener betrieben trotz ihres klösterlichen Zusammenlebens Ackerbau und Gewerbe. Durch diese Berührung mit dem bürgerlichen Leben fanden ihre religiösen Grundsätze Verbreitung beim Volke. Woher diese den Juden so fremde Richtung? Der Dualismus zwischen Geist und Materie, die Betrachtung des Körpers als einen Kerker der Seele im Zusammenhange mit dem Glauben an eine Präexistenz der letzteren, ferner das Ordensartige des Vereines, die Probejahre, die Ehrfurcht vor den Oberen, das Stillschweigen über die Geheimnisse des Ordens, die Verwerfung blutiger Opfer, die Enthaltung von Fleisch und Wein, das Verbot des Eides, die Ansichten über die Ehe, alles dieses führt auf die Neupythagoräer jener Zeit, auf eine Schule, welche aus einer Vermischung orphisch-pythagoräischer Ueberlieferungen mit platonischer und stoischer Speculation entstanden ist.

Eine verwandte Denkart hatte sich in den zwei letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt auch außerhalb des Ordens unter den alexandrinischen Juden ausgebildet, von welcher uns der Jude Philo Kenntniß gibt. Von dem mosaischen Gottesdienst hatten sich diese philosophirenden Juden in Alexandrien nicht losgesagt, und die Bücher Moses standen bei ihnen in hohen Ehren; aber sie wußten dieselben mittelst einer allegorischen Auslegung in ihrem Sinne zu deuten. Diese Abweichungen betreffen vorzugsweise das Menschenartige des Gottesbegriffes im alten Testament. Das göttliche Wesen wurde in ein Jenseits versetzt, aus welchem es nur durch niedersteigende Kräfte, durch dienende Mittelwesen auf die Welt einwirken konnte. In dieser Vorstellung flossen die jüdische Engel- und die platonische Ideenlehre so zusammen, wie in der vom Logos, als der wirksamen göttlichen Vernunft, in welcher sich alle jene vermittelnden Kräfte vereinigen. Die jüdische Lehre vom göttlichen Geist und der göttlichen Weisheit und die stoische von der die Welt durchdringenden göttlichen Vernunft schmolzen zusammen.

* * *

Zu allen Zeiten, selbst im grauen Alterthum, waren die Juden unbeliebt, ja selbst verhaßt. Die Römer der Kaiserzeit verabscheuten die Juden, die sie allerdings von den Christen nicht zu unterscheiden wußten. Tacitus überschüttet sie mit Schimpf und Schande. Er wirft ihnen ihren entsetzlichen Aberglauben vor, spricht von ihren albernen,

unheimlichen, schmutzigen, ekelhaften Gebräuchen. Ihr Haß er
die Waffe gegen Jeden, der nicht gleich ihnen sei, richte sich g
die ganze Menschheit. Sie sind ihm ein schandvolles, fluchwür
Pack. Juvenal schimpft nicht weniger auf sie, und selbst Ma
doch eine gutmüthige Natur, läßt kein gutes Haar an ihnen.
ist nicht leicht, in diesen Verwünschungen, welche die römi
Schriftsteller gegen die Hebräer ausstoßen, die wahren Urs
ihres Judenhasses zu erkennen, eines Hasses, der in den le
Jahren der Republik entbrannte und erst mit der Zerstö
Jerusalems erlosch. Tacitus spricht von entsetzlichem Abergla
und rühmt doch den hohen, reinen Gottesbegriff der Juden.
nennt sie die Hefe des Sklavenpöbels. Die Römer konnten
Juden ihre Macht im Staate nicht verzeihen. Die für den Trium
zug des Pompejus nach Rom geschleppten Juden hatten sich b
wie überall, eine einflußreiche Stellung geschaffen. Nach Ci
waren sie im Verlaufe von fünf Jahren sehr zahlreich und mäch
geworden. Fast in allen Städten ruhte am siebenten Tage
Arbeit. Der Haß der Römer kann durch den wachsenden Ein
der Juden erklärt werden.

Im Mittelalter lieferten religiöse Anschauungen den
gegen die Juden. Gegenwärtig ist die Ursache des Hasses gr
theils Brotneid. Ich erinnere mich auf 1873, wo ich in
nach der Krisis Aristokraten sagen hörte: „Das ist gesche
werden wir wenigstens Logen bekommen." Man sieht die
Juden und übersieht, daß die weitaus größere Mehrheit der
fast sieben Achtel, sich in einem Zustande
Armuth befindet. In Rußland, Galizien, Rumänien, Ser
Türkei ist ihr Elend jammervoll. In London, dort unter
Schmutz starrenden Menge des Eastend, trifft man
Schneider, die in den Confectionswerkstätten kümmerlichst
verdienen. In der russischen Stadt Wilna arbeiten di
14 Stunden täglich und stricken Strümpfe für einen
40 Kopeken. Sogar in Fr[illegible], in Paris, gibt es
Juden und viel arme. [illegible] das Faubour
wo man genug arme Ju[illegible]

ein Ackerbau treibendes Volk und erst als sie die Parias wurden, keinen Besitz haben durften und kein Amt erhielten, blieb ihnen als Erwerb nur der Handel übrig, welcher meistens für den Edelmann als entehrend galt.

Es ist eine große Ungerechtigkeit, den Juden vorzuwerfen, daß sie nur Handel treiben, während ihnen alle anderen Erwerbsquellen unmöglich gemacht wurden. Seit dem Jahre 1867 soll in Oesterreich nicht nach der Religion gefragt werden; wie steht es aber mit der Ausführung dieses Gesetzes? Kann ein Jude in den Generalstab kommen oder General werden? Und kein Jude kann in neuester Zeit Militärarzt werden. Auditor? Ich glaube im Jahre 1855 wollte ein Jude Auditor werden; diesem wurde gesagt, einen Juden nehmen wir nicht. Nach 14 Tagen erschien derselbe wieder. „Ich sagte Ihnen doch, daß ich keinen Juden als Auditor nehme." „Dieses Hinderniß besteht nicht mehr", war die Antwort. Derselbe machte Carrière, wurde Feldmarschall-Lieutenant, Statthalter und starb als Feldzeugmeister. Zu Richtern will man keine Juden, obgleich Glaser und Unger die berühmtesten Juristen Oesterreichs waren; ein politischer Beamter zu werden, ist für einen Juden unmöglich, es bleiben ihm nur Arzt, Advocat, Redacteur und Kaufmann; jedoch in neuerer Zeit kann er auch Immobilien besitzen, infolge dessen gehen in Ungarn und Galizien immer mehr und mehr Güter in den Besitz von Juden über. Ich grenze in Ruda an zwei Juden, in meiner Nähe erwarben zwei andere schöne Güter. Es heißt, die Juden wollen nur Handel treiben, beinahe alle Pächter in Galizien sind aber Juden, ich selbst kenne solche, welche vorzügliche Landwirthe sind, als Mäster excelliren sie, zu ihnen muß man in die Schule gehen.

Cultur, Bildung und Erziehung werden den Anlaß zu den ungerechten Vorurtheilen beseitigen. In England, wo die Juden gleichberechtigt sind, geben dieselben keinen Anlaß zu Klagen, sie erreichen vielmehr die einflußreichsten Stellungen, in denen sie Achtung genießen.

Es ist gewiß nicht zu leugnen, daß es unter den Juden viele Schwindler und Betrüger gibt, aber wenn ein Jude reich wird, trachtet er auch Ehre zu erwerben. Wenn ich von einem reichen Juden sagte: das ist ein Ehrenmann, erhielt ich stets zur Antwort: „Der braucht doch nicht mehr zu schwindeln". Ein großer Fehler der Juden ist, was sie mit dem Amerikaner gemein

[illegible] daß sie sich kein Gewissen daraus machen, fremdes Geld [illegible].

Ich benutze fünf Advocaten, je nach den Geschäften, lauter Juden, alle hochanständig und nicht aus Opportunität nach dem [illegible] „Ehrlich währt am längsten", sondern aus Liebe zum [illegible]. Einer von ihnen hat für Galizien sogar den Fehler, daß er [illegible] auch solche hält, welche die deutlichsten Zeichen [illegible] sie wollen nehmen. Jeder, der viereckige Eier verlangt, will [illegible].

In Galizien fehlt der kaufmännisch gebildete Mittelstand, [illegible] Industrien oder commerciellen Unternehmungen keinen [illegible] verliert und ist verloren. Als Leiter meiner Dampf- [illegible] einen Juden. Jedem Officierscorps wäre zu gratu- [illegible] in demselben alle so correct und nobel denken würden, [illegible] seine Frau. In Ruda richtete ich einen talentirten [illegible] zur Wirtschaft ab, der mir jetzt unersetzlich ist. Er [illegible] übertrifft an Fleiß, Thätigkeit und Ehrlichkeit drei.

Baron Rothschild in Frankfurt fragte ein Herr: „Warum [illegible] Herr Baron in Ihrem Comptoir zwei Drittel Juden und [illegible] Drittel Christen?" Baron Rothschild berührte einen Taster, [illegible] Beamter erschien: „Schreiben Sie eine Anweisung [illegible] Merk in Leipzig." „Sehr wohl" war die Antwort. [illegible] Rothschild berührte wieder einen Taster; ein jüdischer, ganz [illegible] erschien: „Schreiben Sie eine Anweisung an [illegible] Merk in Leipzig." „Verzeihen Herr Baron, Herr Merk [illegible] Hamburg." worauf Baron Rothschild dem Herrn be- [illegible] sehen Sie selbst."

[illegible] größten Schattenseiten der galizischen Juden ist, [illegible] vom Kunde an Provisionen und Nebensporteln nicht [illegible] gelten. Was schadet es meinem Herrn, sagen sie. [illegible] Verkauf nehmen sie Provision von der Gegenpartei, [illegible] Prozent des Verdienstes von den Arbeitern &c. [illegible] von Provisionen leide ich nicht, komme ich jemanden [illegible] eine unerlaubte Provision nahm, so wird er ohne [illegible] als wenn er beim Diebstahl ertappt worden [illegible] Provisionen sind z. B. das Spundgeld beim Bier, [illegible] beim Getreide.

[illegible] haben alle Tantièmen, der fixe Gehalt reicht zum [illegible] aus, die Tantième soll die Pension ersetzen. Ohne

den Anreiz durch persönliches Interesse können nur sehr selten durch das bloße Pflichtgefühl höchste Leistungen erzielt werden; das sieht man im Staatsdienste, in welchem trotz Avancements, Pension, Titeln und Orden nicht gar zu oft die höchste Anstrengung geschieht.

Ich gebe zu, daß die verächtliche Verleitung zur Bestechlichkeit in Galizien bei den Juden zu einer durchdachten Wissenschaft wurde. Da dies aber in den deutschen Ländern nicht der Fall ist, so beweist dies, daß in Galizien ein für Bestechungen geeigneter Boden besteht, was sich aber schon sehr gebessert hat und hoffentlich ganz aufhören wird.

Mir sagte im Jahre 1898 ein Bestellter eines großen Getreidelieferanten: „Haben Herr Baron den Controlor X. gekannt?" „O ja, ein höchst anständiger Mann!" worauf er erwiderte: „Ich habe es ihm aber doch gelernt." „Wie machten Sie das?" fragte ich. „Wenn mein Principal an einen Ort zu liefern gedenkt und dort der Controlor oder der Verpflegsverwalter unbestechlich ist, so mache ich schon ein Jahr früher unter dem Vorwande, etwas zu verkaufen, die Bekanntschaft der Frau. Alle Frauen kaufen gern billig. Ich verkaufe billig, verschaffe alles Gewünschte billig und versäume an den großen Feiertagen nicht, schöne Fische billig zu verkaufen. Braucht die Frau Geld, dann gebe ich es um billige Zinsen, in diesem Falle gehört sie schon mir. Sie gewinnt mich lieb und auch der Mann findet, ich sei ein ehrlicher Jude. Bekommt mein Herr das Geschäft, dann bin ich schon ein guter Bekannter."

Im Jahre 1892 lernte ich einen Juden kennen, der mir erzählte, fünf Oberlandesgerichtsräte in Lemberg in der Hand zu haben. Er wandte sich an stark Verschuldete, der Borkenkäfer greift auch nur kränkelnde Bäume an, seine Methode war die früher beschriebene. Dieser Unfug hat aber unter dem Präsidenten Ritter v. Tchorznicki ganz aufgehört, im Oberlandesgericht in Lemberg ist jetzt Alles rein wie Gold. Dieser selbe Jude vermittelte auch beim Advocaten Dr. Siedlowski, der Syndikus in der Propinations-Direction war und sich erschossen hat, ein Christ. In den Achtziger-Jahren hatte ich Ensbäume für die Dembicaer Brücke zu liefern. Zur Vermeidung eines unnützen Transportes machte

ich die Bedingung, daß die Uebernahme im Walde geschehe. Die Bedingung war: „feinjährig, auf steinernem Grunde gewachsen und scharfkantig bearbeitet". Die Ensbäume waren 60 Fuß lang, 10 – 12 Zoll stark, scharfkantig und mußten aus langsam gewachsenem Holze sein. „Sehr schön gearbeitet, doch ist das Holz alt", sagte der Betreffende. „Finden Sie es überständig?" fragte ich. „Nein", war die Antwort. Worauf ich erwiderte: „Sie wollen ein viereckiges Ei 2c. 2c." Freundliche Nasenlöcher und eine anstandslose Uebernahme. Es war ein Christ.

Der Ingenieur, welcher die Brücke baute, ärgerte sich, durch die Uebernahme im Walde leer auszugehen. Er schrieb an die Direktion: „Als verantwortlicher Bauleiter finde ich mich verpflichtet anzuzeigen, daß viele gelieferte und übernommene Hölzer untauglich sind." Supercommission! Früher sah ich die ausbrackirten Hölzer an. Alle, welche auf Petroleumgrund gewachsen waren und eine grünliche Farbe hatten, sonach die besten und dauerhaftesten Hölzer, wurden brackirt. Durch Bohrer und Beil fiel es mir leicht, den Beweis herzustellen, daß die brackirten Hölzer die besten waren. Als ich den Bauleiter nach der Commission unter vier Augen fragte warum er sich diese Blamage holte, antwortete er: „An der Krippe ohne Futter zu stehen, thut weh." Auch ein Christ. In beiden Fällen wurde keine Bestechung versucht, sondern selbe gefordert, und zwar von Christen.*)

In Polen ist es wohl ein alter Nationalfehler, über die Mittel zu leben, wodurch Schulden die natürliche Folge sind. Aber welchen Unterschied finde ich seit den Fünfziger-Jahren, die Besserung ist unverkennbar. Der Anfang ist schwer und der Fortschritt wächst erst mit der Zeit. Bei Staatsbeamten sollte von Oben aus etwas geschehen, ohne etwa die Gehalte noch zu erhöhen, welche die Producenten ohnedem nicht mehr erschwingen können. Eine eigenthümliche Thatsache ist, daß gerade sehr Begabte, Talentirte oft Schuldenmacher sind. Radetzky, Benedek waren Schuldenmacher und hätte Radetzky Maroicic nicht zu seiner Rettung auf Mapirung in das Römische gegeben, so wäre er als Hauptmann gesprungen. Seitdem Franz Joseph Kaiser ist, zahlt er

*) Ich könnte noch Einiges erzählen, welches mit dem Refrain endet: „Es war ein Christ" oder „es war ein Jude".

für hoffnungsvolle Rittmeister und Hauptleute Schulden und wieviel zahlte nicht Erzherzog Albrecht? Ich kenne jetzt selbst einen wahrhaft ausgezeichneten politischen Beamten, der in Schulden steckt, ohne etwa ein professioneller Schuldenmacher zu sein; so Jemandem soll doch geholfen werden. Die Beamtenvorschußvereine nehmen zu hohe Zinsen, hier wäre der erste Hebel anzusetzen. Außerdem sollte in jedem Lande ein Fonds zu Handen des Statthalters für die Unterstützung hervorragender Beamten geschaffen werden.

Es besteht die Frage, von wem anfangs die Aufforderung zu Bestechungen geschah? Es ist möglich daß die Corruption hier von Juden ausging, jedoch in Rußland und in der Türkei scheint auf die Abrichtung zur Corruption nicht erst auf die Juden gewartet worden zu sein. In früheren Zeiten waren bei uns die Bestechungen allgemeiner gebräuchlich und verbreitet; soll doch Kaiser Franz gesagt haben: „Wenn der Esel bei der Krippe steht, soll er fressen."

In Rußland sind die Bestechungen an der Tagesordnung, alle Beamten sollen käuflich sein. Wenn ich Herren aus Russisch-Polen frage: „Warum kaufen Sie sich in Galizien nicht an, wo Sie nicht verfolgt werden", so lautet die Antwort: „Dort geht es uns finanziell besser und wenn wir zahlen, erreichen wir das Gewünschte."

Ich kannte einen polnischen Aristokraten in Litauen, der einen großen Erbschaftsprozeß hatte. Der Richter in der ersten Instanz war sein Freund und versprach, daß er den Prozeß sicher gewinne. Er verlor aber den Prozeß trotzdem in der ersten Instanz. Wüthend lief er zu seinem Freunde, der ihm sagte: „Urtheile ruhig, was hätte ich machen sollen? Der Gegner gab mir 60.000 Rubel, die mußte ich doch nehmen, denn sonst hätte er dieselben in der zweiten Instanz gegeben. Er gewann, doch sind meine Motive so schwach, daß sie in zweiter Instanz sicher verworfen werden." Dies traf auch zu. Der Richter hatte 60.000 Rubel und sein Freund doch den Prozeß gewonnen.

Bei dieser Gelegenheit fällt mir folgende Anekdote ein, welche die russischen Zustände charakterisirt. In Rußland soll es strenge verboten sein, mit ungestempelten Karten zu spielen. Ein Oberst der Polizei kommt zu einem reichen Obersten der Garde in Petersburg, welcher einer der vornehmsten Familien angehörte. „Sie

sind denuncirt worden, daß Sie ungestempelte Spielkarten besitzen. Das Haus ist umstellt, und ich bin beauftragt, die Hausdurchsuchung vorzunehmen." Der Gardeoberst antwortete: „Sie haben doch vorgestern selbst bei mir mit ungestempelten Karten gespielt, ich will aber, daß keine gefunden werden. Was wollen Sie dafür?" „6000 Rubel", war die Antwort. Der Gardeoberst markirte die Banknoten bevor er sie gab. „Lassen Sie mir Zeit, die Karten zu verbrennen." Nach einer halben Stunde öffnete der Oberst der Polizei die Thüre. „Ich bin noch nicht fertig", sagte der Gardeoberst. Als nun der Polizeioberst wieder erschien waren die Karten verbrannt und dieselben nicht zu finden. „Nun verlange ich zu meiner Satisfaction, daß Sie die Meldung Sr. Excellenz dem Minister in meiner Gegenwart erstatten, bitten Sie in meinem Namen, daß Se. Excellenz die Gnade habe, hieher zu kommen." (Der Minister war ein persönlicher Freund des Gardeobersten.) Der Minister kam, die Meldung wurde erstattet. Nach derselben sagte der Gardeoberst dem Minister ins Ohr: „Aber mir gehen 6000 Rubel ab, die kann nur der Oberst haben, bitte ihn visitieren zu lassen." Dieß geschah durch seine eigenen Untergebenen, die 6000 Rubel wurden gefunden. Der Polizeioberst sagte wüthend: „Du Schuft". Der Gardeoberst erwiderte zum Minister gewendet: „Ein Dieb kann mich nicht beleidigen". Der Polizeioberst wurde degradirt und nach Sibirien gesendet. Das ist doch eine Combination von Schlechtigkeiten!

Islam.

Dies ist die neueste Religion; von keiner ist die Geschichte des Entstehens und des Gründers Mohammed uns ebenso bekannt. Die Bibel, der Koran, stammt von Mohammed allein und ist ungefähr nur zwei Drittel des neuen Testamentes; seine Autensität ist außer Zweifel. Mohammed wurde 571 nach Christi in Mekka geboren. Aus einer noblen, aber armen Familie stammend, hütete er in seiner Jugend als eine Waise Schafe. Mit 22 Jahren kam er zu einer reichen Witwe in Dienste und heiratete sie später. Er lebte ein reines, ernstes Leben. Erst mit 40 Jahren faßte er den Entschluß, Prophet zu werden. Die Araber waren Heiden. Nach Mekka zu dem Tempel Kaaba, der 600 Götter enthielt, wallfahrteten die Araber. Das Heiligste in diesem Tempel war ein schwarzer Stein, der vom Himmel gefallen ist. Immer mehr fing

Mohammed zu zweifeln an, daß die Götzen Götter seien. Auf seinen Reisen lernte er Juden und Christen kennen und durch sie den Glauben an einen Gott, der Alles leitet und die Schicksale der Menschen bestimmt. Mohammed hatte einen unglaublichen Erfolg, seine Religion verbreitete sich viel schneller als das Christenthum, welches aus seiner Wiege vertrieben und zu wiederholten Malen vom Islam überwältigt wurde. Beim Tode Mohammeds bekannte sich schon ganz Arabien zum Islam. Mohammed predigte Anfangs in Mekka, wurde von dort vertrieben, flüchtete am 16. Juni 622 nach Christi nach Medina. Von diesem Tage an beginnt die Zeitrechnung der Mohammedaner.

Die Religion ist enorm einfach; Allah und sein Prophet. Keine Erbsünde, keine Dreifaltigkeit, keine unbefleckte Empfängniß, kein Sohn Gottes als Religionsstifter, keine Wunder, nur göttliche Inspiration und die Engelslehre, dabei entsprach der Islam den Sitten und Neigungen roher Völker des Südens. Das Beispiel Mohammeds, die Reinheit seiner Sitten, seine feste Ueberzeugung und seine hinreißende Rede, später die Anwendung von Waffengewalt, erzeugten die überraschenden Erfolge der schnellen Verbreitung.

Bis Mohammed von dem Glauben an einen Gott überzeugt wurde, machte er eine große Gewissenskrise durch. Allah war nicht der gütige Vater der Christen, sondern ein Herrscher, dem man gehorchen muß. Mohammed gab so wie Moses politische, sociale und hygienische Gesetze. Diese haben den Nachtheil, daß sie nicht für alle Gegenden passen, und daß sie sich mit der Zeit nach den Bedürfnissen nicht ändern können, weil sie einen Bestandtheil der Religion bilden. Ein Factum ist, daß die Mohammedaner ihre Gesetze halten, mäßig sind, nicht saufen, nicht lügen, nicht betrügen und nicht stehlen.

Jedenfalls wären wir in Galizien glücklich, wenn man dasselbe von unseren Christen sagen könnte. In neuester Zeit lernte ich eine Gegend kennen, wo nicht einmal Stroh auf den Feldern bleiben kann, ohne daß es gestohlen wird. Dort eignet sich der Boden und das Klima zum Obstbau, der aber bloß in eingeplankten Gärten wegen des Diebstahles möglich ist. Eine der großen Schattenseiten des Islams ist die Stellung der Frau, die bei fortschreitender Cultur und Bildung die gleichgestellte Lebensgefährtin des Mannes sein soll, schon um der Erziehung der Kinder willen.

Die Vielweiberei existirt in der Praxis nur für die christlichen Reichen, welche in südlichen Ländern meistens Maitressen halten. Ein weiterer Nachtheil ist der Glaube an die Vorausbestimmung des Schicksals, der den Fatalismus erzeugt, und der Glaube an die Verpflichtung, den Mohammedanismus durch Waffengewalt zu verbreiten, was den Fanatismus fördert, welcher schreckliche Grausamkeiten hervorrief. Die Soldaten sind sehr tapfer, in der Hoffnung, in den sinnlich reizenden Himmel zu kommen. Es hat eine Zeit gegeben, in welcher bei den Mohammedanern die Wissenschaften blühten. Cordova und Bagdad waren die Centren für Wissenschaft und Kunst, welche aber verschwanden. E. Renan sagt, „durch 500 Jahre, vom VIII. bis zur Mitte des XIII. Jahrhunderts gab es nicht allein große Denker und gelehrte Mohammedaner, sondern während dieser Zeit übertrafen die Mohammedaner die Christen an intelligenter Cultur". Jetzt aber zeigen sich die Mohammedaner der Wissenschaft und dem Fortschritte feindlich. Mangel an entsprechenden Schulen, welche nur zur Erlernung des Korans bestehen, scheint mir die Ursache zu sein, denn ich finde im Koran keine Stelle, welche das Studium verbietet.

Das Christenthum.

Vor Allem verweise ich auf den ersten Band, vom letzten Absatze Seite 232 bis zum dritten Absatze Seite 241. Das Christenthum ist die erhabenste Religion mit der subtilsten Moral. Schon die Regung der Begierde, das Entstehen des Gedankens, das bloße Gefallen der Frau des Nächsten, das Aufbrausen des Zornes, der aufdämmernde Wunsch nach dem Gute des Nächsten ist Sünde. Es ist die Religion der Liebe, ihr Gott ist ein liebender, gütiger Vater, ihre Bekenner sind Geschwister, die sich lieben, sich gegenseitig unterstützen und alle gleich sind. Sie nimmt sich der Armen und Schwachen an.

Das erste Christenthum war ein Programm für die Armen und hatte im praktischen Leben nicht die so entschiedene Richtung auf das Uebersinnliche, welche ihm später erst durch die herrschenden Classen aufgeprägt wurde. Die ältesten Christen hofften auf die Wiederkehr Christi und daß er ein herrliches, irdisches Reich gründen werde, in welchem die Ersten die Letzten, die Letzten die Ersten sein werden und jene, welche aus Liebe zu Christi ihr Vermögen den Armen

hingegeben haben, hundert- und tausendfachen Ersatz dafür erhalten werden. Die Urchristengemeinden strebten eine den Armen günstige Gesellschaftsordnung an,*) in der Hoffnung, daß diese neue Ordnung durch ein Wunder herbeigeführt werde. Nachdem die wunderbare Wiederkehr Christi ausblieb, und sich der Ausführung der urchristlichen Hoffnungen unüberwindliche Hindernisse entgegenstellten, so verloren sie den Muth und verlegten das gehoffte Gottesreich in ein jenseitiges Leben, wodurch die Hoffnungen der Volksmassen vom Irdischen abgelenkt wurden, welches nur als vergängliche Vorbereitung für das ewige Reich im Jenseits angesehen wurde.

Das Christenthum besitzt Glaubensartikel, welche selbst ein Gebildeter nicht versteht, wie die Erbsünde, die Dreifaltigkeit, die unbefleckte Empfängniß der heiligen Jungfrau Maria, die Menschwerdung des Sohnes Gottes, die Befreiung durch dessen Tod von der Erbsünde. Ein hoher Kirchenfürst, früher ein bekannter Professor der Theologie, erklärte mir die Erbsünde wie folgt: „Gott erschuf Adam als sein Ebenbild, wollte ihn aber durch Verleihung einer seligmachenden Gnade noch ähnlicher machen, jedoch unter der Bedingung, daß er gehorche. Adam gehorchte aber nicht, verlor daher für sich und seine Nachkommen die ihm verliehene seligmachende Gnade." Aufrichtig gestanden, bin ich durch diese Erklärung nicht aufgeklärter geworden. Sind wir durch den Tod Christi wieder Gott so ähnlich geworden, wie es Adam im Paradiese nach Verleihung der göttlichen besonderen Gnade gewesen sein soll? Wenn ja, alle Menschen, auch die Wilden, z. B. auch die Hereros, oder nur die Christen? In jedem Falle gibt es Exemplare, die viel mehr einem wilden Thiere als Gott ähnlich sind.

Beides, die subtile Moral und die Unverständlichkeit vieler ihrer Lehren, mag die Ursache ihrer gegenwärtig schweren Verbreitung sein, denn sowohl die Völker mit alter Cultur als auch die rohen, uncultivirten wollen vom Christenthum nichts wissen, trotz des alten Tricks der Missionäre, ihnen einzureden, das Christenthum fuße auf ihrer Religion, wobei ihnen die nicht christlichen Sitten und Gebräuche belassen werden. Die Culturvölker Asiens bleiben bei ihrer Religion; eine theilweise Ausnahme machte Japan, wo vor 300 Jahren der berühmte Missionär Franz

*) So wie die Socialreformer neuer Zeit.

[illegible] mit Erfolg besonders im Süden Japans das [illegible] verbreitete und zu dem selbst manche Fürsten und [illegible] übertraten. Ganze Ortschaften blieben christlich. Jn [illegible] und Umgebung erhielten sich insbesondere die Christen. [illegible] hohe Stellen bekleiden Christen, z. B. der frühere [illegible]präsident war ein Christ. Buddhisten und Christen sind [illegible] gleichberechtigt; in Japan herrscht vollkommene Gewissens- [illegible] der Staat kümmert sich um die Religion nicht. Kirche [illegible] Staat sind vollkommen geschieden, Streitigkeiten der ver- [illegible] Religionen gibt es nicht, denn die Kirche besitzt in [illegible] keinerlei Macht, die Religion bleibt der Privat- [illegible] Buddhisten und Christen können sich anstands- [illegible] Nachdem seinerzeit die Jesuiten sich in die Politik [illegible] wurde Japan den Fremden verschlossen, was [illegible] Nachtheile zur Folge hatte und den Fortschritt [illegible] Man meint, daß wir von Japan viel lernen könnten. [illegible] werden Mohammedaner.

[illegible] jedenfalls die katholischen Religionsbücher [illegible] die christliche Religion sich wunderbar schnell [illegible] ihren göttlichen Ursprung und die Gottheit [illegible] Dies ist eine Fabel. Bei den Juden [illegible] Christengemeinden, überhaupt waren die Juden [illegible] wenig empfänglich, erst durch Paulus, das [illegible] kam bei den Heiden die Bekehrung in [illegible] den Römern und Griechen wurden [illegible] bekehrt, die Reichen und Vornehmen wurden [illegible] als sie durch griechische Philosophen den [illegible] verloren und sich nach einer neuen Religion [illegible] Begierde aufnahmen.

[illegible] Verbreitung des Christenthums geschah aber [illegible] Weise durch die Gewalt der Waffen. Nach [illegible] übt das Christenthum bei un- [illegible] gar nicht den gehofften Ein- [illegible] Jn Bosnien sind die Mohammedaner [illegible] keine Lügner, keine Diebe; die Ortho- [illegible] lügen und stehlen ꝛc. Jn Galizien [illegible] Einhaltung religiöser Formen, während [illegible] ehrlich sind. Wie wenig geeignet [illegible] ganz rohen Völkern zur Hebung ihrer

Moral ist, zeigt auch das Werk: „Mit Schwert und Pflug in Deutsch=Südwestafrika" (Berlin 1899, Mittler & Sohn). Die Missionäre führen dort bittere Klagen über den geringen Fortschritt der Missionen, der erzielte Erfolg steht in keinem Verhältnisse zur aufgewandten Mühe. Die Missionäre meinen, das ganze Volk scheint keinen Begriff davon zu haben, daß lügen und stehlen unrecht sei. Bei ihnen herrscht die roheste Grausamkeit, sie schneiden ihren Gefangenen Hände und Füße ab, schlitzen Kindern den Bauch auf ꝛc. Die Hereros sind mißtrauisch, dünkelhaft, dabei bettelhaft und hündisch, lügnerisch und treulos, diebisch und grausam. Nur Tapferkeit im Kriege kann ihnen nicht abgesprochen werden. Der Herero hält Milde und Nachsicht für Schwäche und Feigheit. Für die Mehrzahl ist das Christenthum eine reine Modesache. Es gefällt ihnen, in die Kirche zu gehen und Lieder zu singen, denn sie sind sehr musikalisch; aber das Christenthum in ihrem Leben zu bethätigen, davon ist bei den Wenigsten die Rede. Im Herzen sind sie die alten Hereros geblieben, das haben ihre Treulosigkeiten bewiesen, und das zeigen auch die so häufigen Giftmorde, die aus Habsucht wegen Erbschaften vorkommen. Unter der deutschen Herrschaft ist vieles besser geworden. Ohne diesen Zwang aber würden Ruhe und Friede im Damaraland schwerlich vorhanden sein. Können denn in 50 Jahren aus Bestien civilisirte Menschen werden?

Bevor irgend eine Religion bei einem rohen uncultivirten Volke erzieherisch einwirken kann, muß zuerst eine strenge, gerechte Regierung das sittliche Niveau heben, wobei Strafen schnell der That folgen müssen. Ich sehe dies bei den ostgalizischen Bauern, wie wenig selbst scheinbar strenge Strafen imponiren, wenn sie lange nach der That verhängt werden. Auch die Art der Strafen muß sich nach der Cultur richten. Gebildeten kann ein Gefängniß, besonders unter gemeinen Verbrechern, das Leben kosten, während dem Faulen, dem die Ehre gleichzeitig werthlos ist, der Kerker als eine Wohlthat erscheint. Ist einmal Wahrheit und Ehrlichkeit zur Herrschaft gelangt, und wird die Autorität der Eltern anerkannt, dann ist die Zeit gekommen, den unsichtbaren Gott im Himmel kennen zu lernen, der aber, so wie in der mosaischen Religion, schon in diesem Leben belohnt und straft, und erst, wenn ein moralischer Lebenswandel allgemein geworden ist, kann sich das Christenthum verbreiten, um das innere Leben zu veredeln.

Christus hat nicht so wie Moses und Mohammed sociale Gesetze gegeben, welche mit der geistigen Religion nichts zu thun haben, wodurch die christliche Religion eine universelle, eine für alle Gegenden der Erde passende Religion wurde, die auch dadurch evolutionsfähiger blieb. Doch gibt es andererseits unerfüllbare Vorschriften, welche den Gehorsam und die Achtung vor den Gesetzen und den Vorschriften untergraben, weil sie eben unerfüllt bleiben, wie die Mahnung: „die Feinde zu lieben". Jede Spur von Haß und Rachsucht soll aus dem Herzen gerissen werden, jedoch die Liebe für die Feinde kann, so lange sie es bleiben, nicht in das menschliche Herz einziehen.

Die Aufforderung, wenn man einen Schlag auf eine Backe erhält, die andere hinzureichen, widerspricht der so nötigen Selbstachtung, dem Selbstbewußtsein, dessen Fehlen die Achtung verwirkt. Aus Selbsterhaltungstrieb handeln nach diesem christlichen Grundsatze die armen handeltreibenden Juden auf dem Lande in Galizien, welche sich bei der einen Thür hinauswerfen lassen, um bei der anderen wieder zu erscheinen. Auch widerspricht dieser Grundsatz der so nöthigen Gegenwehr, welche die guten Menschen nöthig haben, um den bösen nicht zu unterliegen. Das Gleichniß von den Arbeitern im Weingarten, welche alle ohne Rücksicht auf die Dauer der Arbeit gleich bezahlt wurden, kann nur im symbolischen Sinne gemeint sein, nämlich, daß die zum Christenthum Bekehrten selig werden, gleichgiltig ob sie früher oder später Christen wurden. Die Ethik und Moral ist heute bei cultivirten Völkern höher als damals, denn Christus brauchte noch einen Himmel und eine Hölle, Belohnung und Bestrafung, während jetzt in Culturländern den Kindern gelehrt wird: thue Gutes des Guten willen, ohne Hoffnung auf Belohnung und meide Böses aus Abscheu vom Bösen, ohne Furcht vor der Strafe, was schon die Sadducäer lehrten. Auch soll Niemand Gutes üben, um Gott, der Obrigkeit, den Vorgesetzten oder irgend Jemanden zu gefallen, sondern er soll ohne Rücksicht auf fremdes Urtheil das thun, was er für recht und gut hält. Im praktischen Leben machte ich oft traurige Erfahrungen mit dem Bestreben so Vieler nach oben zu gefallen. Dies ist ein Grundsatz aller Streber, welchem ich in meinem kleinen Wirkungskreise mit aller Energie stets entgegentrat.

Christus lehrte, Gott sorge für Alle und Alles, für den Sperling auf dem Dache, sowie für die Lilie im Felde. Dies

erzeugt ein Leben ohne Sorge für die Zukunft und das Alter und erschlafft jede eigene Initiative. Heute gilt im civilisirten Westen der Grundsatz, für Krankheit und Alter zu sorgen, wozu die Reichen hervorragend beitragen, wie es die christlichen Grundsätze verlangen. „Werfe den Reichthum weg und gebe ihn den Armen" hat nur einen sehr vorübergehenden Nutzen für die Armen. Blos dem Siechthume und dem Alter gebührt Versorgung, allen Anderen die Gelegenheit zum Erwerbe; zuerst aber ist die Ausbildung erwerben zu können nöthig, die Schulen das Wichtigste!

Viele Religionsstifter und Moralisten, Buddha, Sokrates, andere griechische Philosophen, endlich Christus, wenden sich gegen den Reichthum, aus welcher Gedankenrichtung die Fakire, Bettelmönche, das Asketenthum hervorgingen, obgleich Christus nichts sprach oder that, wodurch das Asketentum angeregt worden wäre, im Gegentheile gab er das Beispiel eines lebensfrohen Sinnes. Kann denn ein Armer einem anderen helfen? Entstehen aus Armuth nicht selbst Verbrechen? Nicht der Reichthum ist schlecht, sondern die schlechte Anwendung desselben. Nicht das Geld des Geldes wegen ist zu erwerben, sondern um es für das Wohl Anderer zu verwenden. In dieser Hinsicht bricht sich eine neue Richtung Bahn. Diese fing damit an, kein Vermögen gesetzlich mehr zu binden. Keine Majorate! Erziehung und Wissen bildet das wahre Vermögen, mit dem Neues zu erwerben ist. Amerika geht mit dem Beispiele voran. Wie viele Millionen werden zu humanitären Zwecken gespendet, besonders zu Bildungszwecken, ganz richtig, denn im Wissen liegt die Macht. Einer der reichen Amerikaner gab viele Millionen für Volksbibliotheken und als man ihn fragte, warum er nicht auch andere Stiftungen mache, antwortete er: „Meinen Reichthum verdanke ich der Volksbibliothek, sollen diese nun Anderen auch zu Nutzen werden." Diesen Grundsätzen verdanken in Europa die Stiftungen Nobel's und Baron Hirsch's ihre Entstehung. Das erworbene Vermögen ist ein Verdienst, das Ererbte aber nicht. Reich geboren zu sein, ist ein zweifelhaftes Glück, weil der Reichthum in der Jugend oft schlechte Folgen hat. Die Söhne können gleich den Vätern mit Nichts anfangen und wenn sie mäßiges Vermögen zum Beginne bekommen, so wird ihnen das Erwerben sehr erleichtert, denn von Nichts hinauf ist das Schwerste.

Das Christenthum lehrt nicht allein die Nächstenliebe, sondern auch, daß der Mensch den Himmel in seinem Herzen trägt, was Zufriedenheit bedingt, in der das Glück besteht.

Christus hat die durch die Pharisäer in Formenwesen versumpfte mosaische Religion wieder auf geistiger Grundlage reformirt, er war ein Feind der Formen, ihm war Tugend und Moral die Hauptsache, seine Lehren waren einfach, jede philosophische Speculation war ihm fremd, erst die späteren Dogmen schufen die unverständlichen Mysterien. Liebe Gott über Alles und den Nächsten wie Dich selbst, war der Kern seiner Lehre. Er war dem Leben zu- und nicht abgewandt wie Buddha. Er ermunterte nicht zum Asketenthum und nicht zur Flucht aus der Welt in klösterliche Vereinigungen. Das sind alles Folgen schlechter Auffassung seiner erhabenen Lehren und seines Beispieles.

Es ist nicht zu verkennen, daß in dem Muster, wie es Jesus in Lehre und Leben darstellte, neben der vollen Ausgestaltung einiger Seiten, andere nur schwach umrissen oder auch gar nicht angedeutet sind. Voll entwickelt findet sich Alles, was sich auf Gottes- und Nächstenliebe, auf Reinheit des Herzens und Lebens der Einzelnen bezieht: aber schon das Leben des Menschen in der Familie tritt bei dem selbst familienlosen Lehrer in den Hintergrund, dem Staate gegenüber erscheint sein Verhältniß als ein lediglich passives; dem Erwerbe ist er nicht blos für sich, seines Berufes wegen, abgewendet, sondern auch sichtbar abgeneigt und Alles, was Kunst und schönen Lebensgenuß betrifft, bleibt völlig außerhalb seines Gesichtskreises. Das sind wesentliche Lücken und ist eine Einseitigkeit, die theils in der jüdischen Volksthümlichkeit, theils in den Zeitverhältnissen, theils in den besonderen Lebensverhältnissen Jesu ihren Grund hat, was nicht geleugnet werden kann.

Die Stelle des Evangeliums, Lucas X, 38—42, scheint auf den ersten Eindruck hieher zu passen, daß Christus nicht auf Erwerb hielt.

„38. Es begab sich aber, da sie wandelten, ging Er in einen Markt. Da war ein Weib,*) mit Namen Martha, die nahm ihn auf in ihr Haus.

*) Joh. 11, 1; 12, 2, 3.

39. Und sie hatte eine Schwester, die hieß Maria; die setzte sich zu Jesu Füßen, und hörte seiner Rede zu.

40. Martha aber machte sich viel zu schaffen, ihm zu dienen. Und sie trat hinzu, und sprach: Herr, fragest du nicht darnach, daß mich meine Schwester läßt allein dienen? Sage ihr doch, daß sie es auch angreife.

41. Jesus aber antwortete und sprach zu ihr: Martha, Martha, du hast viel Sorge und Mühe.

42. Eins aber ist noth. Maria hat das gute Theil erwählet, das soll nicht von ihr genommen werden."

In 40 heißt es: „ihm zu dienen". Vorausgesetzt, die Uebersetzung ins Deutsche sei richtig, so ist von einer Beschäftigung zum Zwecke eines Erwerbes keine Rede, sondern es handelt sich, Gastfreundschaft zu üben. Jesus hielt eben nicht auf Formen, war gewiß kein Gourmand, es war ihm sicher einerlei, womit er sich satt aß, dagegen liebte er es als Lehrer, daß seinen Lehren aufmerksam gelauscht werde. Die meisten Evangelien lassen mehrere Auslegungen zu, die Gleichnisse sind oft unverständlich, die Aposteln mußten, obgleich sie stets um Jesus waren, dieselben sich öfter klären lassen.

Der Autor der zwei nachfolgend angeführten Briefe hat folgende Auffassung von der Erzählung von Martha und Maria:

„Ich glaube, daß Jesus dadurch andeuten wollte, daß die Ausbildung und Vervollkommnung der Seele wichtiger ist, als das Bestreben, in materieller Hinsicht vollkommen zu entsprechen — und daß jedenfalls, wenn Gelegenheit sich bietet, das „Wort des Herrn" (Evangelium) zu vernehmen, kleinliche Beschäftigungen zur Seite gelegt werden müssen. — Es folgt auch hieraus die Lehre, daß der Gottesdienst (Messe*) durch gewöhnliche häusliche Beschäftigungen nicht vernachlässigt werden darf."

Ohne mich in den gegenwärtigen Streit der protestantischen Theologen einzulassen, ob Christus Gott war oder nicht, erwähne ich eine Bemerkung einer mir befreundeten Frau, ein wahres Ideal einer Gattin und Mutter, dabei religiös.**) Diese sagte von Christus: „Meine hohe Bewunderung zolle ich dem Menschen, mit

*) **Die Messe ist eine** specielle Einrichtung des katholischen und **griechischen Ritus, das Urchristenthum** kannte dieselbe nicht.

) **I. Band, Seite 240. Die Definition von religiös.

seinen erhabenen Eigenschaften, denn wenn Christus Gott war, so sind sie selbstverständlich."

Der Sohn Gottes ist selbst Gott, daher allwissend; war er allwissend, so sah er auch in die Zukunft, daher mußte Christus schon Alles das gewußt haben, was seit seiner Zeit entdeckt und erfunden wurde und noch entdeckt und erfunden werden wird. Nie sprach er aber von solchem.

Auch fällt mir auf, daß, wenn Gott schon seinen Sohn auf übernatürliche Art durch eine Jungfrau empfangen und gebären ließ, er gewiß eine Jungfrau gewählt haben würde, welche eine Jungfrau blieb, ohne wie Maria noch mehrere andere Kinder zu bekommen, wie es die Evangelien erzählen, da es für einen wahren Gott doch unpassend erscheint, gewöhnliche, sündhafte Menschen zu Stiefgeschwistern zu besitzen.

Unter den vielen mir zugekommenen zustimmenden Briefen erhielt ich auch einen langen Brief, der scharf tadelt, was ich im ersten Bande über die katholische Religion schrieb. Der Schreiber ist anerkannt sehr befähigt, aber im Banne der Furcht vor der Hölle:

„Wenn der von Ihnen dargestellte Christus, wenn Ihre Creation als die richtige und treffende anerkannt sein und Ihre diesbezüglichen Bemerkungen auf den bisherigen katholischen Glauben erschütternd wirken sollten, so müßten Sie beweisen:

1. daß derselbe Evangelist, welcher die menschliche Gestalt Christi derart beschrieb, daß sogar der Ungläubige (posito Sie, Herr Oberst) diese Schilderung für richtig und wahr anerkennt, zugleich ein Aufschneider und Lügner war, indem er ganz ausdrücklich und klar Christus von Geburt an Blinde sehen, Todte auferwecken, sich Gottes Sohn im engsten Sinne dieses Wortes nennen, sterben und nach drei Tagen auferstehen, nach dem Tode mehrmals erscheinen, sprechen und essen läßt."

Die Evangelisten werde ich gewiß nicht als Lügner und Betrüger erklären, da sie fromme gläubige Menschen, aber keine Augenzeugen waren; die Augenzeugen jedoch sind ungebildet, ohne Urtheil gewesen, und Erzählungen ändern in ihren Wiederholungen oft die Wahrheit bis zur Unkenntlichkeit.

„2. Daß es auf menschliche Weise möglich war, daß einige einfache und ungebildete Fischer es vermochten, für die neue Lehre Tausende und Abertausende zu gewinnen (für eine Lehre, welche

anstatt des bequemen Sclaventhums und ausschweifenden Lebens die Bruderliebe, Verzeihung und ein asketisches Leben [denn die ersten Christen waren strenge Asketen] predigte); daß diese einfachen Menschen durch ihre Erzählungen und Lehren die vollständige und grundsätzliche Umwandlung des Lebens und Treibens der kolossalen römischen Potenz, mit ihrer über hundertjährigen Cultur, Reichthum, mit ihren philosophischen Systemen und Bildung bewirkten; daß es ihnen gelungen ist, durch lügenhafte Angaben des Todes und der Auferstehung Christi, durch phantastische Schilderung des am Calvarienberge stattgefundenen Dramas, dessen Augenzeugen sie waren — Tausende von Menschen derart zu fanatisiren, daß sie mit Freude und Ergebung die ärgsten Qualen ertragen und ihr Blut für diese neue Lehre, für die Behauptung von der Gottheit Christi zu vergießen sich hinreißen ließen. Ferner müßte uns „Beschränkten“ und „nicht Denkenden“ auf menschliche Art erklärt und plausibel gemacht werden, wieso es möglich war — bei Ausschließung der göttlichen, übernatürlichen Einwirkung — daß ein gebildeter, intelligenter, vor Haß gegen den neu entstehenden Aberglauben schnaubender römischer Edelmann, Paulus, plötzlich wie auf einen Schlag nicht nur bekehrt wurde, sondern sein Vermögen, sein Ansehen, seine Carrière und endlich sein Leben für den Glauben an einen am Kreuze für die Menschheit gestorbenen Gott aufopferte?!“

Die ungebildeten Fischer bekehrten nicht viele zum Christenthume, erst Paulus hatte große Erfolge bei den Römern und Griechen, welche den Glauben an ihre Religion verloren hatten und die neue Lehre gierig aufnahmen. Das Sclaventhum war für die Sclavenhalter wohl bequem, nicht aber für die Sclaven; letztere, die Sclaven und Armen, wurden anfangs Christen, nicht die Wohlhabenden. Das Asketenthum liegt nicht im Geiste Christi, was nur beweist, wie schnell sich der wahre Geist verflüchtigen kann. Auch bei anderen Religionen und Secten gab es Märtyrer, selbst für Ideen wurde ruhig in den Tod gegangen.

Die Japaner gehen mit wahrem Enthusiasmus in den Tod. Die Mannschaft eines Branders wollte sich von den Russen nicht retten lassen, sie wehrten sich mit Revolvern und mit Hurrah! versanken sie in den Fluthen. Auch die Russen sterben mit ruhiger Ergebung in das Schicksal, in dem Willen Gottes, die Japaner aber gehen mit wahrer Begeisternng in den Tod, ohne jedes

göttliche Wunder und ohne Hoffnnng auf ein ewiges Leben, auf himmlische Freuden.

Je mehr man sich in der Welt umsieht, je schwankender werden die Beweise unserer Religionslehrbücher.

3. daß das ganze alte Testament in denjenigen Stellen, wo es nicht nur einen Messias voraussagt (welcher Glaube bis heute bei den Juden fortbesteht), sondern genau sein Leben, Tod, Auferstehung und Gründung der christlichen Kirche schildert, ein schon nach Christi entstandenes Falsificat ist."

Wiederholen denn die Evangelien nicht oft: „Damit die Prophezeiung sich erfülle." Mit den Erzählungen scheint man sich oft nach den Prophezeiungen gerichtet zu haben, jedenfalls nehmen letztere einen großen Einfluß.

Bei Besprechung der Wunder meint der Briefschreiber, man muß auch das glauben, von dem man sich nicht überzeugen kann, und zur Bekräftigung dieser Ansicht schreibt er:

„Die wundersamsten Erscheinungen werden in der Medicin und in der Landwirthschaft durch die bakteriologischen Processe erklärt. Für mich ist das eine Thatsache, auf der ich meine Bodenbearbeitungs- und Pflanzenproductionsweise basire, und ich richte mich danach wie die Gelehrten es vorschreiben, trotzdem ich für meine Person noch nie im Leben einen Bacillus gesehen habe und [illegible] ich große Neigung hätte, das Vermehren der Bakterien auf dem Wege der Theilung der Zellen zu bezweifeln. Aber die Gelehrten sind dazu da, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, die Geistlichen sind dazu da, die Unfehlbarkeit der Dogmen zu erhalten."

Dieser Vergleich paßt doch nicht, denn die Bacillen kann [illegible] Mikroskop sehen, die vor 2000 Jahren geschehenen [illegible] nicht und die Wunder in Lourdes finden größten[illegible] natürliche Erklärung. Uebrigens beobachtet man das [illegible] Bakterien. Ich weiß z. B., daß, wenn die rothen [illegible] echtem Camembert vorkommen, sich verlieren, [illegible] ausfallen, und daß ich jährlich drei- bis [illegible] Camembert kommen lassen muß, um deren [illegible] vermischt zum Anstreichen der Wände und [illegible]

[illegible] prüfen aber nicht vorurtheilslos.

Die Evangelien stimmen oft nicht überein, so z. B. bei der Blindenheilung in Jericho. Gemein ist den drei ersten Evangelisten eine Blindenheilung, die Jesus auf der Reise nach Jerusalem, und zwar auf der letzten Hauptstation Jericho, vorgenommen haben soll (Matth. 20, 29—34, Marc. 10, 46—52, Luc. 18, 35—43). Nach Matthäus und Marcus beim Hinausgehen aus der Stadt, nach Lucas beim Hineingehen; und gleich an dieser Abweichung können wir sehen, wie wenig es den Evangelisten auf dergleichen nähere Umstände, die dem historischen Schriftsteller wichtig sind, angekommen ist. Denn der einzige Grund, warum bei Lucas Jesus das Wunder schon vor der Stadt verrichtete, ist der, daß vor seinem Durchzuge durch die Stadt, von dem Matthäus und Marcus nichts Besonderes zu sagen wissen, Lucas etwas zu erzählen hatte, nämlich die Geschichte mit Zacchäus; wollte er der Ordnung des Matthäus folgen, so durfte Jesus, als er den Blinden heilte, Jericho noch nicht passirt haben, weil er sonst nicht mehr in Jericho mit Zacchäus zusammengetroffen sein könnte. Eine andere Abweichung ist, daß es bei Matthäus zwei Blinde sind, bei Marcus und Lucas nur einer, und daß Jesus bei Matthäus ihre Augen berührte, wovon die beiden anderen Berichterstatter nichts sagen. Ganz ebenso läßt Matthäus Jesum gleichfalls mit zwei Blinden, die er heilte, in einem früheren Falle verfahren (9, 27—31), von dem die übrigen nichts wissen; und so mag ihm die Zweizahl und die Berührung aus der einen auch in die andere Erzählung hineingekommen sein, wie natürlicherweise eine solche Geschichte bald von einem, bald von zwei Blinden, bald aus dieser, bald aus jener Zeit und Gegend, und mit diesen oder anderen Nebenumständen erzählt werden mochte; man wollte eben eine wunderbare Blindenheilung haben, auf die einzelnen Umstände kam es dabei nicht an.

Bismarck schreibt u. A. seiner Frau: „Ich weiß nicht, ob ich Dir etwas Neues sage, wenn ich erkläre, daß auch ich nicht Alles bisher habe annehmen können, was in der Bibel geschrieben steht. Die Apostel sind auch nur Menschen gewesen, der Sünde und dem Mißverständniß unterworfen, und der Evangelist Lucas war nur ein Schüler der Apostel; Paulus erst nach Christi Scheiden bekehrt worden. Die Evangelien sind folglich mit Vorsicht zu lesen.“

Wenn sich die Ansicht mehr verbreiten wird, daß es der Gerechtigkeit Gottes widerspricht, Nichtchristen blos deswegen, daß

[illegible] zu verdammen, so werden die Missionen [illegible] so wenig für die Ethik bei den wilden [illegible] die alten Culturvölker nicht benöthigen, [illegible] Anlaß zu Blutvergießen gaben. **Die Idee** [illegible] **muß fallen.**

[illegible] zur Beseitigung der Nervosität.

[illegible] die Nervosität beseitigen, dann muß weniger [illegible] beschränkt werden, was gewiß ohne Schaden [illegible] Unnöthiges, das Gedächtniß beschwerende [illegible] müssen z. B. die Namen von Regenten, [illegible] Sterbetag auswendig gelernt werden, wenn [illegible] Ersprießliches geleistet haben. Zu lernen ist, [illegible] Ereignisse nahmen, welche Einrichtungen dem [illegible] Zeiten entsprachen, die Geschichte soll die [illegible] des Menschen lehren.

[illegible] will man von den alten Sprachen nicht [illegible] Uebersetzungen bestehen, welche weit [illegible] Originaltext, wenn man die Sprache nicht [illegible] wer von den Gymnasiasten beherrscht diese [illegible] die griechische? Zu Gunsten des Griechischen [illegible] Philosophie und Cultur beherrschte das [illegible] griechische Geschichte und Philosophie sind [illegible] übersetzt. Die Hauptsache, die durch [illegible] Denker gelernt werden soll, ist **die** [illegible] **keit des Denkens**, was aber gerade [illegible]

[illegible] Broschüren und Fachblättern kann man [illegible] den Niedergang des Studiums der alten [illegible] namentlich des Griechischen. Erst vor [illegible] Fr. Presse" darüber geklagt und gleich- [illegible] des griechischen Unterrichtes in England hin- [illegible] das Land des technischen und commerciellen [illegible] des Ueberwiegens der realpolitischen Interessen [illegible] der Autor auf die Aeußerungen des [illegible] Philologen Ruthesford stützte. Der Autor, [illegible] Professor des Griechischen, hat die letzten [illegible] denn in technischer und commercieller Hin-

sicht ist England mit seinem tiefgewurzelten Conservatismus im Wettbetriebe durch Deutschland und Amerika aufs Haupt geschlagen worden, was die Engländer auch fühlen und wissen. Sosehr heute noch die Erziehung der Jugend in England, was Charakter, Bildung und Entwicklung des Körpers betrifft, den anderen Völkern als Vorbild dient, ebensosehr sind die Engländer in den technischen und commerciellen Studien von den Deutschen und Amerikanern überholt worden, und schwerlich werden die Engländer trotz ihrer richtigen Einsicht und ihres neuen Strebens je wieder die Spitze erreichen können. Die modernen Sprachen kämpfen mit den klassischen um den Vorrang, der endliche Sieg wird ersteren gehören! Dies fühlt die Jugend, der keine Begeisterung mehr für das Studium des Griechischen*) eingehaucht werden kann. Für die Bildung wirken die Uebersetzungen mehr als das Lesen im Originale, wenn man der Sprache nicht vollkommen mächtig ist. Die Staatslenker sollen führen und nicht geschoben werden, und die feine Witterung von den Evolutionen der Volksseele besitzen.

Beim Latein heißt es: 1. Das Studium des Latein erleichtert das Studium jeder romanischen Sprache; 2. das Studium der Grammatik ist eine Geistesgymnastik; 3. Aerzte, Apotheker, selbst Juristen, am meisten die Theologen brauchen Latein.

Ad. 1. Wer spricht besser und schöner französisch, ein Maturant trotz seines Lateins oder eine gewesene Schülerin von Sacre cœur, welche kein Latein studirt hat. So lange die Methode im Sprachstudium nicht geändert wird, kann Niemand in einer Schule eine Sprache erlernen. Als ich in die Ingenieur-Akademie eintrat, sprach ich französisch so wie deutsch. Meine Mutter war eine Belgierin. Beim Austritte aus der Akademie hatte ich französisch so vergessen, daß ich in Prag mir einen französischen Lehrer halten mußte.

Ad 2. Als Geistesgymnastik ist doch Mathematik besser als die lateinische Grammatik, dabei ist erstere die Basis für andere Realstudien und lehrt Logik. Zu meiner Zeit lernte man in den Gymnasien sehr wenig Mathematik; jetzt ist sie gleichwerthig mit der Realschule, nur fehlt die sphärische und darstellende Geometrie.

*) In Ungarn hat das Griechische aufgehört ein obligater Gegenstand zu sein. Eine Schande für uns, daß die Ungarn uns auch in dieser Richtung voraus sind.

Ad 3. In wissenschaftlichen Büchern müssen zum allgemeinen Verständniß, damit sie international werden, bei sämmtlichen technischen Ausdrücken, eingeklammert die lateinischen technischen Bezeichnungen beigefügt werden. Für Aerzte z. B.: Rippenfellentzündung (Pleuritis), Nierenentzündung (Nephritis) 2c., für Apotheker z. B.: Watta (Gossipium), Gurgelwasser (Garcarisma) 2c., für einen Botaniker oder Landwirth z. B.: Wiesenfuchsschwanz, (Alopecurus pratensis), Timotheus (Phleum pratense) 2c. Diese technischen Ausdrücke müssen im Lateinischen ebenso auswendig gelernt werden, wie Namen in der Geschichte oder in der Geographie in der jeweiligen Sprache. Niemand wird behaupten, daß man deswegen russisch, persisch, chinesisch oder japanisch lernen müsse. Für das praktische Leben soll man so viel Nöthiges wissen, daß es unverzeihlich ist, das Gehirn mit Unnöthigem zu belasten, und noch dazu mit Grammatik, welche wohl für Philologen aber nicht zum Sprechen oder zum Lesen nöthig ist. Vorurtheile sind ein wahres Unglück, sie bilden den Hemmschuh für jeden Fortschritt, wobei aber bemerkt werden muß, daß ein zu starker Trieb für Evolution auch seine großen Nachtheile hat, weil Gebarung, Gesetz und Sitte nicht in Fleisch und Blut des Menschen übergehen können, daher soll die alte weise Regel, alle Extreme meidend, die goldene Mittelstraße zu wandeln, das ewige Ziel der Menschen bleiben. Erst vor einigen Tagen fragte ich einen sehr talentirten jungen Arzt, der seine Studien in Wien, Berlin und Paris gemacht hat, ob denn ein Arzt wirklich Latein braucht. Seine Antwort war kurz: „Nein, nur die technischen Ausdrücke sind zur internationalen Verständigung lateinisch zu wissen nöthig.“

Aber der Jurist braucht Latein, heißt es. Ich verstehe recht gut, ohne selbst Jurist zu sein, daß die Wurzeln unseres Rechtes im römischen Rechte fußen, daher braucht Latein der Jurist, welcher die juristische Wissenschaft treibt, nicht aber der praktisch ausführende Jurist. Ich will nicht Latein ganz beseitigen, sondern daß es aufhöre, obligat zu sein.

Vor Kurzem sagte mir in Lemberg ein Advocat ungefähr: „Das Gymnasium bereitet für die Berufsstudien erst vor, unser Recht fußt im römischen, das Corpus jurie muß man im Originale lesen 2c.“ Später fragte ich den renommirtesten Vertheidiger in Lemberg: „Braucht ein Jurist Latein?“ „Der ausführende nicht. Das Thema

ist sehr interessant, leider fehlt mir heute die Zeit dazu." Hierauf ging ich zu einem dritten Advocaten, ein wirkliches Genie, dieser sprach sich ganz entschieden für Latein aus, weil unser Recht auf dem römischen basirt und weil die lateinische Ausdrucksweise so kurz und präcise ist, wie in keiner ihm bekannten anderen Sprache. Ich habe noch jetzt ein wahres Vergnügen, sagte er, Tacitus im Originaltexte zu lesen, worauf ich bemerkte: „Sie sind ausnahmsweise begabt, Sie müssen zugeben, daß wenige Schüler in den Geist der Sprache so eindringen werden, wie Sie es thaten, und wenige so befähigt sind, so viel wie Sie zu lernen und gleichzeitig zu verdauen. Was bleibt für gewöhnlich Begabte zur Erlernung des Nöthigsten übrig, wenn er fünf bis sechs Sprachen lernen muß? Was nützen ihm die Sprachen, wenn er nichts Positives weiß. Jedes Volk muß möglichst viel Werthe schaffen, dazu braucht es praktisches Wissen. Gewiß sind Advocaten, Richter, politische Beamte, welch letztere kein Latein brauchen, nöthig, jedoch soll deren Anzahl auf das nöthigste Maß beschränkt sein, denn sie leben auf Kosten der Producenten, und Advocaten gibt es unbedingt zu viel." Auch dieser Advocat gab schließlich zu, daß nur der die Wissenschaft treibende Jurist Latein braucht. Der römisch-katholische Geistliche braucht Latein, jeder christliche und jüdische Priester aber hebräisch noch nöthiger, um die Bibel und Evangelien im Originaltexte lesen zu können, denn viele Stellen scheinen unrichtig übersetzt zu sein, wie z. B. Matthäi XIX. 24, „und weiter sage ich euch: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe ꝛc.", wo es statt Kameel Schiffstau heißen soll, was auch sehr wahrscheinlich erscheint.

Mehrere Direktoren von Polytechniken hörte ich sagen: „Mir sind absolvirte Gymnasiasten lieber als Realschüler, sie haben einen weiteren Blick und eine bessere Auffassung." Daran ist aber das Studium von Latein und Griechisch gewiß unschuldig. Die Hauptursache zu dieser Behauptung dürfte die sein, daß die wohlhabende Mittelklasse ihre Söhne ins Gymnasium gibt, theils weil es so Mode ist und theils weil der Betreffende erst nach der Matura das Fachstudium wählen kann, was ein großer Vortheil ist. Will ein absolvirter Gymnasiast an die Polytechnik, so hat er nur das Zeichnen und die darstellende Geometrie nachzuholen. Dagegen ist dem Realschüler die Universität verschlossen, weil er Latein und Griechisch nicht gelernt hat. Jedenfalls

ein großer Uebelstand, denn die Wahl des Berufes soll erst nach der Prüfung der Reife geschehen.*) In die Realschulen gehen hauptsächlich die Söhne von kleinen Leuten. Nun kommt es aber auf die häusliche Erziehung sehr viel an. In einer gebildeten Familie weiß ein zwölfjähriger Jüngling aus dem bloßen Umgange Dinge, welche einem Sohne aus einer ungebildeten Familie fremd sind. Dann dauert die Realschule blos sieben Jahre, infolge dessen ist der Lehrstoff mehr zusammengedrängt, wodurch der Geist bei Vielen nicht ausgebildet, sondern erdrückt wird. In gegenwärtiger Zeit sind Englisch und Französisch unbedingt nöthig, wenn Jemand auf eigenen Füßen stehen und sein Fortkommen suchen will ohne die Carrière im Staatsdienste zu ambitioniren. Fünf Sprachen, Latein, Griechisch, Französisch, Englisch und Deutsch, mit allen vorgeschriebenen Gegenständen zu lernen, ist aber eine unverzeihliche Ueberbürdung, die verdummt.

Von Jugend an hatte ich eine Antipathie gegen Latein und Griechisch, welche mein Sohn erbte. Die Unkenntniß beider Sprachen brachte weder mir, noch meinem Sohne einen Nachtheil, dagegen hat ihm schon Französisch, namentlich Englisch, sehr genützt. Wie oft im Leben bedauerte ich, nicht englisch zu können, wie oft ging es mir ab, nie aber war dies bei Latein oder Griechisch der Fall. Die Realstudien machen für das Leben viel praktischer, sowohl in der Landwirthschaft als in der Industrie, man weiß sich selbst zu helfen, was Verse von Homer nicht ersetzen. Wie oft hörte ich: „Ein Mediciner-Doctor braucht Latein.“ Ich kenne den Dr. Sawicki, Director der Lemberger Spitäler, dieser war ein junger Oberst des russischen Generalstabes, als der Aufstand 1863 in Russisch-Polen ausbrach. Er ging in den Aufstand und flüchtete sich nach demselben in die Schweiz. Nachdem er Naturwissenschaften mit Vorliebe betrieb als er noch diente, studirte er Medicin. Er war ganz mittellos. Um sich die Mittel zum Studiren zu verschaffen, arbeitete er in Zürich täglich einen halben Tag in einer Uhrenfabrik; auch mußte er Latein nachholen. Man kann sich vorstellen, daß er in so kurzer Zeit Latein nur zur Noth erlernte. Die Rigorosen absolvirte er mit Vorzug. Im Jahre 1870 wollte er in die französische Armee eintreten und machte zu

*) Jetzt sollen Erleichterungen bestehen, um auch von der Realschule an die Universität kommen zu können.

Straßburg wieder seine Doctorprüfungen. Nach dem Feldzuge ging er als glühender Patriot nach Galizien, wo er zum drittenmale die Rigorosen machen mußte. Er genießt eine sehr geachtete Stellung in Lemberg und hat gewiß einen weiteren Blick als viele, welche Gymnasien absolvirt haben und dabei besitzt er auch vornehme Umgangsformen.

Der Stabsarzt Baron Mundy war Hauptmann, bevor er quittirte und Medicin studirte. Dieser wird gewiß Latein nur dem Namen nach gekannt haben, denn falls er auch erst nach absolvirtem Gymnasium Soldat wurde, so hat er es gewiß als Officier gründlich vergessen. Mundy gründete die Freiwillige Rettungsgesellschaft und war Regenerator des Militär-Sanitätswesens im Kriege. Wer Mundy als Officier voller Muthwillen gekannt hat, hätte sich nie gedacht, daß er sich als ernster Denker und Schöpfer einen unvergänglichen Namen machen werde. Dabei war er ein Weltmann mit weitem Gesichtskreise, schneller Auffassung und scharfsinniger Beobachtungsgabe.

Wer es auch nicht klar einsieht, der muß es wenigstens fühlen, daß die Jugend geistig überbürdet wird, wobei das Schlechteste ist, mit viel für das Leben unnöthigen Dingen. Wie oft sieht ein Vater seinen Sohn noch um 1/2 12 Uhr Nachts Aufgaben machen, während er längstens um 10 Uhr schon schlafen soll. Das weiß doch Jeder aus eigener Erfahrung, daß wenig schlafen nervös macht, hingegen genügender Schlaf die Nerven beruhigt. Soll die Ueberbürdung aufhören, so muß Latein und Griechisch entfallen, nachdem die modernen Sprachen jetzt unentbehrlich geworden sind. Zu meiner Zeit begnügte man sich mit Französisch, jetzt aber sollten die Kinder schon in der Kinderstube Englisch lernen. Auf Reisen und im Geschäftsleben stößt man ohne Englisch überall an. Man vergesse nicht, daß in Oesterreich nebst dem Deutschen noch eine slavische Sprache nöthig ist, sonach sechs Sprachen; Latein, Griechisch, Französisch, Englisch, Deutsch und Slavisch, wie soll dies Alles mit Nutzen bewältigt werden.

Welche Bornirtheit, aus Localpatriotismus nicht Deutsch, sonderu nur Ungarisch, Böhmisch, Polnisch 2c. lernen zu wollen, womit man jede Freizügigkeit sich selbst abschneidet. Was eine richtige Erziehung mit Sprachenkenntnissen für Erfolge haben kann, ersehe man aus folgendem Beispiele: Der Director der galizischen Hochschule für Bodencultur in Dublany, Fromel, hat vier Söhne. Er selbst

besitzt so viel wie kein Vermögen. Wie oft sagte er mir: Ich verwende mein ganzes Einkommen auf die Erziehung meiner Kinder; die Söhne brauchen kein Vermögen, die gute Erziehung und die erworbenen Kenntnisse sind ein Vermögen, welches nicht verloren werden kann, nur gehört auch Gesundheit dazu, welche durch die Erziehung gefördert, nicht aber untergraben werden soll. Alle vier Söhne ließ er in Augsburg studiren, wobei sie auch Englisch und Französisch lernten. Der älteste Sohn ist Compagnon in einem großen Londoner Bankhause, der zweite ist ebenfalls Compagnon in einer großen, ich glaube der größten Maschinenfabrik in Bayern und heirathete die einzige Tochter des Fabriksbesitzers, der dritte ist Director großer Plantagen in Sumatra, der vierte endlich, ganz jung noch, ist schon mit 4000 Mark bei dem beschäftigsten Baumwollagenten in Bayern angestellt.

Als Contrast: drei Söhne eines schon verstorbenen reichen Lemberger Bürgers. Im Bewußtsein von Reichthum zum Nichtsthun erzogen, haben sie Alles verputzt und suchen jetzt Tagschreiberstellen. Im Gegensatze zu letzteren komme ich auf den Sohn des Dr. Sawicky zu sprechen. Er absolvirte die Polytechnik mit Vorzug, wurde besoldeter Assistent und beabsichtigt durch weitere Studien im Auslande seine Kenntnisse zu bereichern, um bei den bevorstehenden Canalbauten lohnende Beschäftigung zu [illegible]. Auch in Galizien mehren sich die Beispiele von ernst [illegible] fleißigen, jungen Polen, nicht blos in Posen und in Russisch Polen.

Vor Kurzem hatte ich eine große Freude, weil ich sah, daß [illegible] sehr vornehmen, aristokratischen polnischen Familie mit [illegible] für Gymnasium und mit der Officiers- und [illegible] gebrochen wurde. Fürst Ladislaus Sapieha, ein [illegible] Charakter, zur ernsten Arbeit dank seiner verehrungs- [illegible] Mutter erzogen, hat 8 oder gar 9 Söhne. Alle studiren [illegible] Ein Sohn ist in einer Handelsschule in Belgien, [illegible] studiert Chemie in Leipzig. Jeder soll einen Privatberuf [illegible] sich eine Existenz zu gründen, denn das Vermögen [illegible] zerfällt in neun oder zehn Theile inclusive der Tochter. Vielleicht ist es eine Vererbung des Erwerbstriebes des Großvaters Fürst Leo Sapieha, der nach Confiscirung seiner Güter in Russland vermögenslos nach Oesterreich kam, und durch Arbeit und Unternehmungen 7 bis 8 Millionen erwarb.

Für das Glück der Kinder ist es nothwendig, dieselben zu fleißigen, denkenden, ehrlichen Arbeitern zu erziehen, der Beruf ist Nebensache, wenn nur mit Liebe und Freude gearbeitet wird. Nichtsthun ist ein Fluch und macht schließlich steinunglücklich, wenn man auch eine zeitlang in jungen Jahren mit Tollheiten und Ausschweifungen die Sinne reizte und sich betäubte. Wer ernstlich in einem Berufe arbeitet, kann sich zur Erholung auch manches erlauben, selbst von sinnlichen Lastern nippen, in kleinen Dosen schadet auch Gift nicht, nur Saufen und Spielen nicht, wie dies endet und in welchen Abgrund sie führen, kann Niemand voraussehen.

Ich kenne einen sehr wohlhabenden, galizischen Großgrundbesitzer, voll Verstand und geselligen Talenten, dabei ein schöner Mann, aber arbeitsscheu, er ist beinahe nie zu Hause und läßt auf seinem Gute den lieben Gott wirthschaften. Dieser, eigentlich glückliche Mann, fühlt sich sehr unglücklich. Das Aufsuchen von Gesellschaften, sein früheres Vergnügen, findet er jetzt gehaltlos und unbefriedigend. Das Verschlingen französischer Romane kann doch unmöglich Verstand und Gemüth befriedigen und zu einer ernsten Lectüre ist er zu oberflächlich und denkfaul. Er ist ein strenggläubiger Katholik, doch dies gibt ihm auch keine wirkliche Befriedigung. Er ist das Resultat schlechter Erziehung, ich sah ihn als verzogenes Muttersöhnchen heranwachsen. Eine bigotte dumme Mutter und ein unwissender Vater.

Mir fallen drei Söhne eines sehr reichen Großindustriellen ein. Der Vater ist todt, die zwei älteren Söhne sind tüchtige Arbeiter, der jüngste aber ein Nichtsthuer, dessen Ambition es war, sich in aristokratische Kreise zu drängen. Er strotzte von Gesundheit, war ein wirklicher Riese, hätte als professioneller Ringkämpfer Aufsehen erregt. Jetzt ist er ein wahrer Lazarus, die verschiedensten Krankheiten könnten an ihm studirt werden, er leidet fürchterliche Schmerzen; der Tod wäre für ihn eine Erlösung, derselbe kann aber die Riesennatur nur langsam überwinden. Einen großen Theil seines immensen Vermögens verlor er im Spiel, er war eine bekannte Persönlichkeit bei allen Spielbanken Europas. Sein Elend ist selbstverschuldet; die stärkste Natur erträgt das Uebermaß an Ausschweifungen nicht. Und die innere Leere, welche zurückbleibt, muß fürchterlich sein. Dieser Unterschied der drei Brüder bei gleicher Erziehung scheint gegen den Nutzen der Er-

[illegible] zu sprechen. Doch halte ich die Ursache in einer Er-
[illegible] welche die Individualität zu wenig berück-
[illegible] Kinder dürfen nicht über ein und denselben Kamm
[illegible] werden, besonders edlere. Muß denn nicht auch bei der
[illegible] von Thieren der Charakter studirt werden, wenn man
[illegible] will. Ist die individuelle Behandlung bei Vollblut-
[illegible] nicht viel schwieriger, als bei blutlosen Remonten? Von
[illegible] und der großen Hauptsache nach Menschen und Thiere gut.
[illegible] in der ersten Jugend muß der Einfluß der Erziehung
[illegible] an Ordnung und Regelmäßigkeit ist zu gewöhnen, die
[illegible] und die Gesundheit sind zu fördern. In dieser
[illegible] ich einen Fortschritt. Mein Vater hatte zwei Frauen,
[illegible] ersten zwei Kinder, welche gestorben sind, meine Mutter
[illegible] Kinder, von denen drei leben und sechs als kleine
[illegible] starben. Von meinen Kindern und Enkeln wurden bis
[illegible] geboren, von denen alle frisch und gesund sind.
[illegible] sind gesunde Eltern, das war auch bei meinen
[illegible] der Fall, dann muß gleich nach der Geburt die richtige
[illegible] und Pflege eintreten. Vor Allem die Muttermilch,
[illegible] ersetzen, die Kuhmilch hat zu wenig Zucker und
[illegible] viel Fett, welches gerade am schwersten zu verdauen
[illegible] hat in jeder Milchart eine andere Zusammensetzung,
[illegible] Kurzem entdeckt wurde. Die meisten Kinder sterben
[illegible] es sollen 21mal mehr Kinder an Darmkrankheiten
[illegible] an allen anderen Kinderkrankheiten, jedoch ohne die
[illegible] mitzurechnen. Eine der Veranlassungen soll sein,
[illegible] beim Aufheben schädliche Veränderungen erleidet.
[illegible] Milchdrüsenfehler in Europa sehr überhand, wodurch
[illegible] das Säugen der Kinder unmöglich wird. Eine wahre
[illegible] welche eine Degeneration der Menschen befürchten läßt.
[illegible] und Mittelalter waren mangelhafte Entwicklung der
[illegible] wie jetzt noch bei vielen Völkern, wie z. B. bei
[illegible] Armeniern, Türken und Kurden unbekannt, während
[illegible] Stuttgart statistisch nachgewiesen wurde, daß nur 23 bis
[illegible] aller Mütter ihre Kinder auf die Dauer ausreichend
[illegible] Bunge behauptet, daß die mangelhafte Entwicklung
[illegible] erblich sei, was entsetzlich wäre, und daß die
[illegible] Auftretens der Alkoholismus ist. Wenn Letzteres
[illegible] so müßten die galizischen Bäuerinnen größtentheils

ihre Kinder nicht säugen können, und wie müßte diese Calamität in England seit der Zeit überhandnehmen, seitdem die Unsitte des Saufens von Spirituosen bei den Frauen so erschreckend eingerissen ist. In Galizien haben aber die Bäuerinnen genug Milch, wie oft rinnt selbe trotz des Säuglings aus. Man soll sich hüten aus einzelnen Fällen allgemeine Schlüsse zu machen, erstere sollen blos die Veranlassung zu weiteren Beobachtungen bilden. Selbstverständlich muß, wenn auch die Milchdrüsen normal functioniren, die Ernährung eine entsprechende sein, denn Eiweißstoffe können nur aus Eiweißstoffen wieder entstehen. Viele gute Luft mit entsprechender Temperatur, Baden sind zur Gesundheit und Entwicklung der Kinder nöthig. Beim Baden in lauem Wasser kann man beobachten, wie wohl es dem Kinde dabei ist. Gesunde Kinder hört man nicht schreien, man weiß gar nicht, ob sie im Nebenzimmer sind.

Meine Frau und meine Tochter machten ernsthafte Studien unter Anleitung von gediegenen Kinderärzten über die hygienische Kindererziehung. Das Resultat waren lauter gesunde Kinder. Gediegene Pädagogen instruirten beide in der Erziehung der Kinder, bei der es im Allgemeinen eine Hauptsache ist, nicht durch Reizen schlechte Eigenschaften hervorzurufen, sondern schlechte Anlagen mit Güte, Geduld, durch Hebung der Ambition consequent zu bekämpfen. Wie oft geschieht es, daß Kinder, mit denen man zu Hause nicht fertig werden kann, in einer Anstalt die besten Zöglinge werden. Der Wetteifer und die Ambition sind die Ursache. Erst in letzter Zeit sah ich, daß ein stinkfaules Mädchen in einer Anstalt so fleißig wurde, daß man sie ihrer Gesundheit willen zurückhalten mußte. Schade, daß bei uns so wenig weltliche Erziehungsanstalten besonders für Mädchen bestehen. Die klösterlichen Erziehungen, wenn die Zöglinge auch genügend lernen und gleichzeitig gute Umgangsformen erhalten, haben den großen Nachtheil, daß sie zu wenig in freier Luft Bewegung machen und daß sie in Lebensanschauungen erzogen werden, welche sich im wirklichen Leben größtentheils ändern, was bei der so nöthigen Pflichttreue oft zu erschütternden inneren Kämpfen Anlaß gibt, denn es ist für gewissenhafte Menschen keine Kleinigkeit, Dinge, die uns als heilige Wahrheit vorgestellt wurden, als Unwahrheiten, wenn auch als unabsichtliche Lügen erkennen zu müssen.

ziehung zu sprechen [illegible] hervorheben, daß schon in der
ziehung gelegen. [illegible] werden muß. Das ganze Er-
sichtigte. Kinder [illegible] Voraussetzungen zu bauen,
geschoren werden. [illegible] daß man ihnen etwas zutraut.
Abrichtung von [illegible] sich selbst sein. Freundliches
Erfolge haben [illegible] Gefühl moralischer Selbstständigkeit
pferden nicht viel [illegible] die Hauptsachen. Die zarte Pflanze
Natur sind der [illegible] zu hüten und zu pflegen. Man
Schon in der [illegible] verdienen, ohne aber durch erregte Aus-
beginnen, an [illegible] Anschreien soll man die Kinder nie.
guten Anlagen [illegible] Kindererziehung am weitesten voraus, diese
Hinsicht [illegible] Vorbilde, wie fein und liebenswürdig sie im
von der [illegible] sich benehmen, welche infolge dessen in jeder
hatte neun Kinder [illegible] als unsere Kinder sind, die oft nur durch
Kinder [illegible] gebracht werden können. Alle bewegungs-
jetzt [illegible] zur Entwicklungsarbeit heranzuziehen, keines-
Das [illegible] weniger auf Wissen als auf Bildung, auf die
Eltern [illegible] Fähigkeiten und Anlagen ist von den
Behand[illegible] loszugehen. In London ist ein Kinder-
nichts [illegible] bis acht Jahren unter der Leitung von
sehr oft [illegible] Musteranstalt. Der Unterricht dauert
ist, das [illegible] bei den Größeren höchstens 40 Minuten,
was [illegible] Übungen und freies zwangloses Spiel folgen.
an [illegible] sinnreich die Handfertigkeiten verknüpft. Der
sterbe[illegible] künstlerisch sein. Ich las ein Buch eines
[illegible] ich vergessen habe, welcher diese Anstalt
weil [illegible] ihr schwärmte. Er erzählte, daß Mrs.
Leide[illegible] „Wir machen die Kinder mit den ver-
den [illegible] durch welche der Mensch auszudrücken
Calam[illegible] Musik, Malerei, Sculptur, Architektur,
Im [illegible] Wir lehren sie früh, diese Ausdrucksformen
[illegible] Wir lassen sie selbst singen, malen, modelliren,
den [illegible] Beschäftigungen, die wir sie ausführen lassen,
[illegible] Hauptaugenmerk auf die Entwicklung der In-
25 [illegible] Phantasie."
still[illegible] In den Unterrichtsstunden ist z. B.
der [illegible] Die Kinder lernen Hafer, Gerste
[illegible] unterscheiden. Die verschiedenen Pro-
[illegible] durch die das Getreide nutzbar wird. Das

Leben der Fische, der Kaninchen 2c. wird besprochen. Kinder und Lehrerinnen bringen Blumen, Blätter und Früchte von den Feldern. Bei deren Besprechung erhält jedes der Kinder ein Exemplar in die Hand; die betreffende Pflanze wird genau untersucht. Wenn das geschehen ist, zeichnet die Lehrerin eine Skizze an die Tafel. Während nun die „Babies", die dreieinhalb- bis viereinhalbjährigen, Körner sortiren und in feinem gelben Sand, den sie auf Blechtassen vor sich stehen haben, die ersten Schreib- und Zeichenversuche machen, können alle übrigen bereits aus freier Hand eine Kornähre, einen Fisch, ein Kaninchen, Blumen, Früchte und Blätter zeichnen. Sie modelliren in Thon Fische, einen Laib Brot, Früchte und Blätter, Blumen und Blätter. Die fünfjährigen coloriren die Zeichnungen mit farbigen Bleistiften. Die sechsjährigen aber malen nach der Natur. Es ist beispielsweise die Brombeere besprochen worden. Jedes Kind hält einen Zweig davon in der Hand, und nachdem die gemeinsame Untersuchung zur Feststellung der botanischen Eigenschaften geführt hat, bekommt jedes ein Blatt Papier, einen Pinsel und zwei Farben um seinen Brombeerzweig zu malen. Eine solche Naturgeschichtsstunde ist ein wahres Fest für die Kinder und für den Zuhörer. Aus den zwei vorhandenen Farben muß sich jedes Kind selbst durch Mischung alle Nuancen herstellen, die den Farben des natürlichen Objectes möglichst gleichkommen. Und es läßt sich gar nicht sagen, wie diese Kinder nach der Natur malen, mit welcher Freiheit, Kühnheit und naiver Sicherheit, mit welch feiner Beobachtung der Details. Verse und Stücke aus „wirklichen" modernen Dichtern werden gelernt und recitirt, womöglich solche, die auf die Jahreszeit, auf das, was die Kinder sehen und erleben, eine innere Beziehung haben."

So wird die Fülle der Lebenserscheinungen in sinnreicher Ordnung auf den elastischen Faden der kindlichen Erkenntniß gereiht. Kann es etwas Lehrreicheres geben, als wenn man den Kindern im Frühjahre die Lebensgeschichte des Samenkornes, der Eichel, der Bohne, des Frosches erzählt; sie dann Samen, keimende Schößlinge und die vollständige Pflanze — die Kaulquappe und den Frosch — zeichnen, malen und modelliren läßt?

Der Doctor schreibt weiter: „Ordentlichen Respect aber bekommt man vor den kleinen Künstlern, wenn sie auf ein Commandowort ihre großen schwarzen Tafeln aus der Bank hervorziehen und mit der Kreide in flinken Strichen eine Geschichte

Man kann nicht genug [illegible] Beispiel zartesten Jugend richtig eingew[illegible] und ziehungswerk ist auf die grundle[illegible] Haus!" daß man die Kinder achtet un[illegible] einzige Auch die jüngsten dürfen sich [illegible] mit dem Beispiel, frühzeitig erwecktes [illegible] Das ist wohl und Verantwortlichkeit sind di[illegible] ...biger!" lautet ihres Innenlebens ist sorgsam [illegible] ...besserung. Wer strafe Kinder, wenn sie es ve[illegible] ...weise, mit welcher brüche sich etwas zu vergeben [illegible] da ein Bild com- Die Engländer sind in der Kin[illegible] entwerfen — wer da nehme man sich zum Vorbi[illegible] Kindheit nicht verloren Verkehre mit Kindern sich [illegible] Ahnung hohen Glück- Richtung viel disciplinirte[illegible] was solche Beschäftigung Ueberschreien zum Schweige[illegible] die intellectuellen Kräfte hungerigen Kräfte sind z[illegible]

falls zu unterdrücken. W[illegible] dadurch gesündigt, daß man sie Entwicklung der angebo[illegible] sie unterschätzt. Sind aber die frühesten Anfängen zielt [illegible] der Fall ist, so hindert unser garten für Kinder von [illegible] Fortschritt. Die Kinder sollen Mrs. Cashmore, eine [illegible] strecken als sich bücken müssen. bei den Kleinsten 20 [illegible] von der Goodrich School ist, worauf körperliche [illegible] Gewohnheit keine Spur ist, Mit dem Lehrstoff [illegible] nach den geheimsten Bedürfnissen der Lehrplan soll wahr[illegible]

Doctors, dessen N[illegible] und später die vorzüglichste Normal- besucht hat und [illegible] gute häusliche Erziehung, in welcher die Cashmore ihm [illegible] an Stelle des Massenunterrichtes tritt. schiedenen Forme[illegible] die Hauptsache die Diagnose bleibt, so ist vermag, was er [illegible] Erkenntniß des Charakters, der Anlagen Tanz, Sprache [illegible] Kinder das Wesentlichste. Die natürlichen sich anzueigne[illegible] auszubilden, dasjenige forciren zu wollen, wozu die declamiren. W[illegible] ebenso unsinnig, wie Wein und Mais im Norden richten wir [illegible] Sandboden, oder Kartoffel in schwerem Letten dividualität [illegible] auch in der Landwirthschaft ist der erste Grund-

Dann [illegible] dasjenige anzubauen, welches am Besten wächst. Man von der E[illegible] genug stets vor Augen führen, daß jeder Grundsatz in und Rogge[illegible] allgemein giltig ist, die Naturanlagen sind auszubilden, cesse werden [illegible] soll man gegen die Natur derselben etwas abzwingen

wollen. Ich selbst habe an mir erfahren, wie nutzlos ich zu Hause mit Clavierstunden gequält wurde, welcher Fehler aber weder bei meinen Kindern noch bei meinen Enkeln wiederholt wurde. Nur dort, wo der Mutter die Fähigkeit oder durch ihren Beruf die Zeit zur Erziehung der Kinder fehlt, bilden Kindergärten ein Surrogat für die häusliche Erziehung.

Wenn ich mich an meine Kinderzeit erinnere, so erzielte man bei mir durch Güte Alles, Barschheit und Strenge erzeugte Widerstand und wenn mir der offene Kampf keine Aussicht gab, so griff ich zu List und Betrug. So sehr Güte bei mir veredelte, so sehr verdarb Strenge meinen Charakter. Ich wollte meinen Vater, der überaus gut war, um keinen Preis kränken, und wenn meine Mutter drohte, ein Vergehen von mir ihm zu sagen, so kroch ich zu Kreuze, Alles machte ich dann, nur wollte ich bei ihm nicht verklagt werden. Ich hatte zur Vorbereitung für die Mathematik vor dem Eintritte in die Ingenieur-Akademie den Professor Lemoch als Lehrer, der mich wohlwollend behandelte. Nicht schlafen ging ich, bevor ich nicht meine Aufgaben beendet hatte. Dagegen hatte ich in Latein, das heißt für die Gegenstände im Gymnasium einen strengen Lehrer, der mich als minderwerthig behandelte, mich von oben herab ansah, weil ich noch ein 11- bis 12jähriger Bube war. Diesen suchte ich, so oft ich nur konnte, hinter das Licht zu führen. Latein zu studiren, war mir ein Gräuel; ich sah keinen Zweck darin, weil ich keinesfalls Beamter, sondern nur Soldat werden wollte. Nach der Stunde mit mir mußte Herr Eckert, so hieß er, pünktlich zu einer anderen Lection gehen; auf dies basirte ich meinen Plan. Ich saß vis-à-vis der Wanduhr. Täglich lernte ich nur einen der Gegenstände, von diesem legte ich das Buch dem Herrn Eckert vor, damit er mich prüfe. Nun rückte ich mit einer Fluth von Fragen vor, um Zeit zu gewinnen, oft mit sehr dummen Fragen. Daß er dabei ungeduldig wurde, ist selbstverständlich. Bei solcher Gelegenheit war meine stereotype Bemerkung die: „Sie müssen mir doch erklären, denn wenn ich blos aus dem Buche lernen soll, so bedarf ich Ihrer nicht.“ War die Zeit vorüber, so legte ich ein anderes Buch vor, er eilte und sagte: „Ich bin sicher, daß Sie es wissen.“

Ich hatte auch zu wiederholten Malen Hofmeister, unter diesen aber nur einen, den ich achtete und der einen guten Einfluß auf

[illegible] ihre schwachen Seiten ent-
[illegible], sie mußten tanzen, wie ich
[illegible] einen schädigenden Einfluß
[illegible] Schönfeld in seinen Memoiren
[illegible] eines meiner Jugendgespielen,
[illegible] Dr. Koch auf den Charakter
[illegible] Regung im Keime unterdrückte.
[illegible] noch Folgendes erzählen: Im
[illegible] Mühe bei meiner Mutter durch,
[illegible], doch mit Bedingungen. Diese
[illegible] (der 3. Classe) lauter Vor-
[illegible] Ingenieur Akademie einer der vier
[illegible] in Latein, bei meinem erzählten
[illegible] meinem Professor, Pater Albert,
[illegible]. „Herr Professor, Sie wissen,
[illegible] Mutter ist unter der Bedingung
[illegible] Prüfung lauter Vorzüglich erhalte.
[illegible] dem Ziele meines Lebens doch
[illegible] daher, mir das Minderwichtige
[illegible] that er. Dem Herrn Eckert
[illegible] wisse, büffeln muß, und daß
[illegible] in Ruhe lassen soll. Er war
[illegible] ich, daß ich trotz angestrengten
[illegible] bewältige. Ich ging nochmals zu
[illegible] Zur Prüfung kam mein Vater als
[illegible]. Die erste Bedingung war erfüllt.
[illegible] in der Ingenieur Akademie wurde
[illegible] durch Professor Lemoch, der zweite
[illegible] zweiten Bedingung entsprochen war.
[illegible] jeden Staatsbürger unentbehrlichen
[illegible] Vernachlässigung von Minderwichtigem der
[illegible] werden. Die heranwachsende Jugend
[illegible] Erziehung, die Einsicht in die Aufgaben
[illegible] volkswirthschaftlicher Beziehung, er-
[illegible] Abhängigkeit der Berufsinteressen von den
[illegible] Staatsbürger und des Vaterlandes klar ge-
[illegible] Wechselbeziehungen aller Berufe kennen
[illegible] gewinne, daß nur das ungestörte
[illegible] Berufe das Gedeihen der Gesammtheit

und daher auch des eigenen Berufes fördert. Der Harmonie, nicht dem Kampfe entsprießt das allgemeine Wohlergehen. Weg mit den Scheuledern, mit der beschränkten Einseitigkeit! Der Blick muß sich auf das Ganze richten. Dem eigenen Berufe wird durch Schädigung anderer nicht genützt, im Gegentheil geschadet.

Die Agrarier wollten z. B. die Weizenpreise aus ihrem beschränkten Standpunkte heben, drangen auf die Abschaffung des Mahlverkehres, schädigten dadurch die Mühlen, von denen schon viele zu Grunde gingen, wodurch die Agrarier ihre besten Abnehmer verloren, ohne ihren Zweck erreicht zu haben

Nicht jeder Leser wird wissen, was unter Mahlverkehr zu verstehen ist.

Kaufte eine Mühle rumänisches oder russisches Getreide, so konnte sie beim Mahlverkehre die entsprechende Quantität Mehl ins Ausland exportiren ohne Zoll für das eingeführte Getreide zahlen zu müssen. Die Landwirthe hofften, daß, wenn die Mühlen ihren Bedarf nur im Inlande decken, das eigene Getreide steigen müsse, denn das verzollte ausländische Getreide ist theurer als das inländische. Dies scheint ganz klar zu sein, und dennoch wurde die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn die gehoffte Preissteigerung des Weizens blieb aus. Die Mühlen können nur so viel inländisches Getreide vermahlen als der heimische Consum Mehl abnimmt, denn für den Export ist Mehl von inländischem Getreide zu theuer.

Ungarn hat wohl für aus ungarischem Getreide erzeugten Mehles einen Export, jedoch zu wenig. Die ungarischen Mühlen müssen daher trotz reducirtem Betriebe ihr Mehl nach Oesterreich werfen, wodurch unsere Mühlen ihre inländische Kundschaft verloren haben. Die Aufhebung des Mahlverkehres ist wohl vortheilhaft für die ungarischen Landwirthe, weil die Mühlen für ihren Export nach Oesterreich das Getreide bei diesen kaufen, dagegen ist gerade dieser Umstand höchst nachtheilig für die österreichischen Landwirthe, weil sie dadurch weniger Getreide an die inländischen Mühlen absetzen können, denn den letzteren fehlt der Absatz, was ihre Lebensfähigkeit bedroht. Gehen aber die heimischen Mühlen zu Grunde, so fehlt den österreichischen Landwirthen der gute Abnehmer für Getreide. Der Getreideexport bringt nie so viel als der Verkauf an heimische Mühlen, denn nach Süddeutschland und der Schweiz

müssen wir mit der billigen Wasserfracht der Ungarn, und nach Norddeutschland mit dem billigen russischen Getreide concurriren.

Die Agrarier waren und sind Feinde der Fruchtbörse, schädigten dieselbe und verloren den so nöthigen Markt, wodurch der Absatz des Getreides stockt. Das mobile Capital war dem Grundbesitze und den Antisemiten ein Dorn im Auge. Der Finanzminister Bilinski gab, wie er jetzt behauptet, gegen seine Ueberzeugung nach, die Effectenbörse wurde ruinirt, größere Transactionen sind zum Schaden der solidesten Actienbesitzer, ohne große Coursdifferenzen ganz unmöglich. Der Terminhandel wurde in Cisleithanien einseitig abgeschafft, wodurch die österreichischen Mühlen nicht auf lange Sichten hinaus Mehl verkaufen können, weil sie sich durch Deckung in Getreide nicht assecuriren können, während die ungarischen Mühlen jetzt, am 5. Mai 1904, noch Mehlabschlüsse für Juni in Galizien haben, sonach bis zur neuen Campagne, welche nach der Ernte beginnt. Nützten die Befähigungsausweise dem Kleingewerbe? Nein! Aber sie schadeten dem allgemeinen Verkehre. Die Agrarier sind der Industrie besonders in Galizien feindlich gesinnt, obgleich die Arbeiter ihre besten Consumenten bilden, weil die Grundbesitzer mit Recht fürchten, die Industrie vertheuere die Arbeiter. Das Resultat ist aber die überhandnehmende Auswanderung, mit welcher die Arbeitskräfte und gleichzeitig die Consumenten verloren gehen. Reine Agrarländer sind capitalsarm, Industrieländer dagegen reich. Haben die übertrieben hohen Löhne der Arbeiter in Australien, wo die Socialdemokraten herrschen, etwa den Arbeitern geholfen? In jenen Fabriken, welche infolge der hohen Löhne stillstehen müssen, gewiß nicht. Infolge der hohen Löhne nahmen die Arbeitslosigkeit und die Noth und mit der Noth die Verbrechen zu, der allgemeine Wohlstand aber nahm infolge Mangels des Importes und Exportes ab.

Die Absolventen der Mittelschulen kennen wohl die Verfassung und Gesetze der Römer und Griechen, unsere aber nicht. Später, wenn sie auf die Gesetzgebung Einfluß nehmen sollen, werden sie ohne staatsbürgerliche Bildung allzuleicht die Beute [illegible] Agitatoren. Selbstverständlich müssen vor Allem die Lehrkräfte herangebildet werden.

In Oesterreich soll bis jetzt der staatsbürgerliche Unterricht mit der Geschichte und Geographie verbunden werden. Der Lehrplan der Gymnasien stellt nämlich in der achten Classe folgenden

Lehrstoff für Geographie fest: „Eingehende Schilderung der wichtigsten Thatsachen über Land und Leute, Verfassung und Verwaltung, Production und Cultur der österreichisch-ungarischen Monarchie mit Hinzufügung einer statistischen Uebersicht der Rohproduction, der Industrie und des Handels." Die „Instructionen" stellen ferner als Ziel hin, daß der Studirende vor der Ablegung der Maturitätsprüfung mit Verständniß die heimatlichen Verhältnisse erfassen soll; dem Lehrer wird überdies die Weisung ertheilt, „das Gerippe des thatsächlichen Inhaltes des geographischen Unterrichtes durch Beschreibung, Schilderung und Erzählung zu beleben". Der Lehrplan für Geschichte fordert für die achte Classe eine übersichtliche Darstellung der bedeutendsten Thatsachen aus der inneren Entwicklung der Monarchie, und die „Instructionen" besagen: „Interesse und Verständniß für die Erscheinungen des öffentlichen Lebens werden das eigene Ich zum Volks- und Staatsbewußtsein erweitern, das Gefühl der Pflicht und Verantwortlichkeit entwickeln . . . Auf der oberen Stufe sollen die Schüler in das innere Leben der Völker und Staaten, in die Entwicklung ihrer Verfassungs- und Culturzustände eingeführt werden. Die Schüler sollen eine klare und richtige Vorstellung von der Umgestaltung aller unserer politischen und kulturellen Verhältnisse erhalten . . Erreicht muß werden, daß der Gymnasiast, wenn er die Schule verläßt, für eine größere Vertiefung seiner Kenntniß der Gegenwart eine sichere Grundlage und ein lebhafteres Interesse gewonnen hat. Ebenso soll auch das Arbeiterwesen im Rahmen der Schule seine Beachtung finden."

So schön auch diese Ausführungen klingen, so enthalten sie doch nicht das Wesentliche dessen, was die staatsbürgerliche Unterweisung durch den bürgerkundlichen Unterricht anstrebt: denn nicht blos um die Kenntniß des Mechanismus des Regierungssystems handelt es sich, sondern die Schüler sollen auch mit dem die politischen Institutionen beseelenden Geiste, mit den großen Ideen, die dem Staate zu Grunde liegen, vertraut gemacht werden. Man vergleiche mit den österreichischen Bestimmungen z. B. nur jene, die für die Bürgerschule — eine Art höhere Fortbildungsschule — des Cantons Aargau gelten.*) Dort heißt es bezüglich des Gegen-

*) „Jahrbuch des Unterrichtswesens in der Schweiz." Bearbeitet von Dr. Albert Huber (Zürich, 1901, Orell Füßli).

standes „Vaterlands- und Verfassungskunde" für die untere Classe: „Organisation des Staatswesens: Die Behörden in der Gemeinde, im Kreise, im Bezirke, Canton, Bunde. Die Pflichten und Leistungen des Staates: Militärwesen, Erziehungs und Unterrichtswesen, Bauwesen, Gesundheitspflege (Krankenhäuser), Polizeiwesen, Rechtspflege, Forstwesen, Verkehrswesen." Für die obere Classe: „Armenwesen, Vormundschaftswesen, Civilstandswesen, Cultuswesen, Apothekerwesen, Finanzwesen, Landwirthschaft, Gewerbewesen, Wirthschaftswesen, Feuerpolizeiwesen, Staatseinkünfte und ihre Verwendung (Voranschlag). Die Rechte und Pflichten der Bürger: Freiheit der Person und ihrer Handlungen (persönliche Verantwortlichkeit), Schutz des Eigenthums, Stimm- und Wahlrecht, Vereinsrecht, Petitionsrecht, Glaubens- und Gewissensfreiheit, Preßfreiheit, Niederlassungsrecht, Militärpflicht, Steuerpflicht, Gehorsam gegen die Gesetze, Volksrechte."

Das an den österreichischen Lehranstalten aus den bürgerlichen Disciplinen Vorgetragene genügt nicht. Dies gilt nicht allein für die Mittelschulen, sondern auch für die Bürger-, Fach- und Fortbildungsschulen aller Art.

In sämmtlichen Schulen muß eine bessere Vorbereitung der heranwachsenden Generation für das praktische Leben, eine Hebung des staatsbürgerlichen Bewußtseins und eine Schulung der Jugend in den nothwendigsten wirthschaftlichen Dingen geschehen. Es darf nicht geleugnet werden, daß in dieser Hinsicht vieles bereits namentlich durch die Volksbildungsvereine, die volksthümlichen Hochschulcurse und dann auch durch die Presse geschehen ist.

Eine vorzügliche Einrichtung sind die Volks-Hochschulcurse, welche seit 9 Jahren eingeführt und den englichen University extension nachgebildet wurden; für Oesterreich ist es ehrenvoll, der erste Staat auf dem Continente zu sein, welcher das englische Beispiel nachahmte. Die Anregung ging vom Volksbildungsvereine aus; durch dieses Unternehmen werden die breiteren Schichten der Bevölkerung mit den Früchten der Wissenschaft in gesunder Form und Auswahl bekannt gemacht. Die Naturwissenschaften, welche in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts so enorme Fortschritte gemacht haben, werden bei den Vorträgen am meisten berücksichtigt. Die Sehnsucht, immer mehr von der Welt kennen zu lernen, in der man lebt, wird befriedigt, und jedermann aus dem

Volke kann sich nach Maßgabe seiner Meinung jene Bildung aneignen, von der man sagt, daß sie frei macht und welche die allgemeine Kultur entwickelt.

* * *

Welch schöne Hoffnung der Ellen Key! Das zwanzigste Jahrhundert gehört der Erziehung der Kinder! Warum jammern so Viele, besonders die unheilbringenden Pessimisten, der Lebenszweck fehle den Menschen, die Ideale schwinden aus der Welt!

Gibt es ein schöneres Lebensziel, als Kinder in fortschreitender Bildung, gesund und kräftig zu erziehen? Ist das nicht ein beglückendes Ideal! Die Phantasien der Religionen haben einen wahren Hintergrund. Es gibt ein ewiges Leben, dieses liegt in der Fortpflanzung der Art, nicht aber im ewigen Bestehen des Einzelnen; auch die Erbsünde, durch welche die Nachkommen büßen, ist wahr, wenn auch nicht in der phantastischen, ausgeklügelten Weise der Priester, denn die Nachkommen von Säufern, d. i. unmäßige Alkoholisten und Syphilitiker, leiden, und zwar ganze Generationen durch Krankheit und Siechthum. Moral, Bildung, Aufklärung und fortschreitende Hygiene müssen den verpesteten Sumpf trocken legen. Wo tödtliche Miasmen aufstiegen, müssen blühende Culturen entstehen, welche die Luft reinigen und reiche Nahrung liefern.

Unser Erziehungssystem, unsere Schulen müssen auf einer neuen Basis entstehen und die bestehenden Vorurteile müssen zertrümmert werden. Vor allem die Gesundheit und Kräftigung des Körpers, dann die Moral, deren Fundament die Wahrheitsliebe ist, mit einer guten Dosis Nächstenliebe, aber ohne den Egoismus ganz zu verpönen, denn ohne denselben kämpft man sich im Leben nicht durch. Pflichttreue und Achtung vor dem Gesetze sind Grundpfeiler der Moral. Bedürfnißlosigkeit erleichtert die Zufriedenheit, welche glücklich macht. Die Schule soll das eigene Nachdenken, die Beobachtungsgabe, das positive Schaffen anregen, ohne das Gedächtniß ganz zu vernachlässigen, keinesfalls darf aber das Gehirn mit Gedächtnißdingen überlastet werden, denn sonst wird die französische Anektode wahr: „Sie sagen doch, daß Sie in keiner Schule waren und sind doch so blitzdumm!“

Die Religion gehört in die Familie und nicht in die Schule, in der sie nur Nachtheile bringt. Diese Maßregel ist schon eine

alte Forderung der Aufklärung und des Fortschrittes, wodurch durchaus kein Sprung ins Unbekannte gemacht wird, denn die Religion ist schon in Nordamerika, in Japan und in China aus der Schule verpönt. Die studirten Chinesen lernen den Moralcodex von Confucius und leben darnach. Er ist kein Religionsstifter. In Frankreich besteht noch der Kampf, hoffentlich bleibt die Regierung im Interesse des vorurtheilslosen Fortschrittes der dauernde Sieger.

* * *

Der Krieg ist ein Unglück für die Völker, jedoch hat er aber, wie alles Schlechte, auch sein Gutes, er ist die Matura für ein Volk; die Gesammtheit des Wissens, des Könnens, des Charakters und der Staatseinrichtungen kommt zum Ausdrucke, nicht die militärische Ausbildung und Ausrüstung allein. Wenn auch schließlich die Macht der Russen Japan erdrücken wird, so muß zugegeben werden, daß Japan die Prüfung der Reife glänzend besteht, während die Russen bei dieser strengen unparteiischen Prüfung großartig durchfallen. Ist dies etwa ein Wunder oder ein Unglück? wie die Resultate von Unfähigkeit oder moralischen Gebrechen von der Urtheillosigkeit so oft benannt werden. Ein guter Beobachter, Karamsin, charakterisirte seinerzeit mit zwei Worten das Zarenreich: „Man stiehlt“. Die Militärvorräthe in Kronstadt fehlen, aus diesem Grunde legten Intendanten selbst Feuer, beim Bau der sibirischen Bahn sollen Stationen mit Ausweichgeleisen bezahlt aber nicht gebaut worden sein, die Festung Arthur soll auf neun Monate verpflegt worden sein, trotzdem wurden schon Ende Mai jeden zweiten Tag halbe und jeden zweiten Tag dreiviertel Rationen vertheilt. Schulen fehlen und sind schlecht, der Adel ist verlottert, das Beamtenthum faul und bestechlich, die Priester ganz ungebildet, Recht und Gerechtigkeit gilt blos ausnahmsweise, einem großen Theile der Officiere soll die militärische Bildung fehlen. Die Tapferkeit und die Todesverachtung der russischen Soldaten können alles andere Fehlende doch unmöglich ersetzen.

Reformschulen mit neuen Grundsätzen sind die Schule in Redales in England, ferner jene von Dr. H. Lietz in Ilsenburg (Harz). Die jüngste und radicalste ist aber die englische Reformschule „Ruskin Home School“ von Harry Lowerison. Im

Jänner 1900 eröffneten Mr. und Mrs. Lowerison ihre Schule zu Hunstanton in Nordfolk mit 25 Kindern, darunter einige Mädchen, welche Anzahl nie bedeutend überschritten werden soll. Der Plan ist die Entwicklung des Charakters bei Erziehung für die Wirklichkeit des Lebens.

Moral und Ethik, aber kein sogenannter Religionsunterricht, keine Betstunden, kein obligates Kirchengehen, dagegen wird an Sonntagen im Freien von Jesus, Buddha und anderen Religionsstiftern und ihren Moralgrundsätzen gesprochen, eine tiefe Ehrfurcht vor jedem religiösen Glauben und die höchste Bewunderung für Gott durch die Betrachtung der uns umgebenden Natur eingeprägt. Die modernen Sprachen werden nach einer neuen Methode gelehrt und deren Studium durch Reisen in die entsprechenden Länder vervollkommnet. Keine Preise, keine Zeugnisse, keine Prüfungen. Das Ziel dieser Schule ist: der Gesellschaft körperlich und geistig starke Individualitäten zu geben. Eine der vorzüglichsten höheren Schulen ist die amerikanische Marine-Akademie. Ein hervorragender Admiral versicherte mich, die nordamerikanische Marine sei die beste der Welt. Kein Professor hat mehr als 12 Schüler, nur 5 Stunden Theorie, mit der Tendenz zur praktischen Anwendung, der Rest der Zeit gehört der körperlichen Ausbildung, dem Lesen nach eigener Wahl, dabei ist noch Zeit reservirt, sich selbst zu beschäftigen, um über die empfangenen Eindrücke auch nachdenken zu können, denn nicht allein der Magen, auch das Gehirn muß verdauen.

Die Gesellschaft braucht Menschen mit der Fähigkeit zu produciren, nicht solche, welche nur viel wissen und wie ein Schwamm aufnehmen, ohne etwas leisten zu können. Ich erinnere mich in meiner ersten Garnison Prag an den damaligen Director der Polytechnik, ein Bücherwurm, ein detaillirter, gründlicher Conversationslexikon, aber ohne jeder Productionsfähigkeit.

So nöthig die Ausbildung der Individualität ist, so wichtig ist es aber auch, die socialen Pflichten zur zweiten Natur einzuimpfen. Auf einer Insel kann ein Robinson leben und machen was er will, wer allein an einem Tisch sitzt und ißt, kann die Ellbogen halten wie er will, nicht aber an einer Tafel, an der viele Gäste enge sitzen; wenn nur drei Menschen auf dem Quadratkilometer wohnen, braucht einer für den anderen nur höchst selten eine Rücksicht zu nehmen, während die socialen Pflichten beim

Steigen der Bevölkerungsdichte stets complicirter und mannigfaltiger werden.

Daß wir in Oesterreich mit radicalen Schulreformen uns nicht überstürzen werden, ist sicher, aber ein Anfang wenigstens, sollte man meinen, könnte unter dem jetzigen Unterrichtsminister, der für so befähigt gilt, gemacht werden, umsomehr da in der Militär-Oberrealschule zu Weißkirchen radicale Reformen die besten Resultate zeitigten, von welchen sich eine Commission des Unterrichtsministeriums überzeugte.

Keine Grammatik, dagegen Plauschen; Grammatik nur nebenbei, zur Befestigung in der fremden Sprache, Reisen ins betreffende Land, keine Zeichenvorlagen, sondern Zeichnen nach der Natur, systematische Ausbildung des Verstandes und der Beobachtungsgabe, Spiele im Freien in Gesellschaft von Officieren und deren Frauen, was die Umgangsformen verfeinert, es sind wohl Religionsstunden, jedoch die geistlichen Lehrer sind aufgeklärt und keine Zeloten, ihr Lehrziel ist die christliche Moral und nicht das Büffeln von sein sollenden Beweisen für die Wahrheit der kirchlichen Dogmen.

Bei einer Feldübung wurde ein Zögling der unteren Classe, Commandant einer Aufklärungspatrouille, vor einem Hohlwege gefragt: „Wie werden Sie den Hohlweg passiren." Die Antwort war: „Die Aufklärungspatrouille muß möglichst viel sehen und hören, ich passire daher den Hohlweg nicht; ich mit einem Manne gehe oben rechts, zwei Mann schicke ich oben links, wenn diese einen Vorsprung gewonnen haben werden, geht erst der Rest der Patrouille durch den Hohlweg". Man sieht, die Jugend denkt.

In dem Buche „Glück" von einem Lehrer oder Professor in Chur, Buchhandlung Heinrich in Leipzig, las ich dieser Tage: „Nur das Studium der classischen Sprachen bildet den Charakter". Doch nur das, was man im Originaltexte von Geschichte, Biographien oder belehrenden Ansichten und Meinungen ꝛc. erfährt, können Einfluß auf die Charakterbildung nehmen, die Sprache selbst aber kann Styl und Ausdrucksweise lehren, doch unmöglich den Charakter bilden. Was den Charakter bildet, erfährt man durch eine gute Uebersetzung ebensogut, wenn nicht besser, als im Originaltexte. Momsen, der sich die römische Geschichte zur Lebensaufgabe machte, ist gewiß tiefer in den Geist der Römer eingedrungen, als ein gewöhnlicher Gymnasialprofessor, vom Studenten gar nicht zu sprechen.

Der in der „Neuen Freien Presse" in der Beilage erschienene Artikel: „Einschränkung des Unterrichtes aus den classischen Sprachen am Gymnasium" ist Wasser auf meine Mühle. Ich lasse daher den Anfang desselben vollinhaltlich folgen:

„Da in Ungarn dem Unterrichte des Griechischen der pflichtmäßige Charakter genommen, bei uns an einzelnen Mittelschulen in Wien neben den classischen Sprachen der probeweise Betrieb der neuen Sprachen eingeführt wurde, so erheben sich immer und immer wieder Stimmen, welche dies Vorgehen mißbilligen und Rathschläge ertheilen, wie man den Verruf und die Erfolglosigkeit der philologischen Studien wirksam bekämpfen könnte, ohne in die bisherige Domäne des classischen Lehrstoffes einzubringen. Die Wortführer dieser Ansicht glauben, wenn man die Lectüre nicht zur Einübung der Grammatik verwendete oder die Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische und Griechische beschränkte, könnte der Lesung der Classiker ein größerer Spielraum gewährt und dadurch mehr in den Geist der Autoren eingedrungen werden. Alle diese Rathgeber scheinen etwas, und zwar das Wichtigste, zu übersehen, nämlich, daß die Schwierigkeiten der Classikerlectüre sich nicht aus der Methode ergeben, sondern aus der Beschaffenheit der Schriftwerke hervorgehen. Lesen wir doch in den „Instructionen für den Unterricht an den österreichischen Gymnasien", Seite 44, über Tacitus: Die Hauptarbeit der Erklärung gilt unausgesetzt der eigenthümlichen Diction, welche archaistische, poetische, vulgäre Elemente mit kühnen Neuerungen verbindet, sie gilt der epigrammatischen Prägnanz, welche Gedanken und Empfindungen mehr andeutet als ausführt und auf Wohlklang und Symmetrie verzichtet. Die sachliche Erklärung wird besonders das Bild der Zeit, das sich im Geiste der (classischen) Schriftsteller oft in verzerrten Zügen reflectirt, richtigzustellen haben. Von ganz besonderer Art sind die Schwierigkeiten bei der sachlichen Erklärung der Germania.

Die Schwierigkeiten gehen ferner hervor aus der Ursprünglichkeit der Schriftstellerei jener Zeit, welche in sachlicher wie stylistischer Hinsicht noch theilweise in den Windeln liegt (Herodot, Platon: Inst., Seite 68), aus den formalen, grammatischen, stylistischen Mängeln, welche erst mit Mühe erklärt werden müssen (Nepos, Sallust, Tacitus, Livius, Vergil: Inst., Seite 31, 37, 40, 44), aus den einseitig, wenn nicht falsch aufgestellten Motiven,

[illegible] [illegible]zustellen sind (Livius, Sallust, Tacitus, Demosthenes: [illegible] Seite 36. 37. 44. 64), endlich aus der schwer zu ent[illegible] [illegible] [illegible] und rhetorischen Dialectik, welche eine Haupt[illegible] [illegible] Inst. Livius, Sallust, Vergil, Demosthenes und [illegible] Seite 36. 37. 64 und 68).

[illegible] [illegible] andere Schwierigkeit thürmt sich bergeshoch auf. [illegible] [illegible] von einem Schriftsteller zum anderen über[illegible] [illegible], von denen jeder andere grammatische Ab[illegible] [illegible] können sich die Gesetze der Sprache nie und [illegible] [illegible] und müssen nothgedrungen die Abweichungen [illegible] [illegible] immer wieder erklärt werden. Allgemein giltige [illegible] [illegible], die sich auf die Periode des goldenen Zeit[illegible] [illegible] auf Cicero, stützen, dienen zumeist nur für die [illegible] [illegible]setzungen ins Latein. Die Dichter schon der [illegible] Zeit Virgil und Horaz, zerstören die strengen Gesetze [illegible] [illegible] und Entlehnung griechischer Gefüge und [illegible] [illegible] die Sprachperioden weit auseinander, was [illegible] [illegible] Umwandlung der Sprache, zumal in einer Zeit, [illegible] [illegible] Buchdruck bestand, eine umwälzende Wirkung [illegible] [illegible] geboren 106 vor Christo; Tacitus, geboren [illegible] [illegible] Homer, geboren im IX. Jahrhundert vor Christo; [illegible] [illegible] vor Christo; Demosthenes, geboren 384

[illegible] [illegible] Werke einem Jüngling in die Hand ge[illegible] [illegible] vor sich haben sollte, so liegt in diesen [illegible] [illegible] einem freilich nicht abzuleugnenden [illegible] [illegible]bildendes Element. Schon am Gymnasium [illegible] [illegible] des Deutschen auch vielfach gezwungen, [illegible] [illegible] Einflusse des lateinischen und griechischen [illegible] [illegible] entgegenzuwirken (Inst., Seite 75). [illegible] [illegible]handlung der lateinischen und deutschen [illegible] [illegible] wenigsten vergessen, den Latinismen im [illegible] [illegible] Sprache entgegenzutreten. In allen Classen [illegible] [illegible] und Natürlichkeit des Ausdruckes [illegible] [illegible] den Text sich enge anschließenden Ueber[illegible] [illegible] und Griechischen wirken in Phraseo[illegible] [illegible] die deutschen Aufsätze zurück und erzeugen [illegible] [illegible] [illegible]enheit des Tones, die nicht selten in [illegible] [illegible] andererseits Neigung zu ausgedehnten

Satzgefügen, die vielfach der richtigen Gliederung entbehren (Inst., Seite 89). Auch ist man die größte Vorsicht in Berücksichtigung der Fremdwörter ebenso sehr der deutschen Sprache als dem Gemüthe des Kindes schuldig, das, vom Fremdartigen angezogen, mit Fremdworten zu prunken verführt wird (Inst., Seite 76).

Aber auch mit Charaktervorbildern ist es bei einigen der gelesenen Schriftsteller nicht am besten bestellt. Sallust hat an den Lastern des Ehrgeizes, der Ueppigkeit und der Erpressung des damaligen Rom, so lange er in öffentlicher Thätigkeit war, nämlich bis zu Cäsar's Ermordung, theilgenommen, was ihn nicht hinderte, die ganze furchtbare Größe und die tiefsten Gründe des sittlichen Verderbens der römischen Welt in scharfer und greller Zeichnung aufzudecken. In Cicero's politischer Stellung zeigen sich die schmählichsten Rückschläge, neben stolzer Erhebung und kraftvollem Kampfe für die höchsten Interessen des Vaterlandes feiges Zurückweichen und furchtsames und zaghaftes Einlenken auf die Seite der Macht und des Einflusses. Horaz war ein Dichter für den Hof und Praktiker in hervorragendem Sinne, der das Ideal stets mit der Wirklichkeit auszusöhnen versteht. Cäsar's Darstellung weiß den täuschenden Schein zu verbreiten, als leite ihn in seinen Commentaren nur das Thatsächliche, während doch seine Persönlichkeit und sein Vorgehen auf das Vortheilhafteste hervortritt. In dem Charakter Xenophon's finden wir einen dunklen Punkt; er stellte sich nämlich, selbst ein Bürger Athens, aus Abneigung gegen die demokratischen Einrichtungen seiner Vaterstadt, auf Seite der aristokratischen Spartaner selbst dann, als die Lacedämonier mit den Athenern in offener Schlacht bei Koroneia zusammenstießen. Wir alle wissen, daß die Aeußerungen des sinnlichen Lebens, zumal der Griechen, in seiner Ungebundenheit und Unnatur unseren heutigen Anschauungen widerstreben, ein Umstand, welcher trotz der Reinigung des Textes der Schulschriftsteller im Lesestoff hin und wieder zutage tritt. Daß ferner den Kriegsgeschichten und der hohen Politik durch Cäsar, Tacitus, Cicero und Demosthenes ein zu weites Feld eingeräumt ist, widerspricht dem Sinnen und Fühlen der Gymnasialjugend. Endlich ist die auf Kosten der Wahrheit und Folgerichtigkeit von den in den Rhetorschulen vorgebildeten Schriftstellern häufig angewandte Sophistik und rednerische Uebertreibung kaum nachahmenswerth. Wenn wir nun dies alles bedenken, so werden wir nicht mehr auf das Dogma der Unantast-

barkeit der Classiker schwören, und es ist demnach nur angezei
daß man den neuen realistischen Wissenschaften und Sprachen d
von ihnen ungestüm geheischten Platz an den Gymnasien einräun
Jene wie diese bieten des in jeder Hinsicht erziehlichen Stoffe
die einen in ihrer positiven Richtung, die anderen in ihren he
lichen Literaturschätzen, in Fülle."

Nach meiner Ueberzeugung liegt auch in Oesterreich (C
leithanien) das Griechische im Todeskampfe, gewiß wird es b
den Gnadenstoß erhalten; das Latein aber hat ein zäheres Leb
mit der Zeit jedoch wird auch hier das Vorurtheil schwinden,
hoffe, daß meinen jüngsten Enkeln der Charakter ohne Lat
gebildet werden wird.

Generalstabschef der Cavallerie-Division Fürst Tax in Lemberg 1867.

Im Spätherbste 1866 rückte ich als Generalstabschef z
Cavallerie-Division Fürst Taxis nach Lemberg ein. Die Stelle w
für einen Major oder Oberstlieutenant und nicht für einen Oberste
der zu einem Corps-Commando gehört. Meine Transferirun
zum Generalstabe mußte ich als eine Auszeichnung ansehen. Wi
es kam, daß ich durch die Eintheilung zu einer Cavallerie-Divisi
zurückgesetzt wurde, kann ich mir nicht erklären. Jedoch war
mir nicht allein gleichgiltig, sondern sogar angenehm, weil ich
Herbste 1867 nach den Manövern unbedingt in Pension geh
wollte und ich mich nicht in das Getriebe des laufenden Diens
beim Corps-Commando einzuarbeiten brauchte.

Im Laufe des Winters sagte mir Fürst Taxis: „Geste
kam deine Individualbeschreibung, lese sie, ich bin schon be
Kriegsministerium eingekommen sie gleich jetzt neu zu schreib
man kann nicht wissen, was bis zum Herbste geschieht, und e
solche Individualbeschreibung kann ich dir nicht belassen."

Ich las, die Haare standen mir zu Berge: ganz mittelmä
und meine Force, die Ausbildung der Truppe, sogar unter
Mittelmäßigkeit beschrieben. Schauderhaft! was allem ein Sol
ausgesetzt ist. Brigadier Graf Pappenheim, welchen ich als V
tänzer in Lemberg im I. Bande, Seite 74, erwähnte, e
militärische und cavalleristische Null, die ihre Carrière im V

zimmer als Adjutant und Flügeladjutant machte, ein feiner Salonmann ohne Kenntnisse, Energie und Thatkraft, dieser hatte die Gewissenlosigkeit, meine Beschreibung zur Unkenntlichkeit zu verschlechtern, ohne mich als Cavalleristen zu kennen. Die Ursache war Oberst Smagalski, der ihm weißzumachen wußte, daß die Ausbildung des Regimentes von ihm stamme, und daß bei seiner Uebernahme des Regimentes Alles schlecht war. Als ob dies in einem Monate möglich gewesen wäre. Der damalige Major Baron Lederer erzählte mir, daß er wegen einer derartigen Aeußerung mit Oberst Smagalski einen ernsten Auftritt hatte.

Im Herbste kam Erzherzog Albrecht und prüfte den Fürsten Taxis als Infanterie-Divisionär. Um $^{1}/_{2}4$ Uhr Früh kam ich zum Divisionär, der schon den Befehl in Händen hatte, die nördlichen, gegen Zolkiew gelegenen Höhen anzugreifen. Er faßte den Befehl so auf, daß die Höhen in der Front anzugreifen seien. Die Vertheidigung derselben geschah durch die Division Feldmarschall-Lieutenant Drechsler.

Von Lemberg bis zu den Höhen führt eine einige Kilometer lange Straße, zwischen sumpfigen Wiesen, welche der sumpfige Peltew durchfließt, der zu überschreiten war. Ein Frontalangriff war daher unmöglich. Ich machte meinem Divisionär die Vorstellung und sagte: „Was sich der Erzherzog oder sein Generalstabschef denken, ist Nebensache, die Hauptsache bleibt das gute Resultat, denn wenn es schlecht ausfällt, kannst du dich auf den Erzherzog oder auf dessen Generalstabschef nicht ausreden. Die Stellung muß in der rechten Flanke angegriffen werden, wohin man ungesehen gelangen kann, in der Front ist zu demonstriren, wozu ein Bataillon Jäger, eine Batterie und eine Division Husaren genügen, der Rest der ganzen Division muß umgehen. Fürst Taxis war einverstanden. Die Husaren-Division kommandirte der Major Gömörey, der als Aeltester das Commando führte. Die Demonstration lag in guten Händen. Ich sagte ihm blos: „Viel Leben und Bewegung". Damals waren die Truppen noch nicht gewöhnt, sich im Terrain zu decken. Meine Aufgabe war, die Ausführung zu überwachen, damit sich Niemand zeige und alles hinter den Höhenrücken bleibe. Ich kam nicht aus dem gestreckten Galopp heraus, von der Tête zur Queue und von der Queue zur Tête. Das Glück war, daß es bei der Nacht geregnet hatte und nicht staubte. Ich erwischte gerade Generalmajor Heiduk, aus dem Generalstabe hervor-

barkeit der Classiker schwören, und es ist demnach nur angezeigt, daß man den neuen realistischen Wissenschaften und Sprachen den von ihnen ungestüm geheischten Platz an den Gymnasien einräume. Jene wie diese bieten des in jeder Hinsicht erziehlichen Stoffes, die einen in ihrer positiven Richtung, die anderen in ihren herrlichen Literaturschätzen, in Fülle."

Nach meiner Ueberzeugung liegt auch in Oesterreich (Cisleithanien) das Griechische im Todeskampfe, gewiß wird es bald den Gnadenstoß erhalten; das Latein aber hat ein zäheres Leben, mit der Zeit jedoch wird auch hier das Vorurtheil schwinden, ich hoffe, daß meinen jüngsten Enkeln der Charakter ohne Latein gebildet werden wird.

Generalstabschef der Cavallerie-Division Fürst Taxis in Lemberg 1867.

Im Spätherbste 1866 rückte ich als Generalstabschef zur Cavallerie-Division Fürst Taxis nach Lemberg ein. Die Stelle war für einen Major oder Oberstlieutenant und nicht für einen Obersten, der zu einem Corps-Commando gehört. Meine Transferirung zum Generalstabe mußte ich als eine Auszeichnung ansehen. Wieso es kam, daß ich durch die Eintheilung zu einer Cavallerie-Division zurückgesetzt wurde, kann ich mir nicht erklären. Jedoch war es mir nicht allein gleichgiltig, sondern sogar angenehm, weil ich im Herbste 1867 nach den Manövern unbedingt in Pension gehen wollte und ich mich nicht in das Getriebe des laufenden Dienstes beim Corps-Commando einzuarbeiten brauchte.

Im Laufe des Winters sagte mir Fürst Taxis: „Gestern kam deine Individualbeschreibung, lese sie, ich bin schon beim Kriegsministerium eingekommen sie gleich jetzt neu zu schreiben; man kann nicht wissen, was bis zum Herbste geschieht, und eine solche Individualbeschreibung kann ich dir nicht belassen."

Ich las, die Haare standen mir zu Berge: ganz mittelmäßig und meine Force, die Ausbildung der Truppe, sogar unter der Mittelmäßigkeit beschrieben. Schauderhaft! was allem ein Soldat ausgesetzt ist. Brigadier Graf Pappenheim, welchen ich als Vorgänger in Lemberg im I. Bande, Seite 74, erwähnte, eine militärische und cavalleristische Null, die ihre Carrière im Vor-

größeren Fehler beging, daß er das Terrain, welches nicht zu sehen war, nicht durch Cavallerie aufklären ließ.

Dies war der Abschied meiner militärischen Laufbahn. Leider nur ein militärisches Ballet. Als Oberst im Range noch weit zurück, wurde ich als Oberst pensionirt; selbstverständlich wurden meine Hintermänner Feldzeugmeister. Nie fühlte ich Neid, nie bedauerte ich; weil Frieden blieb, hätte ich meine Zeit für verloren gehalten. Jedenfalls konnte ich für die Zukunft der Kinder besser sorgen, als wenn mich ein hoher Titel gereizt haben würde. Ich behielt stets ein warmes Interesse für alles Militärische, besuchte viele Jahre hindurch die großen Manöver in Galizien und blieb stets mit meinen ehemaligen Kameraden in engem Contacte. Merkwürdigerweise besserte sich meine Gesundheit trotz angestrengter Arbeit. Meine Wunde hörte zu schmerzen auf, die rheumatischen Schmerzen, welche ich mir in der Ennser Equitation zugezogen hatte, verloren sich nach und nach und mein Magen wurde bei meinem regelmäßigen Regime vollkommen gesund. Mein Sohn wollte nach Ablegung der Matura Berufssoldat werden, was ich ihm ernsthaft abrieth, da nach meiner Ueberzeugung in Europa die nächste Generation zum Vortheile der Völker keinen Krieg erleben wird und einem Friedenssoldaten das militärische Ideal fehlt. Der Soldatenstand muß bei langem Frieden ohne Hoffnung auf Krieg degeneriren, denn die Parade wird sein Zweck.

Die staatsrechtliche Absonderung Ungarns und die zweite Periode der deutschliberalen Herrschaft (1867—1878).

Ministerpräsident Belcredi wollte mit der von der Krone gewünschten Befriedigung der Magyaren eine staatsrechtliche Umgestaltung des ganzen Reiches verbinden. Es sollte das Reich in fünf Staaten getheilt werden: 1. Böhmen, Mähren und Schlesien; 2. Galizien und Bukowina; 3. die südslavischen Länder; 4. Ungarn und Siebenbürgen; 5. die übrigen Länder. Den Vereinigungspunkt sollte die Person des Kaisers bilden. Der einheimische grundbesitzende Adel sollte das Uebergewicht besitzen; die gemeinsamen und äußeren Angelegenheiten sollten vom Kaiser und seinen Ministern

gegangen, als er über den Höhenrücken reiten und seine Brigade ihm folgen wollte. Er war stützig, worauf ich ihm sagte: „Ich habe den strengsten Befehl, Niemand über den Rücken marschiren zu lassen; bitte zu halten, ich hole Seine Durchlaucht." Dieser kam und verwies den General. Das Schwierige war, auf die Höhen mit den Geschützen zu gelangen, lauter steile kleine Hohlwege. Ich ließ alle benützen, um möglichst viel Geschütze und Infanterie gleichzeitig auf die Höhen zu bringen. Bei den Geschützen mußte die Mannschaft helfen, sie bergauf zu bringen. Die Ueberraschung gelang vollkommen, die feindlichen Batterien protzten auf und fuhren im Galopp zurück. Die Infanterie ging mit Gewehr in der Balanz im Laufschritte in die nächste Stellung. Es war wirklich merkwürdig zu sehen, wie Ueberraschung selbst im Frieden wirken kann.

Nun nahm ich sämmtliche Batterien in die Front mit der Brigade Fratricewits, die zweite Brigade ließ ich wieder, durch einen Wald gedeckt, den feindlichen rechten Flügel umgehen und da auch schon Gömöreÿ mit seiner Division eingerückt war, so wurde auch er zur Umgebung benützt. Die Schiedsrichter entschieden, daß der Gegner in eine zweite Stellung zurückging. Nun war es aus mit der Umgebung des feindlichen rechten Flügels, dagegen konnte man dem linken ungesehen beikommen. Ich ließ roquiriren. Die Brigade Fratricewits mit den Husaren umging den linken Flügel. Die Schiedsrichter entschieden wieder, daß der Gegner weichen müsse. Nun wurde abgeblasen und Feldmarschall-Lieutenant Fürst Taxis in den wärmsten Ausdrücken vom Erzherzog belobt. Als wir nach Lemberg zurück kamen, umarmte mich der Fürst in seinem Zimmer und sagte: „Das vergesse ich dir in meinem Leben nicht."

Ich hörte, daß der Erzherzog, welcher den Frontalangriff erwartete, sehr ungeduldig wurde und sagte: „Das hätte ich nie gedacht, daß der Fürst Taxis ein solcher Bandler sei." Nachmittags sagte mir Feldmarschall-Lieutenant Drechsler: „In der Front bei den ersten Häusern war so viel Bewegung, daß wir sicher waren, ihr werdet in der Front angreifen, wir sahen wohl gegen Holosko, doch bemerkten wir keine Truppen."

Ich machte einen großen Fehler, daß ich die Cavallerie nicht beim Flankenangriffe voraussandte. Der Flankenangriff gelang nur, weil Feldmarschall-Lieutenant Drechsler noch einen

größeren Fehler beging, daß er das Terrain, welches nicht zu sehen war, nicht durch Cavallerie aufklären ließ.

Dies war der Abschied meiner militärischen Laufbahn. Leider nur ein militärisches Ballet. Als Oberst im Range noch weit zurück, wurde ich als Oberst pensionirt; selbstverständlich wurden meine Hintermänner Feldzeugmeister. Nie fühlte ich Neid, nie bedauerte ich; weil Frieden blieb, hätte ich meine Zeit für verloren gehalten. Jedenfalls konnte ich für die Zukunft der Kinder besser sorgen, als wenn mich ein hoher Titel gereizt haben würde. Ich behielt stets ein warmes Interesse für alles Militärische, besuchte viele Jahre hindurch die großen Manöver in Galizien und blieb stets mit meinen ehemaligen Kameraden in engem Contacte. Merkwürdigerweise besserte sich meine Gesundheit trotz angestrengter Arbeit. Meine Wunde hörte zu schmerzen auf, die rheumatischen Schmerzen, welche ich mir in der Ennser Equitation zugezogen hatte, verloren sich nach und nach und mein Magen wurde bei meinem regelmäßigen Regime vollkommen gesund. Mein Sohn wollte nach Ablegung der Matura Berufssoldat werden, was ich ihm ernsthaft abrieth, da nach meiner Ueberzeugung in Europa die nächste Generation zum Vortheile der Völker keinen Krieg erleben wird und einem Friedenssoldaten das militärische Ideal fehlt. Der Soldatenstand muß bei langem Frieden ohne Hoffnung auf Krieg degeneriren, denn die Parade wird sein Zweck.

Die staatsrechtliche Absonderung Ungarns und die zweite Periode der deutschliberalen Herrschaft (1867—1878).

Ministerpräsident Belcredi wollte mit der von der Krone gewünschten Befriedigung der Magyaren eine staatsrechtliche Umgestaltung des ganzen Reiches verbinden. Es sollte das Reich in fünf Staaten getheilt werden: 1. Böhmen, Mähren und Schlesien; 2. Galizien und Bukowina; 3. die südslavischen Länder; 4. Ungarn und Siebenbürgen; 5. die übrigen Länder. Den Vereinigungspunkt sollte die Person des Kaisers bilden. Der einheimische grundbesitzende Adel sollte das Uebergewicht besitzen; die gemeinsamen und äußeren Angelegenheiten sollten vom Kaiser und seinen Ministern

nach eigenem Ermessen entschieden werden. Oesterreich sollte ein feudaler Föderativstaat mit absolut monarchischer Spitze werden.

Nach der damaligen Zusammensetzung der Landtage besaßen im Reichsrathe die Deutschen die Majorität, daher war für dieses Verfassungsproject keine Mehrheit zu finden. Belcredi bewog den Kaiser zum Erlasse des Patentes vom 2. Jänner 1867. Mit diesem Patente wurden die Vertreter Cisleithaniens zu einer „außerordentlichen Reichsrathsversammlung" einberufen. Die Landtage wurden aufgelöst, Neuwahlen für dieselben angeordnet, die neu zu wählenden Landtage auf den 11. Februar 1867 einberufen und zur Entsendung von Abgeordneten für die außerordentliche Reichsrathsversammlung aufgefordert, welche gleichzeitig auf den 25. Februar in Wien einberufen wurde.

Dagegen erhoben sich die Deutschen, weil sie ahnten, daß der Staatsminister eine slavische Majorität zusammenbringen wollte. Die Führer der deutschliberalen Partei beschlossen, unter dem Vorsitze des Fürsten Colloredo dahin zu wirken, daß die Landtage die Wahl zum außerordentlichen Reichstage ablehnen.

Franz Deák, die Seele der ungarischen Ausgleichsbestrebungen, sprach sich gegen das föderalistische Verfassungsproject Belcredi's aus, weil er erkannte, daß die Degradirung des Magyarenthums zu einem Reichsfünftel dasselbe in Zukunft hindern würde eine europäische Rolle zu spielen. Die äußere Politik stellte sich auch dem Projecte Belcredi's entgegen. Unsere Niederlage gebar bei uns die Losung „Revanche für Sadowa". Dieser Absicht entsprechend, wurde am 30. October 1866 Freiherr von Beust, der frühere sächsische Minister des Auswärtigen, ein sehr begabter Diplomat, einer der erbittertsten politischen und persönlichen Gegner Bismarck's, zum österreichischen Minister des Aeußern ernannt. Da Beust erkannte, daß das Project Belcredi's das Land in unabsehbare, innere Wirren stürze, gab er dem Kaiser den Rath, den Ausgleich nur mit den Ungarn abzuschließen, in Cisleithanien aber die Februarverfassung mit der parlamentarischen Führerschaft der deutschen Liberalen fortbestehen zu lassen. Beust schlug vor, zuerst den Ausgleich mit Deák und seiner Partei zu verabreden, dann für Ungarn ein Ministerium zu ernennen, durch dieses Ministerium die Zustimmung des ungarischen Landtages zum Ausgleichsentwurfe zu erlangen, dann den engeren Reichsrath auf Grund der Februarverfassung einzuberufen, demselben den Vertrag mit Ungarn als vollendete

Thatsache mitzutheilen und ihm die Abänderung der Februarverfassung mit Rücksicht auf die Zugeständnisse an Ungarn vorzuschlagen.

Der Kaiser genehmigte diesen Plan. Die Ausführung desselben spielte sich glatt ab. Die für das Reich vortheilhafteste Gestaltung wäre allerdings gewesen, **ein** Parlament, eine einheitliche Gesetzgebung, eine einheitliche Verwaltung und ein einheitliches Budget; da aber dieses nicht durchführbar war, so blieb der Dualismus ein viel kleineres Uebel, als die geplante Fünftheilung.

Belcredi trat zurück und am 7. Februar wurde Beust Ministerpräsident. Am selben Tage entbot der Kaiser Franz Deák zu sich. Die darauf gefolgte Vereinbarung mit den Ungarn enthielt folgende, noch dermalen das staatsrechtliche Fundament der Monarchie bildende Hauptpunkte: Die Länder der ungarischen Krone einerseits und die Länder diesseits des Grenzflüßchens Leitha andererseits sind jedes ein selbstständiger Staat, mit eigenem Parlament (in Ungarn „Reichstag" und in Oesterreich „Reichsrath"), eigenem Ministerium und separirter Staatsverwaltung und Gesetzgebung. Gemeinsam beiden Staaten sind nur die Person des Monarchen und nachstehende Gegenstände: a) die auswärtigen Angelegenheiten, wobei jedoch die Genehmigung der internationalen Verträge den Vertretungskörpern der beiden Reichshälften vorbehalten bleibt; b) die Armee, überhaupt das Kriegswesen mit Inbegriff der Kriegsmarine, jedoch mit Ausschluß der Recrutenbewilligung; c) die Bewilligung der Geldmittel zur Bestreitung der gemeinsamen Angelegenheiten. Die Aufbringung dieser Geldmittel ist Sache des österreichischen Reichsrathes und des ungarischen Reichstages, welche von 10 zu 10 Jahren den Antheil des von jedem der beiden Staaten zu leistenden Betrages festsetzen. Zur Verwaltung dieser gemeinsamen Angelegenheiten soll ein gemeinsames Ministerium (Reichsministerium), bestehend aus einem Minister des Aeußeren, einem Reichskriegsminister und einem Reichsfinanzminister gebildet werden. Das Gesetzgebungsrecht betreffs der gemeinsamen Angelegenheiten haben die sogenannten Delegationen, welche von beiden Vertretungskörpern gewählt werden und die abwechselnd in Wien und Pest tagen. Die Reichsminister sind diesen Delegationen verantwortlich. Die Befugniß, Krieg zu erklären, die Verfügung über die Armee und die Er-

nennung aller Staatsbeamten diesseits und jenseits der Leitha blieben nach wie vor uneingeschränkte Vorrechte der Krone. Deák erreichte, daß der Kaiser in die Wiedereinverleibung Siebenbürgens und in die erneuerte Abhängigkeit Croatiens willigte. Am 17. Februar 1867 verkündeten vom Kaiser als König von Ungarn unterzeichnete Rescripte den vollzogenen Ausgleich und die Einsetzung eines verantwortlichen ungarischen Ministeriums, als dessen Präsident Graf Julius Andrassy ernannt wurde.

Graf Andrassy war eine ungewöhnlich hervorragend begabte Persönlichkeit, die beweist, daß ein natürlicher Verstand keines Befähigungsnachweises bedürfe, denn er stellte später, als Minister des Aeußern, seine zünftigen Vorgänger weit in den Schatten. Er besaß Entschluß, Energie, Muth der Verantwortung nach oben und unten; ohne diese Eigenschaften nützt in hervorragender, politischer Stellung Verstand allein nichts. Seine Menschenkenntniß fand Talente. Er war nicht so hochnasig wie viele andere Diplomaten.

Am 8. Juni 1867 fand die Krönung des Kaisers Franz Joseph als König von Ungarn statt. Dadurch hatte die freiheitliche und nationale Bewegung der Jahre 1848 und 1849 in Ungarn ihren gesetzlichen Abschluß gefunden. Das erste Reichsministerium bestand aus Freiherrn von Beust (Auswärtiges), Becke (Finanzen), John und später Kuhn (Krieg).

Feldzeugmeister Baron Kuhn war der genialste Kriegsminister, den wir in den letzten 50 Jahren hatten. Manche seiner Neuerungen fanden bei Erzherzog Albrecht und in den hohen Kreisen keinen Beifall, namentlich die Abschaffung der Privilegien der Regimentsinhaber, die denkbar ungerechteste Institution, welche es möglich machte, daß ein aus einer Militäranstalt ausgestoßener Zögling binnen drei bis vier Jahren Hauptmann oder Rittmeister werden konnte.

In Cisleithanien war der weitere Verlauf der Verfassungsgesetzgebung folgender: Zunächst wurde das Project vom außerordentlichen Reichsrathe fallen gelassen und mit kaiserlichem Patente vom 20. April 1867 der Reichsrath schlechthin, also der ordentliche Reichsrath auf den 20. Mai 1867 nach Wien einberufen. Diesem Reichsrathe fiel die Aufgabe zu, mit dem ungarischen Reichstage den sogenannten Ausgleich zu machen und die Februarverfassung entsprechend zu ändern.

Zur Lösung dieser Aufgabe legte die Regierung dem Abgeordnetenhause vier Gesetzentwürfe vor: 1. Ueber die Abänderung des Grundgesetzes der Reichsvertretung vom 26. Februar 1861; 2. über die Abänderung des § 13 dieses Grundgesetzes (betreffend das sogenannte Nothverordnungsrecht); 3. über die Verantwortlichkeit der Minister; 4. über die Delegationen im allgemeinen und insbesondere über die Delegation des Reichsrathes. Der am 19. Juni 1867 vom Abgeordnetenhause zur Vorberathung eingesetzte Ausschuß (Verfassungsausschuß) erledigte nicht nur diese Regierungsvorlagen, sondern brachte auch noch folgende, aus seiner eigenen Initiative hervorgegangene Gesetzentwürfe vor das Haus: 1. über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger; 2. über die Einsetzung eines Reichsgerichtes; 3. über die richterliche Gewalt; 4. über die Ausübung der Regierungs- und Vollzugsgewalt. Diese in beiden Häusern berathenen Gesetzentwürfe gelangten als Staatsgrundgesetze vom 21. December 1867 (Decemberverfassung) zur Publication und bilden seither die Fundamente der österreichischen Staatsverfassung.

Freude und Festlichkeiten bei den Deutschen!! Für die Freisinnigen war die langersehnte Zeit gekommen! Ausgenützt wurde sie aber nicht. Die Revisoren der Verfassung ließen Alles beim Alten, nicht einmal directe Reichsrathswahlen wurden eingeführt. Die Zahl der Abgeordneten betrug 203. Die Deutschen hatten die Majorität und hofften, die Regierung werde in ihrem eigenen Interesse dieses Verhältniß nicht ändern.

Am 30. December ernannte der Kaiser für Cisleithanien das sogenannte „Bürgerministerium", welches aus folgenden Mitgliedern bestand: Fürst Karl Auersperg, Präsident des Ministerrathes; Graf Taaffe, Stellvertreter des Ministerpräsidenten und Minister für Landesvertheidigung und öffentliche Sicherheit; Dr. Giskra, Minister des Innern; Dr. Herbst, Justizminister; Dr. Brestel, Finanzminister; Edler von Plener, Handelsminister; Ritter von Hasner, Minister für Cultus und Unterricht; Graf Potocki, Ackerbauminister; Dr. Berger, Minister ohne Portefeuille.

Die Seele des Ministeriums war Giskra, eine hervorragende Persönlichkeit. Ich erinnere mich auf ihn als Referenten des Militär-Budgets im Abgeordnetenhause, wo er besser die Details kannte, als der ganze Stab von Referenten des Kriegsministeriums. Als Freisinnig-bürgerlicher wurde er vielfach angefeindet, namentlich nahm man ihm Folgendes übel: Als Advocat betheiligte er sich an

der Gründung der Lemberg-Czernowitzer Bahn, und zwar nicht allein mit seinem Kopfe, sondern auch mit Kapital. Die Abwicklung geschah erst in der Zeit als er Minister war. Das Resultat war ein namhafter Gewinn, welchen er mit specieller Genehmigung Seiner Majestät eincassirte. Diese Betheiligung wurde gewöhnlich so dargestellt, als ob sie erst während seiner Ministerthätigkeit geschehen wäre, was aber nicht der Fall war.

Die parlamentarisch geschulten Magyaren gingen gleich nach Wiedererlangung ihrer Constitution an die Ausbreitung ihrer Sprache. Am 29. November 1868 wurde ein Nationalitätsgesetz beschlossen, welches folgende Hauptbestimmungen enthielt: Die ungarische Sprache ist Staats- und Berathungssprache der gesetzgebenden Versammlungen. Die Gesetze werden in ungarischer Sprache erlassen, aber in die Sprache aller im Lande wohnenden Nationalitäten übersetzt. Die amtliche Regierungssprache ist die ungarische. Die höheren Gerichte übersetzen die in fremden Sprachen geführten oder von den Untergerichten auf dem Wege der Appellation an sie gelangten Processe ins Ungarische und fällen ihre Erkenntnisse in ungarischer Sprache. — Die Magyaren gingen von der Anschauung aus, daß ihre politische Führerschaft nur durch Energie erreicht werden könne. Der Erfolg gab ihnen Recht.

Das Erste im neuen österreichischen Reichsrathe war die Regelung der durch die Staatsgrundgesetze gewährleisteten Glaubens- und Gewissensfreiheit. Zu diesem Zwecke wurden drei Gesetze beschlossen: 1. Das Ehegesetz, wodurch die eherechtlichen Vorschriften des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches wieder hergestellt, die Gerichtsbarkeit in Ehesachen den Geistlichen abgenommen und den weltlichen Gerichten zurückgegeben und die Nothcivilehe eingeführt wurde; zu bedauern ist, daß die obligatorische Civilehe nicht so wie in Ungarn durchgesetzt werden konnte. Der damalige Wiener Erzbischof vermittelte in Rom bis zur äußersten Grenze. 2. Das Schulgesetz, wodurch die Leitung des Unterrichtswesens den Geistlichen abgenommen und den staatlichen Behörden unterstellt wurde. 3. Das interconfessionelle Gesetz, wodurch das Religionsbekenntniß der Kinder bei gemischten Ehen, der Uebertritt von einer Religion zur anderen, das Begräbniß u. s. w. geregelt wurden. Diese Gesetze wurden vom Kaiser am 25. Mai 1868 unterzeichnet. Der päpstliche Nuntius erließ sofort einen Protest gegen diese Gesetze als eine Verletzung des Concordates und Pius IX.

Verwaltung der der böhmischen Gesetzgebung angehörenden Angelegenheiten sollte ein dem böhmischen Landtag verantwortlicher kgl. böhmischer Hofkanzler gestellt werden. Für solche Angelegenheiten, welche Böhmen mit den übrigen cisleithanischen Ländern gemeinsam hat, sollte nicht mehr der Reichsrath maßgebend sein, sondern ein von Fall zu Fall zu berufender Congreß von durch die Landtage zu wählenden Delegierten. Für die Entscheidung über Ministeranklagen, über Competenzstreitigkeiten zwischen dem Delegiertencongresse und den Landtagen, sowie über gewisse Streitigkeiten der einzelnen Länder untereinander &c. sollte ein Senat gebildet werden. Welche Schwerfälligkeit! Dies sind die wesentlichen Punkte der Wünsche der Czechen, wie sie in den sogenannten Hohenwart'schen Fundamentalartikeln Ausdruck gefunden haben, welche Beust und die Ungarn zu Falle brachten. Durch diese Fundamentalartikel wären 1,700.000 Deutsche Böhmens unter die czechische Herrschaft gekommen und der Czechisirung ausgeliefert worden. Die Czechen streben auch heute noch die politische Sonderstellung an. Zu verwundern ist, wie die rechtliche Möglichkeit vorhanden sein konnte, eine solche Verfassungsänderung, ohne Zweidrittelmehrheit, zu Ungunsten der Deutschen unter Anwendung der von den Deutschen selbst geschaffenen Verfassung zustande zu bringen. Die den Ungarn gewährte Sonderstellung gab den österreichischen Slaven das Beispiel. Die Czechen begehrten im böhmischen Landtage in der vielgenannten „Declaration" die Wiederherstellung des „böhmischen Staatsrechtes". Die Polen begehrten eine Erweiterung des Wirkungskreises ihres Landtages. Die diesfällige Resolution des galizischen Landtages vom Jahre 1868 forderte, daß künftig folgende Gegenstände in dessen Wirkungskreis übergehen sollen: Die Regulirung der Handelsangelegenheiten des Landes; die Gesetzgebung in Betreff der Credit- und Assecuranzinstitute, der Banken und Sparcassen; die Gesetzgebung in Sanitätssachen, sowie über den Schutz gegen Epidemien und Viehseuchen; die Gesetzgebung in Angelegenheiten der Zuständigkeit und Fremdenpolizei, über Schutz geistigen Eigenthums; die Feststellung der Lehrgrundsätze in Volksschulen*)

*) In dieser Beziehung entfaltete Galizien keine sehr ersprießliche Thätigkeit, obgleich erwähnt werden muß, daß bei der Recrutenstellung 1904 blos 25 Percent Analphabeten waren, während es vor zehn Jahren noch 72 Percent gab.

und Gymnasien, sowie die Gesetzgebung in Universitätssachen; die Gesetzgebung in Sachen des Strafrechtes und der Strafpolizei; in Betreff des Civil- und Bergrechtes, sowie in Betreff der Hauptumrisse der Organisation von Gerichts- und Administrationsbehörden. Auch wurde ein eigener Cassationshof für Galizien und ein verantwortlicher Hofkanzler begehrt. Die Slovenen verlangten ein slovenisches Königreich, welches nach ihrer Absicht auch die von Slovenen bewohnten Theile von Kärnten, Steiermark und Küstenland umfassen sollte. Der energische Widerstand der Czechen gegen die Verfassung spaltete das Ministerium, der Kaiser entschied sich für die Majorität desselben, die Minister Taaffe, Berger und Potocki gaben ihre Entlassung (15. Jänner 1870). Fürst Carlos Auersperg*) hatte bereits am 26. September 1868 demissionirt. Nun traten ein: Dr. Carl Edler von Stremayr für Cultus und Unterricht, Dr. Anton Banhans für Handel und Wagner für Landesvertheidigung. Hasner übernahm das Ministerpräsidium (3. Februar 1870).

Um zu verhindern, daß ganze Länder im Reichsrathe unvertreten seien, wenn Landtagsmajoritäten die Vornahme der Wahl für den Reichsrath verweigern, wurde am 30. März 1870 das Nothwahlgesetz geschaffen, womit directe Reichsrathswahlen für zulässig erklärt wurden. Infolge dieses legten die polnischen und andere slavische Abgeordnete sofort ihre Mandate nieder. Nachdem aber hiedurch die Mitgliederzahl des Reichsrathes sehr zusammengeschmolzen war, verlangten die Minister die Auflösung jener Landtage, deren Mitglieder den Reichsrath verlassen hatten. Der Kaiser verweigerte dies jedoch; infolge dessen reichten die Minister am 4. April (1870) ihre Entlassung ein, die auch angenommen wurde. Der Kaiser wollte ausgleichen. Graf Alfred Potocki wurde mit dieser Aufgabe betraut.

Zu diesem Ausgleiche wurde nur ein Verwaltungsministerium zusammengebracht. Der versuchte Ausgleich aber mißlang. Der deutschliberale Reichsrath machte entschieden Front gegen den projectirten Ausgleich. Die Situation änderte sich auch nicht, als am 21. Mai sowohl das Abgeordnetenhaus als auch die Landtage aufgelöst und Neuwahlen vorgenommen worden waren. Sowohl das neue Abgeordnetenhaus als auch das Herrenhaus sprachen

*) Nicht zu verwechseln mit Adolf, dem späteren Ministerpräsidenten.

sich in Adressen an den Kaiser nachdrücklichst für die Aufrechthaltung der Verfassung aus.

Der Kaiser entschied sich aber für den Föderalismus und berief (4. Februar 1871) zur Ausführung desselben den Grafen Hohenwart (geboren zu Wien 1824), der folgendes über den Parteien stehende Ministerium bildete: die Czechen Habietinek und Jirecek, ersterer für Justiz, letzterer für Cultus und Unterricht, Professor Schäffle für Handel und Leitung des Ackerbauministeriums, Holzgethan für Finanzen, Scholl für Landesvertheidigung und Grocholski ohne Portefeuille (für Galizien). Hohenwart ging mit großer Energie ans Werk. Zunächst vereinbarte er mit dem Czechenführer Dr. Rieger die Fundamentalartikel, und da die Zusammensetzung des Reichsrathes seinen Plänen nicht günstig war, so löste er denselben und alle jene Landtage, welche verfassungstreu waren, auf. Bei den Neuwahlen zeigte sich, daß die Verfassung nicht so revidirt war, daß sie den Deutschen die Unentziehbarkeit der Herrschaft sicherte, denn Hohenwart hätte über eine entschiedene Zweidrittelmehrheit im Abgeordnetenhause verfügt. Es waren von den 203 Mitgliedern desselben nur 66 verfassungstreue. Dieses Resultat wurde dadurch erreicht, daß die deutschliberalen Mehrheiten in den Landtagen von Böhmen, Mähren und Oberösterreich gestürzt wurden. Der Sturz der deutschliberalen Mehrheit im böhmischen Landtage erfolgte durch den Ausgang der Wahlen der Großgrundbesitzer; von den 242 Mitgliedern des böhmischen Landtages wählen die Großgrundbesitzer 70, und zwar in einer Versammlung; in dieser hatten die Czechen mit etwa 20 Stimmen gesiegt, indem sich viele Deutsche dem Kaiser zuliebe der Wahlen enthielten. Der Einführung der Fundamentalartikel hätte nichts entgegengestanden, wenn die Ungarn dem Plane Hohenwart's nicht Opposition gemacht haben würden. Die Ungarn hatten schon das Belcredi'sche Bundesstaatsproject aus Gründen der europäischen Machtstellung des Magyarenthums abgelehnt. Der gleiche Grund machte sich jetzt gegenüber der geplanten Sonderstellung der Czechen geltend. Die Magyaren — 6 Millionen — gingen von der Anschauung aus, daß die Befriedigung der Sonderstellungswünsche der Slaven Cisleithaniens das gleiche Bestreben bei den in Ungarn lebenden Slaven — Serben und Kroaten $2^1/_2$ Millionen, Slovaken 1·8 Millionen — wachrufen würde, was die Schwächung der politischen

... die Gesetzgebung in Universitätssachen; die ... des Strafrechtes und der Strafpolizei; ... und Bergrechtes, sowie in Betreff der ... von Gerichts- und Administrations- ... ein eigener Cassationshof für Galizien und ... Hofkanzler begehrt. Die Slovenen verlangten ..., welches nach ihrer Absicht auch die von ... Theile von Kärnten, Steiermark und Küsten- ... Der energische Widerstand der Czechen ... spaltete das Ministerium, der Kaiser ent- ... Majorität desselben, die Minister Taaffe, ... gaben ihre Entlassung (15. Jänner 1870). ... hatte bereits am 26. September 1868 ... ein: Dr. Carl Edler von Stremayr für ... Dr. Anton Banhans für Handel und ... Vertheidigung. Hasner übernahm das Minister- ... 1870).

... dern, daß ganze Länder im Reichsrathe ... Landtagsmajoritäten die Vornahme der ... verweigern, wurde am 30. März 1870 ... geschaffen, womit directe Reichsraths- ... erklärt wurden. Infolge dieses legten die ... lavische Abgeordnete sofort ihre Mandate ... hiedurch die Mitgliederzahl des Reichs- ... zusammengeschmolzen war, verlangten die Minister ... Landtage, deren Mitglieder den Reichsrath ... Kaiser verweigerte dies jedoch; infolge dessen ... am 4. April (1870) ihre Entlassung ein, ... wurde. Der Kaiser wollte ausgleichen. Graf ... mit dieser Aufgabe betraut.

... wurde nur ein Verwaltungsministerium ... Der versuchte Ausgleich aber mißlang. Der ... machte entschieden Front gegen den ... Die Situation änderte sich auch nicht, als ... das Abgeordnetenhaus als auch die Landtage ... vorgenommen worden waren. Sowohl ... Abgeordnetenhaus als auch das Herrenhaus sprachen

... verwechseln mit Adolf, dem späteren Ministerpräsidenten.

Zur Beseitigung der slavisch-clericalen Mehrheiten im Abgeordnetenhause und in einzelnen Landtagen wurden am 25. November die Landtage aufgelöst. Der Erfolg entsprach den Erwartungen. Das am 28. December 1871 zusammengetretene neue Abgeordnetenhaus wies trotz Nichterscheinens der meisten Föderalisten eine beschlußfähige Zahl verfassungstreuer Abgeordneter auf. Den Ausschlag hatte wieder der Wahlkörper der böhmischen Großgrundbesitzer gegeben, in welchem die Deutschen siegten.

Eine der ersten Arbeiten, der sich die deutschliberalen Abgeordneten, die „Verfassungspartei", widmeten, war die Loslösung des Reichsrathes von den Landtagen durch Einführung directer Wahlen in denselben; es lag der Regierung daran, den Bestand der Centralvertretung gegen das allfällige Uebelwollen (passiven Widerstand der Landtage) zu schützen, und die Deutschen wollten daß ihre Minoritäten in Böhmen, Mähren, Krain u. s. w. zu einer von den Landtagsmajoritäten unabhängigen Vertretung im Reichsrathe kommen. Beides wurde durch die vom Kaiser am am 2. April 1873 sanctionirte Reichsrathswahlordnung erreicht. An den Machtverhältnissen der Parteien wurde dadurch wenig geändert. Man hielt nämlich auch für den Reichsrath an den Wählerclassen des Bauernstandes, des städtischen Bürgerstandes (mit zwei Abtheilungen: Städte- und Handels- und Gewerbekammern) und des Großgrundbesitzes fest. Nur das städtische Element wurde etwas vermehrt, damit es die Führung erhalte. Es entfallen gegenwärtig auf Städte und Handelskammern nahezu 39 statt 33 Percent der Mandate; dafür ist der mittlere und kleine Grundbesitz (Landgemeinden) von 39 auf 37 und der Großgrundbesitz von 28 auf 24 Percent zurückgegangen. Es entfielen nach dem neuen Wahlgesetze von der auf 353 erhöhten Zahl der Reichsrathsabgeordneten auf die Städte 118, auf die Handels- und Gewerbekammern 21, auf die Landgemeinden 129, auf die Großgrundbesitzer sammt den Höchstbesteuerten in Dalmatien 85. Auch der Wählerkreis war bei jeder Wählerklasse fast im gleichen Umfange belassen, wie er bisher für die Landtagswahlen bestand. Das neue Wahlgesetz ließ also die Grundlage der Reichsvertretung nahezu unverändert. Das freisinnige deutsche Element der Mittelclasse blieb nach wie vor von dem guten Willen der deutschen Großgrundbesitzer abhängig; die Abgeordneten des Großgrundbesitzes, und zwar speciell diejenigen

Macht des Magyarenthums zur Folge haben würde. Die gesammte magyarische Presse sprach sich gegen die Fundamentalartikel aus. Hiezu trat noch der Umstand, daß die günstigen Aussichten der Böhmen in Transleithanien thatsächlich unbotmäßige Wünsche erzeugten. Die südslavische Partei stellte nämlich das Begehren, daß der magyarische Ausgleich aufgehoben werde. Am 8. October brach in der Militärgrenze eine förmliche Empörung aus, gegen die militärisch eingeschritten werden mußte. Außerdem sandte Reichskanzler Beust eine Denkschrift an den Kaiser, in welcher er die Fundamentalartikel für unvereinbar mit dem ungarischen Ausgleich und als dem Staate schädlich erklärte. Der Kaiser, bedenklich gemacht, berief Andrassy zu einer Berathung nach Wien (16. October). Die Anschauung Andrassy's stimmte mit der Beust's vollständig überein. Damit war der Sturz Hohenwart's besiegelt. Das Ministerium Hohenwart trat mit Ausnahme Grocholski's und Holzgethan's am 30. October zurück. Groß war die Freude der freisinnigen Deutschen über diese Wendung der Dinge. Mit erneuter Schaffensfreudigkeit trat man an die gesetzgeberischen Aufgaben heran. Der Kaiser ernannte folgendes verfassungstreues Ministerium: Fürst Adolf Auersperg (Ministerpräsident), Dr. Josef Freiherr von Lasser (Inneres), Dr. Julius Glaser (Justiz), Stremayr (Cultus und Unterricht), Banhans (Handel), Johann Ritter von Chlumecky (Ackerbau), Oberst Julius Horst (Landesvertheidigung), Dr. Josef Unger (Minister ohne Portefeuille), Ludwig Freiherr von Holzgethan und nach dessen am 15. Jänner 1872 erfolgten Uebertritt in das Reichsfinanzministerium Freiherr de Pretis für die Finanzen. Die Seele dieses Cabinettes war Lasser, ein Ideal eines Verwaltungsbeamten; Glaser und Unger waren die hervorragendsten Juristen in Oesterreich. In diese Zeit fällt auch der Rücktritt des Reichskanzlers Beust und die Ersetzung desselben durch Graf Julius Andrassy.

Die totale Niederwerfung der ersten Kriegsmacht Europas durch Deutschland im Jahre 1870/71 ließ in Oesterreich die Losung: „Revanche für Königgrätz!“ verstummen und machte allmählich einem aufrichtigen Freundschaftsverhältnisse zu Deutschland Platz. Diesem wurde durch den eben erwähnten Personenwechsel im Ministerium des Aeußern Ausdruck verliehen. Beust wurde Botschafter in London.

Zur Beseitigung der slavisch-clericalen Mehrheiten im Abgeordnetenhause und in einzelnen Landtagen wurden am 25. November die Landtage aufgelöst. Der Erfolg entsprach den Erwartungen. Das am 28. December 1871 zusammengetretene neue Abgeordnetenhaus wies trotz Nichterscheinens der meisten Föderalisten eine beschlußfähige Zahl verfassungstreuer Abgeordneter auf. Den Ausschlag hatte wieder der Wahlkörper der böhmischen Großgrundbesitzer gegeben, in welchem die Deutschen siegten.

Eine der ersten Arbeiten, der sich die deutschliberalen Abgeordneten, die „Verfassungspartei", widmeten, war die Loslösung des Reichsrathes von den Landtagen durch Einführung directer Wahlen in denselben; es lag der Regierung daran, den Bestand der Centralvertretung gegen das allfällige Uebelwollen (passiven Widerstand der Landtage) zu schützen, und die Deutschen wollten daß ihre Minoritäten in Böhmen, Mähren, Krain u. s. w. zu einer von den Landtagsmajoritäten unabhängigen Vertretung im Reichsrathe kommen. Beides wurde durch die vom Kaiser am am 2. April 1873 sanctionirte Reichsrathswahlordnung erreicht. An den Machtverhältnissen der Parteien wurde dadurch wenig geändert. Man hielt nämlich auch für den Reichsrath an den Wählerclassen des Bauernstandes, des städtischen Bürgerstandes (mit zwei Abtheilungen: Städte- und Handels- und Gewerbekammern) und des Großgrundbesitzes fest. Nur das städtische Element wurde etwas vermehrt, damit es die Führung erhalte. Es entfallen gegenwärtig auf Städte und Handelskammern nahezu 39 statt 33 Percent der Mandate; dafür ist der mittlere und kleine Grundbesitz (Landgemeinden) von 39 auf 37 und der Großgrundbesitz von 28 auf 24 Percent zurückgegangen. Es entfielen nach dem neuen Wahlgesetze von der auf 353 erhöhten Zahl der Reichsrathsabgeordneten auf die Städte 118, auf die Handels- und Gewerbekammern 21, auf die Landgemeinden 129, auf die Großgrundbesitzer sammt den Höchstbesteuerten in Dalmatien 85. Auch der Wählerkreis war bei jeder Wählerklasse fast im gleichen Umfange belassen, wie er bisher für die Landtagswahlen bestand. Das neue Wahlgesetz ließ also die Grundlage der Reichsvertretung nahezu unverändert. Das freisinnige deutsche Element der Mittelclasse blieb nach wie vor von dem guten Willen der deutschen Großgrundbesitzer abhängig; die Abgeordneten des Großgrundbesitzes, und zwar speciell diejenigen

Böhmens und Mährens, welche über 32 Abgeordnetensitze verfügten, behielten die Entscheidung über den nationalen Charakter des Abgeordnetenhauses in der Hand, was sich jedenfalls als ungünstig für die Deutschen auch später erwies, der jeweiligen Regierung aber zugute kam. Ein großer Theil des Großgrundbesitzes ist nämlich ganz den Wünschen des jeweiligen Ministeriums ergeben. Der Kaiser kann dadurch den nationalen Charakter des Abgeordnetenhauses bestimmen. Auf wie schwankem Boden die Herrschaft des deutschen Bürgerthums in Oesterreich trotz dieser Reichsrathswahlordnung ruhte, zeigte sich in der Folge im Jahre 1879.

Die für die Deutschliberalen unter sehr günstigen Umständen auf Grund des neuen Wahlgesetzes erfolgte Wahl des Abgeordnetenhauses ergab für die politischen Parteien folgende Stärke: deutschfreisinnige Abgeordnete der Städte, Handelskammern und Landgemeinden 170, Vertreter des verfassungstreuen großen Grundbesitzes 57, staatsrechtliche Opposition 126 Mitglieder.

Solange die Deutschliberalen die Bundesgenossenschaft des deutschen Großgrundbesitzes und des Ministeriums besaßen, schritt die freiheitliche Gesetzgebung ungehindert fort. So wurde im Interesse der persönlichen und staatlichen Freiheit die Entscheidung darüber, ob Jemand eine ihm als ein größeres Verbrechen (bei Druckschriften auch Vergehen) angeschuldigte Handlung begangen habe oder nicht, den Richtern abgenommen und den Geschwornen übertragen. Am 21. Jänner 1874 legte die Regierung Gesetzentwürfe wegen Regelung der äußeren Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche, betreffs der Beiträge aus den Pfründen zum Religionsfonds; betreffs der Rechtsverhältnisse der klösterlichen Gemeinschaften, endlich über die Erfordernisse der gesetzlichen Anerkennung noch nicht anerkannter Religionsgesellschaften vor. Als diese Entwürfe Gesetz geworden waren, erließ der Papst eine Encyclica an die österreichischen Bischöfe, in der er diese Gesetze verwarf, was Andrassy mit einer zurückweisenden Note an die Curie beantwortete. Im Interesse der Verwertung der großen Fortschritte der Naturwissenschaft und Technik in der land- und forstwirthschaftlichen Praxis wurde eine Hochschule für Bodencultur gegründet (1872). Gegen rechtswidrige Entscheidungen der politischen und autonomen Behörden wurde mit Gesetz vom 22. October 1875 als Aufhebungsinstanz ein Verwaltungsgerichtshof errichtet.

In parteigeschichtlicher Hinsicht muß nachgetragen werden, daß im Jahre 1869 und Anfangs 1870 in Wien und in zahlreichen Provinzstädten „Deutsche Vereine" gegründet wurden. Diese setzten sich die Organisirung einer deutschnationalen Partei zum Zwecke. Wir finden Namen wie Anton Auersperg, Kaiserfeld, Rechbauer, Giskra, Groß aus Wels, Kaiser, Max Friedländer als Mitglieder jener vom deutschen Vereine in Wien einberufenen Versammlung vom 22. Mai 1870, welche sich „der erste deutsch-österreichische Parteitag" nannte und ein Parteiprogramm aufstellte. Dieses Programm enthielt als ersten Punkt den folgenden, von der Versammlung angenommenen Satz: „Die Deutschen in Oesterreich stehen für ihren nationalen Verband und ihre nationale Stellung solidarisch ein. Sie müssen daher wie **ein** Mann, Alle für Einen und Einer für Alle, zur kräftigen Abwehr zusammenwirken, sobald ein deutsches Interesse in irgend einem Teile des Reiches bedroht ist. Jede auftauchende Frage ist in erster Linie von dem Gesichtspunkte zu beurtheilen, ob sie den Rechten und Interessen der Deutschen entspricht und jeder das ganze Reich berührende Vorschlag, wenn er auch an sich oder für einzelne Länder zuläßig wäre, ist zu verwerfen, wenn er die nationale Existenz der Deutschen auch nur in einem Lande bedroht." Ein weiters beschlossener Programmpunkt war höchst unpolitisch, weil er die Wählerclasse des großen Grundbesitzes fallen lassen wollte, obgleich diese Gruppe den Deutschen momentan wider die Czechen einen großen Schutz gewährte. Die Befürworter dieses Programmpunktes sagten: „Der verfassungstreue Adel Böhmens ist in den wenigsten Fällen der Mehrheit sicher. Einer feudalen Regierung gelingt es leicht, der czechisch-feudalen Partei die Mehrheit in den Großgrundbesitzerwahlkörpern zu verschaffen 2c. Für die Zeiten des Unglückes ist eine Stütze am nothwendigsten. Für die letzteren muß man sorgen und feste, einfache Grundlagen schaffen, welche unter allen Umständen dauern und von keiner Regierung unterwühlt werden können." Dieser Parteitag nahm in Aussicht, daß der Großgrundbesitz statt im Abgeordnetenhause dort, wohin er durch die Pillersdorf'sche Verfassung verwiesen wurde, nämlich im Herrenhause, seinen Platz finden solle.

Die „**alten**" Führer der Verfassungspartei blieben dieser Versammlung der „**Jungen**" ferne.

Infolge der Gefahren, welche die Deutschen in dem Ausgleichsstreben des Ministeriums Potocki erblickten, fand über Einladung des Deutschen Vereines in Wien im Februar 1871 ein „zweiter deutsch-österreichischer Parteitag" statt. In dieser Versammlung wurde insbesondere für ein Bündnisverhältniß zwischen Oesterreich und dem Deutschen Reiche gesprochen. Während der Regierungsperiode Hohenwart's hielten „Junge" und „Alte" besondere Parteitage ab, und zwar jene in Wien am 27. April, diese in Teplitz am 16. Mai. Bei den Reichsrathswahlen (Ende 1871) fielen auf die „Alten" 105, auf die „Jungen", später „Fortschrittspartei", 65 Mandate.

Im Jahre 1875 begannen die Conflicte zwischen der Verfassungspartei und dem Ministerium Auersperg. Die Verfassungspartei wünschte weitere Kirchengesetze. Diese konnte das Ministerium leider bei der Krone nicht durchsetzen. Auch wünschte die Verfassungspartei, daß, nachdem der mit Ungarn im Jahre 1867 auf 10 Jahre geschlossene finanzielle Ausgleich, wonach Cisleithanien 70 Prozent und Ungarn nur 30 Prozent zur Bestreitung der gemeinsamen Angelegenheiten beitrug, bei der Erneuerung des Ausgleiches Erleichterungen für Cisleithanien erwirkt werden mögen, was das Ministerium nicht erreichen konnte. Dies und anderes erzeugte Opposition gegen das Cabinet. Andererseits war auch die Krone mit dem Ministerium nicht zufrieden, weil dasselbe nicht die parlamentarische Bekämpfung der Forderungen für das Heer hintanhalten konnte. Die Verfassungspartei stürzte das Ministerium Auersperg und stürzte sich dabei mit. Spießbürgerliche Kurzsichtigkeit deutscher Doctrinäre. Das Ministerium Taaffe folgte. Ein Unglück für Oesterreich, an dem wir jetzt kranken. Die Hauptsache für die oberste Stelle war die glatte Bewilligung aller Militärforderungen. Zu diesem Zwecke war eine Majorität nöthig, die Graf Taaffe sich von Fall zu Fall verschaffte, indem er den föderativen Slaven einen Theil der Reichsrechte nach dem anderen so lange hinwarf, bis ihm nichts mehr übrig blieb und er mit seinem Gebaren „Weiter zu wursteln", wie er es selbst nannte, zu Ende war und selbst fiel. Das Ende war vorauszusehen; ich erinnere mich, einmal auf dem Gange in der Hofburg, wo die Militär-Centralkanzlei ist, einem einflußreichen hohen Militär begegnet zu haben, von dem ich wußte, daß er das Taaffe'sche System mißbillige. „Warum", fragte ich, „macht

Niemand von Euch Se. Majestät aufmerksam?" „Weil Niemand nutzlos in sichere Ungnade fallen will", war die Antwort. Der Kaiser ist sehr edel, möchte die Zufriedenheit aller Unterthanen, die Armee ist sein Schoßkind und er will Ruhe haben, dabei hatte er in Graf Taaffe unbedingtes Vertrauen und für ihn sehr viel Sympathie, weil er ein ihm sympathischer Jugendgespiele war; dies alles zusammen erklärt die lange Dauer der Taaffe'schen Aera. Graf Taaffe war unbestritten befähigt, doch bodenlos leichtsinnig, der Augenblick galt ihm alles, vor der Zukunft verschloß er die Augen.

Occupation Bosniens und der Hercegovina.

Durch den russischen Gelehrten Pagodin wurde die Idee des Panslavismus, der europäischen Sendung Rußlands und des faulen Westens, in die Welt lancirt, ohne Anfangs in den russischen Regierungskreisen ernst genommen worden zu sein. Aber schon 1864 wurde im Auftrage des Reichskanzlers Fürsten Gortschakow die Denkschrift „Politique du présent" verfaßt, von der ich eine Stelle folgen lasse, welche auf Oesterreich und die Türkei Bezug hat:

„Oesterreich wird immer der russischen Entwicklung Widerstand leisten, daher hat Rußland Interesse an seinem Zerfall, ohne ihn direct zu beschleunigen. Derselbe muß sich von selbst vollziehen. Es besteht aus einem Gemisch von untereinander nicht zusammenhängenden Nationalitäten, unter denen die herrschende die numerisch schwächste ist. Die slavischen Stämme können Rußland nicht gleichgiltig sein. Der größte Dienst, den Rußland ihnen zur Zeit leisten kann, besteht darin, daß es sich zunächst selbst kräftigt. Mangel an gutem Willen ist es nie gewesen, der Rußland verhindert hat, die verwandten Stämme zu befreien. Rußland wird einstweilen die moralischen Elemente (Literatur, Sprache, Religion, Sympathie) entwickeln, welche seine Bande mit den Stammesgenossen befestigen. Bis dahin werden seine Beziehungen zu Oesterreich eine Gestalt annehmen müssen, welche den Anforderungen der Gegenwart Genüge leistet, ohne die Zukunft zu schädigen. Die nämlichen Grundsätze sind auf die Türkei anzuwenden. Rußland würde gern zu einer Befreiung der Christen schreiten, aber zur Zeit vermag es

ihren Ansprüchen nicht gerecht zu werden, da sie zu leidenschaftlich sind, um praktisch zu Werke zu gehen. Das kaiserliche Cabinet weiß, daß und wie weit jeder im Orient gethane Schritt auf die politische, von da auf die innere Stellung und namentlich auf die Finanzen zurückwirkt, mit Rücksicht darauf kann es einstweilen keinen anderen Weg einschlagen.

Worauf es vor allem ankommt, ist die Vergrößerung unserer Macht; wir brauchen Straßen, Waffen und Geld, lauter Dinge, die wir nur im Zustande des Friedens erwerben können und die uns zur Zeit des Krimkrieges fehlten. Es gibt im Czarenreiche eine Schule (Schule des Panslavismus), laut welcher Rußland nur nöthig hat, sich auf seine über ganz Europa verbreiteten, bis in das Herz Deutschlands und die Türkei verstreuten Stammes- und Glaubensgenossen zu stützen. Dieser Ansicht, bemerkt der Staatsmann in der Denkschrift, will die kaiserliche Regierung gern ihr Recht widerfahren lassen. Sie will nur daran erinnern, daß es niemals Mangel an gutem Willen, sondern allezeit Mangel an Macht gewesen ist, der sie die verwandten Stämme zu befreien abgehalten und auf halbem Wege stehen zu bleiben genöthigt hat. Nach ihrer Ueberzeugung wird Rußland erst nach vollständiger innerer Entwicklung das Gewicht besitzen, um alle slavischen Stämme unter seinen Schutz nehmen zu können."

Den Anfang des Strebens der Südslaven, von der Türkenherrschaft loszukommen, bildet das Blutbad von Podgoritza (19. und 20. October 1874). Am erstgenannten Tage waren nämlich 17 Montenegriner zu Handelszwecken in diese türkische Grenzstadt gekommen. Die Montenegriner waren unbewaffnet, weil die Polizeiordnung es so vorschrieb. Da wurde der Kaufmann, mit dem sie besonders zu thun hatten, erschossen. Es verbreitete sich das Gerücht, der Thäter sei ein Montenegriner, und sofort stürzten sich die Türken über die wehrlosen Fremden her und machten sämmtliche nieder; tags darauf erlitt eine Anzahl ihrer Landsleute in der Umgebung von Podgoritza dasselbe Schicksal.

Im Jahre 1875 brach der Aufstand in Bosnien und der Hercegovina und am 1. Mai 1876 in Bulgarien aus. Di[e] slavische Bevölkerung dieser Provinzen war durch die von de[n] Türken an ihr ungestraft ausgeübten Plünderungen, Erpressunge[n] und Mordthaten zur Verzweiflung gebracht worden. Die Zahl d[er] von den Türken in Bulgarien ermordeten Menschen betrug üb[er]

15.000, darunter meist Weiber und Kinder. Beispielsweise überlebten von den 6500 Einwohnern der Stadt Batak nur 1500 den 9. Mai 1876. Dort hatte sich nämlich an jenem Tage ein gewisser Achmed Aga unter Betheuerung seiner guten Gesinnung zuerst die Waffen, dann alles Geld und alle Werthsachen ausliefern lassen; darauf begann das Gemetzel. Aehnlich wie in Bathak wütheten die Türken in Klissure und anderen Orten. Lehrer, Geistliche und reiche Kaufleute wurden massenhaft aufgegriffen und sofort ermordet oder in abscheuliche Kerker geworfen. Am 6. Mai wurden in Saloniki der deutsche und der französische Consul vom türkischen Pöbel ermordet. Dies rief in ganz Europa Entrüstung hervor. Um diesen Uebelständen abzuhelfen, trug der russische Reichskanzler Gortschakow im Juni 1876 dem österreichischen Minister des Aeußeren, Grafen Andrassy, an, Bosnien und die Hercegovina autonom zu machen. Der Vollzug sollte durch ein diplomatisches Einschreiten Europas stattfinden. Dieser Plan war für Rußland klug berechnet. Rußland hätte seine Militär- und Finanzkraft gespart, wäre andererseits der Erwerbung der Balkanhalbinsel näher gekommen und Oesterreichs Einfluß auf die Balkanvölker würde fast vollständig lahmgelegt worden sein. Graf Andrassy, der Rußlands Absichten durchschaute, schrieb diesfalls bereits mit Note vom 27. Juni 1876 an den österreichischen Botschafter, Grafen Karolyi in Berlin, daß er der Gortschakow'schen Autonomisirungsidee nicht beipflichten könne.

Andrassy war dafür, daß sich Rußland und die Türkei zunächst im Kriege schwächen sollen und daß dann ein europäischer Congreß die Angelegenheiten auf der Balkanhalbinsel so ordnen soll, daß Oesterreich Bosnien und die Hercegovina erhält. Die Note des Grafen Andrassy ist hochinteressant:

„Wien, 27. Juni 1876.

Der kgl. großbritannische Geschäftsträger hat eine Mittheilung seiner Regierung zu meiner Kenntniß gebracht, des Inhaltes, daß Lord Derby der Meinung ist, fürs Erste die Ergebnisse einer eventuellen kriegerischen Action im Oriente abzuwarten. Siege die Pforte, so würden sich die Insurgenten mit den angebotenen Zugeständnissen begnügen. Im Falle des Sieges der letzteren dagegen wäre die zweckmäßigste Lösung nach Lord Derby's Ansicht, daß die Pforte sich ihrerseits zu einer radicalen Ent-

[illegible]scheidung, und zwar zu der Concession einer vollständig autonomen Stellung der aufständischen Provinzen nach dem Vorbilde Serbiens und Rumäniens entschlösse."

Wahrscheinlich im Zusammenhange mit dieser Kundgebung des Cabinettes von St. James hat Fürst Gortschakow eine Idee angeregt, von welcher mir durch Herrn von Novikow Kenntniß gegeben werden. Der Vorschlag des Herrn Reichskanzlers unterscheidet sich von dem englischen dadurch, daß die Autonomisirung der betreffenden Gebiete des türkischen Reiches nicht erst von den [illegible] eines Krieges abhängig gemacht, sondern sofort und durch eine diplomatische Intervention Europas, bei welcher England der [illegible] zu überlassen wäre, durchgeführt werden solle. Der Gedanke der Autonomie ist beiden Anregungen bis zu einem gewissen Grade gemeinsam.

Nach meiner Ueberzeugung ist eine Parallele zwischen Serbien und Rumänien einerseits und Bosniens und der Hercegovina andererseits völlig unstatthaft. Die beiden erstgenannten Länder werden von einer homogenen Nationalität bewohnt; die Bevölkerung Bosniens und der Hercegovina scheidet sich nach den besten statistischen Angaben fast zu gleichen Theilen in Christen und Bekenner des Islam, die nicht etwa, wie im Libanon, in geschlossenen Be[illegible] nebeneinander, sondern ortschafts- und häuserweise pêle-[illegible] Wäre bei dieser Bevölkerungsgrundlage die Con[illegible] unabhängiger autonomer Staaten zu allen Zeiten [illegible] unter den gegenwärtigen Verhältnissen schlecht[illegible]

[illegible] Autonomisirung Bosniens und der Hercegovina würde [illegible]kampf zwischen den Christen und Mohammedanern [illegible] unsererseits hätten die Aussicht, daß sich letztere [illegible] Ueberwältigung gerade so auf unser Gebiet flüchten [illegible] die Christen gethan haben. Im Großen aber [illegible] einer derartigen Autonomie in seinen Con[illegible] Geschichte von den beiden Löwen entsprechen, von [illegible] Beendigung des Kampfes nichts als die beiden [illegible] geblieben sind.

[illegible] dabei den Grafen Beust aufgefordert, Lord Derby [illegible] Frage der Autonomie betreffenden Passus meines, auch [illegible] bekannt gewordenen Erlasses vom 16. October v. J.

zu erinnern. Das, was ich damals gesagt, halte ich in seinem vollen Umfange aufrecht. Ich habe überdies Lord Derby noch ganz insbesondere auf die Bemerkung meines oben erwähnten Erlasses aufmerksam machen lassen, daß der größte Fehler nicht der wäre, Ländern eine Autonomie gegeben zu haben, die sie nicht vertragen können, sondern der, sie anderen Ländern (wie beispielsweise Bulgarien) vorzuenthalten, die sie sofort begehren würden. Dies spricht auch gegen das Meritum des ganzen Vorschlages. Der Zweck desselben kann ja nur sein, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, der orientalischen Frage in ihrer gegenwärtigen Gestaltung Halt zu gebieten, sie innerhalb ihrer heutigen Grenzen zu localisiren. Gerade das Gegentheil aber müßte erreicht werden, die Autonomisirung Bosniens und der Hercegovina würde die Frage nicht nur nicht localisiren, sondern vielmehr Bulgarien und andere Provinzen in den Streit hineinziehen und letzteren auf das ganze türkische Reich ausdehnen. Ebensowenig aber würde sie die Gefahren der Friedensstörung zum Stillstand bringen. Der Fürst von Serbien und die serbische Actionspartei wollen den Krieg nicht aus allgemeinen humanitären Rücksichten und um einer autonomen Gestaltung Bosniens willen, sondern um Bosnien zu annectiren. Und die Aussicht auf Annexion der Hercegovina ist es ganz ebenso, welche die kriegerischen Tendenzen des Fürsten von Montenegro beherrscht.

Mit der Autonomisirung der insurgirten Provinzen wären die Zwecke des Krieges nicht aus der Welt geschafft und diese Autonomisirung würde in Wahrheit Niemand zufriedenstellen, am wenigsten aber den serbischen Vasallenstaat und Montenegro. Aus diesen allgemeinen, keineswegs aber aus speciell österreichischen Gründen könnte ich die in Rede stehende Idee nicht empfehlen. An sich hätte letztere einen gewissen negativen Werth für uns, da sie wenigstens die Annexion der betreffenden Gebiete durch Serbien und Montenegro, die wir nicht zugeben könnten, ausschließt. Aber ich halte die Durchführung des Gedankens für unmöglich und den Versuch hiezu für compromittirend für das Ansehen der Mächte. Deshalb war es der Gedanke der Reform, den ich stets in den Vordergrund gestellt habe, weil ich die Ueberzeugung hegte und noch hege, daß man nicht über jenes Maß von Autonomie hinausgehen könne, für welches die Zustimmung aller Mächte vorliegt und dessen äußerste Grenze die Einsetzung einer Commission mixte mit einem christlichen Präsidenten bezeichnet.

… nur noch die Frage der den In… gewalten für die Durchführung der … Erwägung sein könnte und sollte. … treffenden Fragen müßten einfach … werden, über welche erst gesprochen … Fragen selbst vorliegen. Ich bin also … das türkische Reich als Reich besteht … die Schranken des Reformgedankens … en, ohne die orientalische Frage in … das Rollen zu bringen. Erst wenn … längere Zeit durch die von den … des Zusammenlebens an gegen… geben werden, wird von der Ge… des Selfgovernments die Rede sein … sind Lösungen der Gewalt, und … mehr Herren ihrer Entschließungen, … benachbarten Fürstenthümer gebunden … übrig, als die Entwicklung der … die künftigen Entschlüsse erst von der … Thatsachen abhängig zu machen. In … auch der kgl. englischen Regierung … ich mir allerdings, da ich mir die … Kaisers und Königs einzuholen noch … definitive Entscheidung noch vor… hatow erwartet, daß das Cabinet … den Schritt der Pforte gegenüber … zustimmend antworten und die Ab… Serbien oder der fast zweifellosen … können. Allein ich habe es vor… Alles principiell, aber mit voller … ich eben nur in der rückhaltlosen … deren gesicherte Aufrechthaltung

… Ich bin einverstanden mit … wenn Sie die Vertagung der Frage … die Erwartung, daß die Insurgenten … durch eine gemeinsame Action … werden, sich mit den bereits an… Nur der Meinung kann ich

nicht zustimmen, daß für den Fall der Niederlage der Pforte oder überhaupt in diesem Augenblicke schon irgend eine bestimmte Lösung außerhalb der bisherigen Abmachungen gesucht und festgestellt werden sollte.

Ich bin nämlich der Ansicht, daß der eine oder der andere Theil zwar die Kraft besitzen wird, zu siegen, nicht aber die Kraft, alle Consequenzen aus dem Siege zu ziehen. Dann also wird eine erneuerte Action der Mächte nothwendig werden, und für diese rechne ich auf das Einverständniß Europas, vor Allem aber und mit voller Zuversicht auf die vertrauensvolle Verständigung der drei Kaisermächte. Euer Excellenz wollen von den Bemerkungen dieses Erlasses zu Ihrer persönlichen Kenntnißnahme, sowie zur Erläuterung unseres Standpunktes gegenüber der kaiserlich deutschen Regierung den Ihnen zweckdienlich erscheinenden Gebrauch machen. Empfangen u. s. w."

Der Czar wollte den Krieg nicht, er wurde von der panslavistischen Partei zum Kriege gezwungen, weil Serbien und Montenegro der Türkei nicht gewachsen waren und er sonst die Sympathie der Südslaven eingebüßt haben würde. Bei einem Kriege mit der Türkei war die Neutralität Oesterreichs nöthig. Daher wurde von russischer Seite die geschichtlich bedeutsame Zusammenkunft des Czaren mit Kaiser Franz Joseph in Reichstadt (Böhmen) ins Werk gesetzt. Bei dieser Entrevue (8. Juli 1876) erhielt Oesterreich für das Versprechen seiner Neutralität das Zugeständniß, daß Bosnien und die Hercegovina nach dem Kriege von ihm besetzt werden sollen. Am 9. Juli 1876 telegraphirte Graf Andrassy an Beust in London und Baron Gravenegg in Rom das Resultat der Zusammenkunft, worauf Lord Derby äußerte: „Jetzt erst kann ich erklären, daß kein allgemeiner Krieg zu befürchten ist, was mich so sehr beunruhigte." Rußland gab sich viel Mühe, mit der Türkei friedlich zu ordnen, was aber mißlang.

Am 24. April 1877 rückte die russische Hauptarmee in Rumänien ein. Der Krieg zog sich in die Länge, obgleich Ignatiew vor dem Kriege der Ansicht war, der Krieg werde eine militärische Promenade sein. Als jedoch Plewna am 10. December 1877 fiel, machte der Waffengang rasche Fortschritte. Am 20. Jänner 1878 waren die Russen nach Uebersetzung des Balkangebirges bereits in Adrianopel. Da wendete sich der Sultan im Interesse der Wieder=

herstellung des Friedens an den Czaren. Es kam sobin am 31. Jänner 1878 ein Waffenstillstand zustande und am 3. März wurden in San Stefano die Friedenspräliminarien unterschrieben.

Oesterreich war hiebei nicht einmal befragt, also von Rußland von jeder Mitwirkung bei der neuen Ordnung der Dinge geradezu ausgeschlossen worden. Der von Bosnien und der Hercegovina handelnde Artikel XIV jenes Friedens enthielt die Bestimmung, daß in diesen beiden Ländern solche Reformen einzuführen sind, wie dieselben in der ersten Sitzung der Conferenz von Constantinopel festgesetzt wurden. Von einer Besetzung dieser beiden Provinzen durch Oesterreich war keine Rede, trotz des gegebenen Versprechens in Reichstadt. Außerdem schuf dieses Uebereinkommen einen großbulgarischen Staat, der bis an das Aegäische Meer reichen sollte und ein Werkzeug in den Händen Rußlands geworden wäre.

Als die Bestimmungen dieses Friedens bekannt wurden, riefen dieselben bei den meisten Regierungen Europas große Unzufriedenheit bevor. England fand den in jenem Vertrage liegenden Keim der Machterweiterung Rußlands für nicht annehmbar. Italien hielt es als seinen Interessen abträglich, daß Rußland durch Gründung von Vasallenstaaten an das Aegäische und Adriatische Meer zu dringen suchte, um sich dort Seestationen zu schaffen. Am meisten aber war durch jenen Vertrag Oesterreich getroffen, indem dasselbe durch ein Sichfestsetzen Rußlands am Balkan in fernerer Zukunft in dem Besitze seiner südslavischen Gebiete (der von den Serben, Croaten und Slovenen bewohnten Provinzen) auf das Ernsteste bedroht war. Alle Mächte waren darüber einig, daß die russisch-türkischen Friedenspräliminarien eine Verletzung des Pariser Vertrages von 1856 seien und daß eine rechtsgiltige Abänderung des letzteren nur im Wege der Zustimmung derjenigen Mächte erfolgen könne, welche denselben seinerzeit unterzeichnet hatten. Das Erste, was Oesterreich beim Bekanntwerden des Friedens von San Stefano vorkehrte, war, daß es von den Delegationen (9. März) einen Credit von 60 Millionen Gulden begehrte. Die Motive dieses Begehrens lauteten:

„Bei gegenwärtiger Sachlage ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die gemeinsame Regierung genöthigt werden könnte, zur Wahrung der Interessen der österreichisch-ungarischen Monarchie außerordentliche Maßregeln zu ergreifen. In diesem Falle muß

die gemeinsame Regierung in der Lage sein, die allsogleich entstehenden Kosten decken zu können, und daher um Ermächtigung bitten, die diesfälligen Auslagen bis zur Höhe von 60 Millionen Gulden bestreiten zu dürfen. Mit dieser Summe sollen nicht etwaige Anschaffungen zur Ergänzung der Ausrüstung der Armee bewirkt werden, wozu ordnungsmäßig die Anforderungen im Extraordinarium des Heeres bestimmt sind, sondern es sollen hiedurch der gemeinsamen Regierung die Mittel gewährt sein, damit sie auf ihre Verantwortung rechtzeitig solche Maßregeln treffen könne, die bei rascher Verwerthung der Vortheile, welche die Organisation der Armee bietet, allein geeignet sind, die Monarchie vor jeder Gefahr und Ueberraschung zu sichern."

Andrassy betrieb das Zustandekommen eines europäischen Congresses, um mittelst desselben eine Aenderung der Präliminarien von San Stefano im Sinne der österreichischen Interessen zu bewerkstelligen. Dieser wurde über Antrag des russischen Cabinets, welches sich vor der Haltung Oesterreichs und vor den englischen Rüstungen zu fürchten begann, vom deutschen Cabinet nach Berlin einberufen. Der Congreß wurde am 13. Juni eröffnet; den Vorsitz führte über Andrassy's Vorschlag Bismarck. Einen Monat später (13. Juli 1878) fand die Unterzeichnung der Congreßbeschlüsse, des sogenannten Berliner Vertrages, statt. In diesem Vertrage wurde Oesterreich-Ungarn das Recht der Besetzung und Verwaltung der Länder Bosnien und der Hercegovina eingeräumt. Bereits am 29. Juli rückten Oesterreichs Truppen in diese Gebiete ein. Am 4. October 1878 waren beide Provinzen in österreichischem Besitz.

Die äußere Politik seit dem Berliner Vertrage.

Der Rechtstitel für die Besitznahme von Bosnien und der Hercegovina ist die Occupation (Inpfandnahme) bei aufrechtem Bestande der Souveränität des Sultans über jene Länder. Der größte Optimist in politischen Dingen wird nicht glauben, daß die Türkei jemals in die Lage kommen wird, die für die Herstellung der Ordnung in den Balkanländern nöthigen finanziellen, militärischen und culturellen Mittel zu besitzen, um die Occupation rückgängig zu machen. Jedenfalls ist Oesterreich entschlossen, seinen

...rande seiner ganzen militärischen
... Deutschlands wurde nie ein Zweifel
... Bündniß mit Deutschland nicht auch
... reichs beziehe.
... Russen war beim Bekanntwerden des
... der Ausbreitung der russischen
... ein Hemmschuh angelegt. Wenige
... Congresses hielt Aksakow, der Vor-
... Comités, eine Rede, in welcher er
... freche Beschimpfung dessen, was
... Rußland eine Narrenkappe mit
... sei eine colossale Absurdität, ein
... Schmähung Rußlands, ein
... des eigenen Gewissens, eine
... unter Betheiligung von dessen
... Diplomatie sei gefährlicher als der
... der Panslavistenpartei richtete sich in
... und seinen Staatsleiter; diesem gab
... erwünschten Entwicklung der Dinge,
... Conferenz den Vorsitz führte. Die
... Zornesausbrüche maßloser Art.
... hätten keinen Umschwung der
... Entscheidend für die Haltung
... Annäherung Rußlands an Frankreich.
... Deutschlands berührt. Bisher
... Rücken bei seinen Unternehmungen
... Momente aber, wo Rußland einen
... Oesterreich neutral blieb, war für
... der Hohenzollern die Einleitung für
... Folgen geschaffen. Durch die
... Occupationsmandates an Oesterreich
... zum Feinde gemacht. Während
... Petersburg sagte, daß der Weg
... sagte man jetzt, daß der
... Truppenansammlungen an der
... es entstand die große Frage,
... Defensive gegen Rußland verbinden
... der kommenden Jahrhunderte
... der eiserne Kanzler für das Bündniß

mit Oesterreich, als das vortheilhafteste für Deutschland, entschieden.

Durch dieses Bündniß wurde die Wehrkraft von 20 Millionen Slaven den deutschen und magyarischen Zwecken dienstbar gemacht. Dieser zwischen Oesterreich und Deutschland abgeschlossene Bündnißvertrag vom 7. October 1879 lautet: „In Erwägung, daß die Kaiser von Oesterreich und von Deutschland es als ihre unabweisliche Monarchenpflicht erachten müssen, für die Sicherheit ihrer Reiche und die Ruhe ihrer Völker unter allen Umständen Sorge zu tragen; in Erwägung, daß die Monarchen, wie in früheren Bundesverhältnissen durch festes Zusammenhalten beider Reiche imstande sein werden, diese Pflicht leichter und wirksamer zu erfüllen; in Erwägung schließlich, daß ein inniges Zusammengehen Oesterreich-Ungarns und Deutschlands Niemanden bedrohen kann, wohl aber geeignet ist, nach den Berliner Stipulationen den Frieden Europas zu consolidiren, haben die Monarchen Oesterreich-Ungarns und Deutschlands sich feierlich versprochen, daß sie ihrem rein defensiven Abkommen eine aggressive Tendenz nach keiner Richtung jemals beilegen wollen und einen Bund des Friedens und der gegenseitigen Vertheidigung zu knüpfen beschlossen. Zu diesem Behufe wurden Graf Andrassy und Prinz Reuß zu Bevollmächtigten ernannt, welche folgendes Uebereinkommen feststellten: Artikel I: Sollte wider Verhoffen und gegen den aufrichtigen Wunsch der beiden hohen Contrahenten Eines beider Reiche seitens Rußlands angegriffen werden, so sind die Contrahenten verpflichtet, einander mit der gesammten Kriegsmacht beizustehen und demgemäß den Frieden nur gemeinsam und übereinstimmend zu schließen. Artikel II: Würde Einer der Contrahenten von einer anderen Macht angegriffen, so verpflichtet sich der Andere, dem Angreifer nicht nur nicht beizustehen, sondern mindestens eine wohlwollende neutrale Haltung gegen den Mitcontrahenten zu beobachten. Wenn jedoch der Angreifer seitens Rußlands in Form einer activen Cooperation oder durch den Angegriffenen bedrohende militärische Maßnahmen unterstützt werden sollte, tritt die im Artikel I stipulirte Verpflichtung des gegenseitigen Beistandes mit der vollen Heeresmacht auch diesfalls sofort in Kraft und wird die Kriegführung beider Contrahenten auch dann eine gemeinsame bis zum gemeinsamen Friedensschlusse. Artikel III: Der Vertrag soll gemäß seines friedlichen Charakters und um jede Mißdeutung auszu-

… geheim gehalten und einer dritten
… beider Theile und nach Maßgabe
… mitgetheilt werden. Beide Contrahenten
… der Begegnung in Alexandrowo aus-
… des Kaisers Alexander der Hoffnung
… Rußlands als bedrohlich für sie in
… werden, und haben deshalb zu einer
… jetzt keinen Anlaß; sollte aber diese
… als irrthümlich erweisen, so würden
… Pflicht der Loyalität erkennen, den
… vertraulich darüber zu verständigen,
… Einen von ihnen als gegen Beide ge-

… reichische Bündniß ist der Unions-
… Erfüllung gegangen. Die Geschichte
…: Zunächst waren Bismarck und
… in Gastein einig geworden. Am
… Bismarck in Wien ein. Hier wurde
… Gegenwart des Kaisers Franz Joseph
… und von diesem Protokolle zwei
… dazu bestimmt, von einem der
… werden. Am 25. September war
… In Berlin fand eine Sitzung
… Staatsministeriums statt, in welcher
… Nothwendigkeit jenes Schrittes über-
… machte mit Bismarck gemeinsame
… bedeutsame Reise des Grafen Stoll-
… Kaiser Wilhelm I., um dessen Zu-
… den Fall der Nichtgenehmigung lag
… Reichskanzlers im Cabinet des Kaisers.
… die innigste Freundschaft mit dem
… entschloß sich nur schwer, ein Ab-
… zwar nur den Abwehrzweck verfolgte,
… Rußland verwickeln konnte.
… achttägigen An-
… Dieser ertheilte
… Die Vereinbarung zwischen
… da die beiden
… Fall … vollkommenes

Vertrauen hatten. Andrassy lieferte den Beweis, daß Verstand und Energie mehr werth sind als zünftige Routine.

Dieses Bündniß kam Oesterreich sehr gelegen, denn es setzte sich durch die Occupation mit Rußland in Widerstreit. Gegen dieses hatte Oesterreich nun Rückendeckung gewonnen. Als Andrassy (gest. 18. Jänner 1890) im Jahre 1879 aus Gesundheitsrücksichten seine Entlassung genommen hatte, folgte ihm im auswärtigen Amte Haymerle, der es verstanden hat, mit Italien freundschaftliche Verhältnisse herbeizuführen, wodurch aus dem deutsch-österreichischen Bündniß die Tripelallianz (Dreibund) hervorging. Die mündliche Einigung wegen der Tripelallianz fand im October 1882 statt, als der König von Italien in Wien war. Der formelle Abschluß erfolgte im Jänner 1883. Der Inhalt dieses Bündnisses ist folgender: „Der Vertrag zwischen Oesterreich und Italien verpflichtet Oesterreich zu wohlwollender Neutralität im Falle eines italienisch-französischen Krieges. Italien ist zu dem gleichen Verhalten im Falle eines österreichisch-russischen Krieges verpflichtet; endlich übernimmt Oesterreich die Verpflichtung, die italienischen Interessen im Mittelmeere nach Kräften zu fördern und auf der Balkanhalbinsel nichts zu unternehmen, ohne sich vorher mit Italien ins Einvernehmen zu setzen. Nach dem Vertrage zwischen Italien und Deutschland verpflichten sich beide Theile, daß keiner von beiden den Frieden willkürlich brechen werde; falls einer oder der andere von Frankreich angegriffen wird, so verpflichten sich dieselben, einander mit ihrer gesammten Kriegsmacht beizustehen. Eine dem Vertrage hinzugefügte Clausel bestimmt, daß, falls Frankreich und Rußland gegen Oesterreich und Deutschland, oder auch nur gegen Deutschland allein, einen gemeinsamen Angriffskrieg unternehmen, die gesammte Kriegsmacht der drei verbündeten Staaten in Thätigkeit tritt.“ Diese beiden Verträge mit Deutschland und Italien wurden im October 1887 erneuert. Im Jahre 1884 trat auch Rumänien dem Dreibunde bei. Was das Verhalten der Bevölkerung der Monarchie zum österreichisch-deutschen Bündnisse betrifft, so wird dasselbe von den freisinnigen Deutschen, sowie von den Magyaren rückhaltslos gebilligt, von den letzteren deshalb, weil es eine der Garantien für eine ruhige Entfaltung des Magyarenthums bildet. Nach dem Tode Haymerle's folgte Graf Kalnoky.

Die Beziehungen der Monarchie zu den übrigen Staaten waren gute. Am 25. Juni 1889 sprach Kalnoky im Budgetausschusse

der österreichischen Delegation von der Unterstützung gleichgesinnter Mächte, deren Oesterreich-Ungarn bei der Vertheidigung seiner uneigennützigen Politik im Orient und bei dem Eintreten für den dortigen Rechtszustand sicher wäre. Mit diesen gleichgesinnten Mächten waren England und die Türkei gemeint. Nur das Verhältniß zu Rußland war kritisch. Außer dem Interessenwiderstreite sind es insbesondere die militärischen Vorkehrungen Rußlands, welche die Lage bedrohlich erscheinen ließen. So hat Rußland in den letzten Jahren (bis Ende 1889) folgende Maßnahmen getroffen: Im Interesse der möglichst raschen Mobilisirung wurden die Transportmittel der an die Westgrenzen stoßenden strategischen Eisenbahnen vervollständigt und wurden Vorbereitungen für den Bau einiger weiterer Eisenbahnlinien getroffen. Ferner wurde ein Theil der russischen Heeresmacht den westlichen Grenzen näher gebracht, um bei der Mobilisirung den Nachtheil der ungeheueren Ausdehnung des Reiches möglichst auszugleichen. Die Truppen in Russisch-Polen hatten 70 Percent des Kriegsstandes, die fehlenden 30 Percent hätten in Polen selbst ergänzt werden sollen. Die Erzeugung neuer Gewehre war bereits in russischen Waffenfabriken in Angriff genommen; inzwischen wurde das Heer mit ausgezeichnetem Artilleriemateriale ausgestattet. Auf die Vervollkommnung der Transportmittel für Verpflegsartikel, Munition und sonstiges Material hat die russische Heeresleitung gleichfalls große Sorgfalt verwendet. Nordöstlich von Brody wurden drei Festungen, Manövrirpunkte, gebaut, bei denen unser Cementbau in Przemysl und Krakau nachgeahmt wurde. Eine besondere Erwähnung verdient auch die neue militärische Organisation des russischen Grenzwachecorps, wodurch die russische Armee eine Verstärkung um ungefähr 40.000 Mann erfuhr, deren Mitwirkung bei Einfällen der russischen Cavallerie wegen ihrer ausgezeichneten Kenntniß der Grenzgebiete von großem Werthe ist.

Was das Verhältniß Oesterreichs zu den Balkanstaaten betrifft, so ist der Standpunkt der Monarchie in ihrem eigenen Interesse der, daß die Balkanhalbinsel von jedweder fremden Intervention frei bleibe.

Das deutsch-österreichische Bündniß wird so lange dauern, als in Oesterreich die Deutschen und Magyaren die erste Violine spielen; kommen die Slaven zur führenden Rolle, so ist es aus mit diesem Bündniß.

Ende Juli 1889 hielten die russischen Generale Roop und Konstantinowitsch in Odessa anläßlich der Rückkehr der mit der Inspection der Flotte des Schwarzen Meeres betrauten Commission kriegerische Reden. Roop sagte, daß Rußland nur den Krieg so lange hinausschiebe, bis es auf dem Schwarzen Meere eine genügende Flotte besitzen werde, da an dem Tage, wo das russische Heer vor Constantinopel und die russische Flotte am Bosporus erscheine, dieser die englische Flotte entgegentreten würde. Konstantinowitsch beantwortete diesen Toast mit einem solchen auf die maritimen Bestrebungen Rußlands und bezeichnete Bessarabien als das nach Constantinopel führende Thor zur Verbindung mit den slavischen Fürstenthümern, welche des Augenblickes harren, wo die russische Hegemonie verkündet werde.

Gegenwärtig hat wohl Rußland andere Sorgen, als einen Krieg in Europa, vor Allem muß es mit Japan fertig werden, was ihm nicht so leicht wird, dann muß Rußland finanziell ausruhen, schließlich will es in Asien Herr werden, was für viele Jahre schwere Arbeit gibt; Indien ist für Rußland begehrenswerther als der Balkan, selbst als die ganze Türkei.

1867. Spätherbst pensionirt in Ruda różaniecka.

Nach den Manövern in Lemberg meldete ich mich krank und ließ mich infolge meiner Schußwunde, von der ich in den Memoiren eines österreichischen Veteranen erzählte, pensioniren.

Meine Frau war schon mit unserer kleinen Tochter in Ruda etabliert. Ruda hat einen ausgedehnten Wald, sandigen Boden, daher ein herrliches Reitterrain, welches wir nach Möglichkeit ausnützten. Anfangs hatten wir fünf sehr gute Reitpferde, später drei. Vor der Rückkehr meiner Frau nach Ruda führte ihre frühere Gouvernante Frl. Emma das Haus; als diese Würde auf meine Frau überging, kam es zu Mißhelligkeiten in Folge deren Frl. Emma pensioniert wurde und uns im besten Einvernehmen verließ. Mein Schwiegervater, ein passionirter Landwirth, war ein feingebildeter, aufgeklärter, dem Fortschritte ergebener noch rüstiger Mann. Er übergab mir die Waldadministration; diese bestand blos in der Aufsicht, denn die Nutzung war damals gleich Null, daher keine Schläge und keine Auf-

forstungen. Nur wenig Brennholz aus trocken gewordenen Stämmen wurde erzeugt. Die angrenzenden Waldungen wurden trotz billiger Preise devastirt, daher Brennholz im Ueberfluß. Die spätere Steigerung der Einkommen verdankt man dem wohlthätigen Einfluß der Communicationen, obgleich die Eisenbahnen die primitive einheimische Industrie zu Grunde gerichtet haben. So war noch vor meiner Zeit in Ruda ein kleiner Hochofen, und damals noch ein Eisenhammer und zwei ganz primitive Schöpfpapierfabriken, deren Anlage blos einige Tausend Gulden gekostet hatte und welche die unglaubliche Summe von fl. 12.000 einbrachten. Sie lieferten das Papier für die Tabakfabrik zu Winniki.

In einer Schlucht entspringt im Quarzsande ein kleiner Bach mit reinem klaren Wasser, welches im Winter nicht friert, im Sommer nie über 8 Grad Celsius hat, ein Forellenwasser par excellence. Auf meinen Reisen sah ich die verschiedenen künstlichen Fischzuchten an, überall wurden die kleinen ausgebrüteten Fische in Flüsse ausgelassen, was für mich nicht paßte, weil solche Flüsse fehlten, nur bei Baron Gaimüller in der Nähe von St. Pölten fand ich unter dem Fischmeister Dubisch große Forellen, Lachsforellen. Dubisch, ein niederösterreichischer Bauer ohne Schulbildung, aber mit viel Verstand und Beobachtungsgabe, war im Thiergarten im Prater bei Professor Jäger bedienstet gewesen, durch den er die künstliche Fischzucht lernte. Bei der Forellenzucht ist, wenn man große Fische ziehen will, die Schwierigkeit, in ihrer Jugend für sie das richtige Futter zu finden, denn die Surrogate, wie z. B. geriebenes Hirn ꝛc. taugen wenig. Das Beste sind ihrem Alter entsprechende Insecten. Sobald die Dotterblase bei den kleinen Fischen verschwunden ist, müssen sie gefüttert werden. Am zweckmäßigsten anfänglich mit Fliegenlarven, welche man in Bächen mit im Sommer warmem Wasser unter dem Eis auf dem Schilf an jenen Stellen findet, wo das Wasser sehr schnell fließt. Als ich so einen Bach in der Nähe gefunden hatte, beschloß ich die Anlage einer künstlichen Fischzucht und engagirte den Sohn des Dubisch auf ein Jahr. Das spätere Futter sind Tausendfüßler, welche massenhaft in klaren Bächen vorkommen, deren zwei ganz nahe von der besprochenen Schlucht fließen. Im Sommer werden Gelsenlarven gezogen, wozu man ganz seichte Vertiefungen auf nassen Stellen anlegt und Stalldünger hineingibt. Täglich bildet sich eine zwei Finger dicke Schichte von Gelsenlarven. Gegen Herbst kann schon mittelst einer Wurstmaschine zerkleinertes Pferdefleisch gefüttert werden.

Im weiteren Laufe des Baches wurde der größte Theil des Wassers nach Ruda geleitet, der Rest für Karpfenteiche verwendet, da sich das Wasser dort für Forellen nicht mehr eignet. Die Abhänge der Schlucht verflachen sich und sie selbst verbreitet sich, was die Anlage größerer Teiche für Karpfen begünstigte, welche warmes Wasser brauchen, daher im seichten Wasser am besten gedeihen. Im ersten Lebensjahre wachsen alle Thiere am meisten, auch die Karpfen, nur müssen sie reichliches Futter erhalten, daher sind vor Allem die Concurrenten zu entfernen, das sind die Weißfische, welche dieselbe Nahrung wie die Karpfen benöthigen. Die Weißfische geben die vorzüglichste Nahrung für ein- und zweijährige Forellen. Das Entfernen der Weißfische aus den Karpfenteichen erzielt daher einen doppelten Zweck, die Karpfen wachsen schneller und die Forellen erhalten das geeignetste Futter, jedoch waren der Weißfische viel zu wenig, daher mußten zum Futter älterer Forellen alte Bauernpferde gekauft werden, die man um 3 bis 4 fl. kaufen konnte. Zur Verwerthung ihrer Knochen legte ich eine Knochenstampfe an, für welche, um sie voll zu beschäftigen, noch Knochen zugekauft werden mußten.

Als die Eisenbahn bis Lemberg ging, war es mit den Papierfabriken aus. Als Ersatz legte ich eine Säge mit einem eisernen Bundgatter und einer Circularsäge an. Dann wurde mit der Anlage von Hopfengärten begonnen, mit der sich speciell meine Frau beschäftigte. Als die Fischzucht im Gange, die Knochenstampfe und die Säge im Betriebe waren, fehlte es mir an Arbeit. Damals florirten in Wien die Gründungen, Unternehmungen und die Börse. Im Herbst 1869 fuhr ich mit fl. 500 nach Wien, womit eigentlich mein bewegtes Leben begann, welches ich im dritten Bande beschreiben will. Hinauf, herunter und wieder hinauf! Nie verzagen soll jedes Menschen Motto sein!

Anhang I.

Ich erhielt zu dem Buche „53 Jahre aus einem bewegten Leben“, I. Band, viele zustimmende Briefe und folgende zwei mißbilligende, welche ich vollinhaltlich wiedergebe und welche ganz im Sinne des Lehrbuches von Dr. Wappler geschrieben sind.

........, den 1. December 1903.

Euer Hochwohlgeboren!

Ihr Buch „53 Jahre aus einem bewegten Leben“ (das eigentlich den Titel: „Conversations-Lexikon neuester Façon“ tragen sollte) habe ich mir verschafft und gelesen. Es enthält für mich nicht viel Neues: das Werthvollste hieraus haben Sie uns vorgelesen — das Uebrige haben wir mit Ihnen schon öfters besprochen. Obwohl Ihnen sehr wenig daran liegt, das Urtheil eines „Beschränkten“ und „nicht Denkenden“ (denn alle gläubigen Katholiken werden in Ihrem Buche derart classificirt) zu vernehmen, kann ich mich nicht enthalten, einige flüchtige Bemerkungen über dessen philosophisch-religiösen Theil auszusprechen.

Sie bemerken in der Vorrede, Sie seien für den Kern, nicht für die Schale. Trotzdem befassen Sie sich hauptsächlich mit der „Schale“ (Kirche, Geistlichkeit, Ceremonien), und indem Sie selbe zu zermalmen suchen, glauben Sie auch den Kern (den göttlichen Ursprung der katholischen Religion) ad absurdum gebracht zu haben. Und dennoch sollte Ihnen als Soldaten bekannt sein, daß der Sieg nur dann gesichert ist, wenn die Hauptfestung des Landes erstürmt, wenn dessen Geschütze zum Schweigen gebracht worden sind. Die Hauptfestung des christlichen Glaubens ist das Evangelium. Die wichtigsten zahlreichen Gegner der christlichen Religion haben immer das Evangelium angefochten (z. B. Renau) — sie suchten diese Hauptfestung zu erobern, den Kern

zu zerknirschen. Deswegen sind auch jene Schriften, wenngleich nicht für Jedermann überzeugend — dennoch hochinteressant, da sie einen gewaltigen Angriff auf das Centrum der Gegenmacht darbieten. Gegen die Schale, gegen die Kirche und kirchliche Einrichtungen, also gegen eine vom Menschen ausgeübte Corporation zu kämpfen, dessen Handlungsweise anzukämpfen, um hiedurch den Glauben an deren göttlichen Ursprung nichtig zu machen, ist jedenfalls sehr leicht und kostet keine großen Geistesanstrengungen.

In Ihren Reflexionen finde ich Anerkennung, ja sogar Bewunderung für die Person und für die Lehre Christi — jedoch für so einen Christus und so eine Lehre, wie Sie sie sich ausgemalt und explicirt haben — und nicht für den Christus, wie ihn die Evangelien schildern. Wenn der von Ihnen dargestellte Christus, wenn Ihre Creation als die richtige und treffende anerkannt sein und Ihre diesbezüglichen Bemerkungen auf den bisherigen katholischen Glauben erschütternd wirken sollten, so müßten Sie beweisen:

1. daß derselbe Evangelist, welcher die menschliche Gestalt Christi derart beschrieb, daß sogar der Ungläubige (posito Sie) diese Schilderung für richtig und wahr anerkennt, zugleich ein Aufschneider und Lügner war, indem er ganz ausdrücklich und klar Christus von Geburt an Blinde sehen, Todte auferwecken, sich Gottessohn im engsten Sinne dieses Wortes nennen, sterben und nach drei Tagen auferstehen, nach dem Tode mehrmals erscheinen, sprechen und essen läßt;

2. daß es auf menschliche Weise möglich war, daß einige einfache und ungebildete Fischer es vermochten, für die neue Lehre Tausende und Abertausende zu gewinnen (für eine Lehre, welche anstatt des bequemen Sclaventhums und ausschweifenden Lebens die Bruderliebe, Verzeihung und ein asketisches Leben [denn die ersten Christen waren strenge Asketen] predigte); daß diese einfachen Menschen durch ihre Erzählungen und Lehren die vollständige und grundsätzliche Umwandlung des Lebens und Treibens der kolossalen römischen Potenz, mit ihrer über hundertjährigen Cultur, Reichthum, mit ihren philosophischen Systemen und Bildung bewirkten; daß es ihnen gelungen ist, durch lügenhafte Angaben des Todes und der Auferstehung Christi, durch phantastische Schilderung des am Calvarienberge stattgefundenen Dramas, dessen Augenzeugen waren — Tausende von Menschen derart zu fa-

sie mit Freude und Ergebung die ärgsten Qualen ertragen und ihr Blut für diese neue Lehre, für die Behauptung von der Gottheit Christi zu vergießen sich hinreißen ließen. Ferner müßte uns „Beschränkten“ und „nicht Denkenden“ auf menschliche Art erklärt und plausibel gemacht werden, wieso es möglich war — bei Ausschließung der göttlichen, übernatürlichen Einwirkung — daß ein gebildeter, intelligenter, vor Haß gegen den neu entstehenden Aberglauben schnaubender römischer Edelmann, Paulus, plötzlich wie auf einen Schlag nicht nur bekehrt wurde, sondern sein Vermögen, sein Ansehen, seine Carrière und endlich sein Leben für den Glauben an einen am Kreuze für die Menschheit gestorbenen Gott aufopferte?!

3. daß das ganze alte Testament in denjenigen Stellen, wo es nicht nur einen Messias voraussagt (welcher Glaube bis heute bei den Juden fortbesteht), sondern genau sein Leben, seinen Tod, seine Auferstehung und die Gründung der christlichen Kirche schildert, ein schon nach Christi entstandenes Falsificat ist.

Diese sind, meiner nicht maßgebenden Ansicht nach, die grundsätzlichen und wichtigsten Angriffspunkte, die die Gegner der christlichen Religion anfechten sollten. Solange sie jedoch unerschüttert dastehen, können die „Antichristen“ auf keine gar zu große Zahl von Anhängern hoffen.

Sie sagen, es wäre unmöglich, daß ein gerechter Gott den Menschen für ewig strafen sollte. Ich glaube, gerade so ungerecht wäre es, wenn in der Ewigkeit die Bösen den Guten gleichgestellt würden. Es kommt darauf an, wie man sich die „ewige Strafe“ darstellt. Mir scheint, wir haben schon in diesem Leben den Vorgeschmack der Hölle, der ewigen Strafe, und zwar die Gewissensbisse. Diese werden durch die Wallungen des Lebens, durch den Zahn der Zeit, durch wechselnde Ereignisse und Gemüthsbewegungen in diesem materiellen Leben unterdrückt und vertuscht. Anders wird es sich im Jenseits verhalten. Sie schreiben viel vom Wesen der Seele. Ich denke, die Seele ist das Selbstgefühl (der Begriff: Ich), in welchem auch der Wille wurzelt. Nach der Befreiung der Seele vom materiellen, in Raum und Zeit sich bewegenden Leben bleibt einzig und allein das nackte Selbstgefühl mit all seinen Reflexionen auf die vergangene und zukünftige Existenz. Jenseits gibt es weder Raum noch Zeit (denn die Ewigkeit kann weder durch das Eine, noch das Andere beschränkt werden),

unser Selbstgefühl, unser Ich wird daher jenseits leben sowohl in der Vergangenheit, wie in der Zukunft. Hier können die Gewissensbisse, die Reue nach einer schlechten Handlung durch die unvollkommene Functionirung der materiellen Organe (Gehirn, Gedächtniß, Suggestion) verschleiert werden, dort werden wir Alles klar sehen und fühlen in den hellen Strahlen des unbeschränkten Selbstgefühles, dort werden wir unsere schlechten Handlungen, unser nichtsnutziges oder schädliches Leben ewig bereuen, und je mehr sich unser Selbstgefühl von dem höchsten Ideale, von Gott, entfernt fühlen wird, desto unglücklicher, desto jämmerlicher werden wir sein, und das wird unsere ewige Strafe sein, das wird das ewige Feuer bedeuten, welches unsere Seele, unser Selbstgefühl, durch Selbstverdammnis brennen wird. So lang wir leben, haben wir noch immer Zeit, für die Constituirung unseres jenseitigen Selbstgefühles zu arbeiten. Nach dem Abwerfen der materiellen Fesseln, nach dem Tode, ist's aus. Vigilate itaque, quoniam nescite diem neque horam . . . . .

Allerdings steht es im Evangelium, daß, wer sündigte, ohne zu wissen, daß er sündigte, nicht strafbar ist. Das stimmt vollkommen mit dem Obengesagten. Man muß jedoch die Unwissenheit, die bewußtlose Unwissenheit, von der absichtlichen Unwissenheit, vom bösen Willen, streng zu unterscheiden wissen. Vigilate itaque . . . !

Sie schreiben, Sie würden an Wunder glauben, wenn es erwiesen würde, daß Jemand in einen Wallfahrtsort mit einem Holzfuß gekommen und mit einem natürlichen Fuß weggegangen ist. Sie verlangen wohl sehr viel, und dennoch, wenn so etwas geschehen würde, so möchte vielleicht die Medicinwissenschaft es auf irgend eine Weise erklären. Dann würde vielleicht Jemand verlangen, daß einem Blinden, dessen beide Augen ausgestochen wurden, in einem Wallfahrtsorte neue und lebendige Augen in den Schädel hineinwachsen. Und so ginge es immer weiter. Ihre Anschauung, daß die Bezweiflung oder Verneinung der übernatürlichen Ereignisse, der Wunder, erst die Civilisation, die Entwicklung der Wissenschaft mit sich gebracht haben, ist, glaube ich, vollkommen irrthümlich. Zweifler finden Sie auf jeder Karte sowohl des alten und neuen Testamentes, wie auch der Geschichte. „Der Geist, der stets verneint", ist so alt wie die Welt. Es verneinten die Wunder Christi die Pharisäer, trotzdem Tausende von Menschen sie bezeugten —

sie verpönten und straften die Eltern des von Christi geheilten Blinden, als sie sagten, ihr Sohn wäre von Geburt an blind gewesen. Der böse Schächter verlangte auch Wunder als Beweis der Gottheit Christi, indem er ihn vom Kreuze heruntersteigen und sich selbst befreien hieß. Troß aller Vorhersagungen der Bibel, troßdem es ihnen Christus selbst gesagt hat, glaubten die Apostel nicht an dessen Auferstehung und beweinten seinen Tod, bis er ihnen lebendig erschien. Der ungläubige Thomas glaubte erst dann, als er seine Finger in die Wunden Christi eintauchte! Und in der späteren Entwicklungsgeschichte der Kirche, welche Schaar von Zweiflern!

Wenn Jemand sagt, daß er nur daran glaubt, was er erfahren und gesehen hat, so erinnert es mich an eine Anekdote. Es fuhren zwei Reisende auf der Eisenbahn. Der eine behauptete, die ganze Einrichtung mit dem Nothsignale sei ein Pflanz und ein Aufsitzer, es wäre nur dazu eingerichtet, damit die Verbrecher, Nothzüchter 2c. davor Angst haben. Der andere meinte, er habe Vertrauen für die Eisenbahndirection, und er wäre überzeugt, daß das Nothsignal wirklich den Zug zum Stehen bringe, nachdem es so geschrieben steht, und troßdem er den inneren Mechanismus nicht genauer kennt. Sie stritten und wetteten. Der Zweifler zog die Leine — er zahlte 10 fl. Strafe und wurde eingesperrt — dann glaubte er aber. Ich denke, daß viele an die Gottheit Christi, an Wunder 2c. erst dann glauben werden, bis der Tod ihre Lebensleine zerrissen hat, und bis der Geselle Luciferus sich aus ihrer tückischen Seele einen Rostbraten machen wird.

Uebrigens schenke ich Ihnen die Wunder, denn das Leben Christi und sein Werk genügen mir vollständig, um an seine Gottheit zu glauben.

Der Glaube an Christus vor Allem, dann kommt das Uebrige, dann wird auch die Möglichkeit der Wunder verständlicher.

An den später entstandenen Dogmen, an den dem menschlichen Verstande zugänglichen kirchlichen Einrichtungen zu zerren und zu philosophiren ist eine abgedroschene Methode. Es ist sonderbar. Die intelligentesten Menschen, welche verschiedenen Clubs angehören, finden es nicht lächerlich, die wundersamsten Abzeichen öffentlich zu tragen und conventionelle Gebräuche zu pflegen. Der Soldat vertheidigt seine Fahne, wenn sie auch, durch feindliche

Kugeln verstümmelt, in Fetzen herunterhängt. Der Officier vertheidigt im Zweikampfe seine „Officiersehre“, obwohl er den Unsinn des Duells mit seinem Verstande verpönt. Nur der Christ schämt sich nicht, die Einrichtungen der Kirche, welche die Wiege und die Mutter der Civilisation und der christlichen Moral war, zu bekritteln, ihre Ceremonien zu verspötteln, anstatt dessen er sie wie seine Mutter, die wie jeder Mensch verschiedene Unvollkommenheiten haben kann, verehren und schützen sollte. Aber auf Eines muß aufmerksam gemacht werden: Die Dogmen sind streng von den Ceremonien zu unterscheiden.

Sie schreiben, die Katholiken kennen meistentheils nicht genügend die Grundregeln ihrer Religion — und Sie haben allerdings recht; es ist traurig, aber wahr. Was man aber bei anderen ausstellt, sollte man auch bei sich selbst einsehen, besonders dann, wenn man auf Kritik losgeht Das ist aber — verzeihen Sie — in Ihrem Buche nicht der Fall. Auch fehlt es in Ihren Ausführungen an Objectivität und Nachsicht.

Sie haben sich einst geäußert, ich sei ein Clericaler. Ich sehe voraus, daß Ihre „schlechte“ Meinung von mir noch dahin ausarten wird, daß Sie mich Fanatiker nennen werden. Ich tröste mich damit, daß Sie mich in Ihrem Buche mit Ihrem Anticlericalismus und Antifanatismus weit überholt haben. Les extrêmes se touchent.

Ihre Broschüre habe ich meiner Bibliothek einverleibt. Vorher habe ich sie jedoch mit einer aus Dante's „Divina comedia“ entnommenen Aufschrift versehen.

Täglich bete ich zu Gott, er möge Sie erleuchten, damit Sie Ihren unbestritten über das gewöhnliche Maß hervorstehenden Geist und Verstand ihm zuwenden, und verbleibe

mit aller Achtung

Ihr ergebener

—.

* * *

M......., den 15. December 1903.

Euer Hochwohlgeboren!

Der Glaube ist keine Wissenschaft — ihn Jemanden aufbürden zu wollen — der nicht den guten Willen hat, zu glauben, ist eine Utopie — darum haben Sie auch Recht, wenn Sie sagen, daß die Discussion über religiöse Ansichten unfruchtbar ist. — Dennoch werden Sie mir es nicht übel nehmen, wenn ich auf Ihre Briefe antworten werde — nicht, um Sie zu überzeugen — nur um meinen Standpunkt zu vertheidigen.

Die Ansicht Friedrich des Großen bezieht sich auf die Politik und auf die gesetzliche Gestaltung der Glaubensbekenntnisse, auf die gesetzliche Feststellung der Rechte jeder Religion — mit dem subjectiven Glauben hat sie nichts zur Sache. Sie kann für den Gesetzgeber, für den Leiter einer Menschengenossenschaft als Anhaltspunkt dienen, hat jedoch auf den Glauben selbst und auf dessen äußerliche Formen, d. h. auf die Religion keinen Einfluß. Auf dieser Ansicht basiren die diesbezüglichen modernen Staatseinrichtungen, in welchen **theoretisch** jede Religion gleiche Rechte besitzt. In der Praxis ist es anders, in Oesterreich z. B. wird die christliche Religion de facto protegirt, in Frankreich wird sie jetzt verfolgt. — „Grau, theurer Freund, ist jede Theorie.“

Nun kommen wir abermals zu den Wundern. Sie verlangen hiefür Beweise. Vor Allem sei bemerkt, daß es viel leichter ist zu verneinen, als zu beweisen, und zwar demjenigen, der für etwas mathematische Beweise verlangt, wo keine Mathematik Anwendung finden kann. Einem Daltonisten können sie jahrelang beweisen, daß das Gras grün, der Himmel blau, die Lippen eines gesunden Mädchens kirschroth sind, er sieht alles schwarz und weiß. Mit physischen oder psychischen Vorurtheilen zu kämpfen ist eine Sisyphusarbeit. Daß $2 \times 2 = 4$ muß jeder anerkennen, wer kein Narr ist. Wer jedoch blind ist, dem ist schwer zu beweisen, daß die Sonne ein helleuchtender Körper ist; wer derart moralisch herabgekommen ist, daß ihm der geringste Schein von Altruismus fehlt, dem wird auch kein Salomon imstande sein zu beweisen, daß ein Diebstahl eine Gemeinheit und Almosen eine edle That ist.

Ein Krüppel oder ein an Podagra Leidender würde wahrscheinlich es für unmöglich halten, daß ein Mensch imstande ist, auf einer

einige Centimeter breiten Leine herumzuspringen und darauf so bequem und ruhig zu spazieren, wie ein gewöhnlicher Sterblicher auf gepflasterter Straße. „Er glaubt es jedoch — weil er's sieht!" ist Ihre Antwort. Ganz richtig. Aber gesetzt den Fall, daß infolge irgend einer Ursache die Circuskunststücke und der Seiltanz bei den Menschen aufgehört haben und durch hunderte von Jahren nicht vorkommen würden. Würden dann alle Podagrakranken die Möglichkeit eines Seiltanzes nicht direkt verneinen, die diesbezüglichen schriftlichen contemporänen Dokumente entweder als Irrthum, oder als Lüge bezeichnen und alle diejenigen, die zwar selbst die Kunst des Seiltanzes nicht besitzen, jedoch sich gesunder Füße und Muskeln erfreuen und daher die Möglichkeit derartiger Leistungen anerkennen — als Narren betrachten? —!

Damit Etwas dem menschlichen Verstand zugänglich und glaubenswert erscheint, muß vor Allem die Möglichkeit des Vorhandenseins dieses „Etwas" anerkannt werden. Ist dies der Fall bei einem Wunder? Wenn Sie die Existenz eines individuellen, allumfassenden und allbeherrschenden Gottes annehmen, so werden Sie diese Frage mit ja beantworten müssen. Ein Wunder ist ein derartiges Einwirken übernatürlicher Kräfte, daß deren Folgen und Erscheinungen dem menschlichen Verstand unerklärlich und wie man zu sagen pflegt, wundersam vorkommen. Warum wäre es unmöglich, daß diese übernatürliche Kraft (von mir und Ihnen Gott genannt), welche das wundersamste Werk, das Weltall, gegründet hat, auch später, von Fall zu Fall ungewöhnliche, unbegreifliche (für den menschlichen Verstand) Dinge bewirke? Die Möglichkeit ist also da. Der Gegenbeweis könnte nur dann geliefert werden, wenn wir Gott, diese übernatürliche Kraft, natürlichen Gesetzen unterwerfen wollten und das wäre ein Widerspruch oder kindische Auffassungsweise.

Jetzt handelt es sich nur darum, zu beweisen, daß die Wunder wirklich vorgekommen sind und vorkommen — kurzum, um Beweislieferung der Thatsache. Jetzt kommt aber die Geschichte mit dem Daltonisten und dem Farbenspiel, mit dem Blinden und den Sonnenstrahlen mit den — gesetzt den Fall — einst aufgeführten Seiltänzen und den Podagrakranken. Die eclatantesten Wunder gehören in die Zeit des Lebens Jesu, die späteren Wunder sind nicht mehr so großartig, so erschütternd, als daß sie nicht von der Kritik angefochten, von dem Geiste, der „stets verneint" be-

zweifelt werden könnten. Aber derjenige, welcher die Authenticität der Evangelien nicht in Frage stellt und zugleich die darin geschilderten Wunder leugnet, der ist — verzeihen Sie — mit einem Daltonisten, Blinden oder Podagrakranken zu vergleichen! Wenn Sie daran glauben, daß die Evangelien 1. kein Falsificat sind, 2. bona fide geschrieben worden sind, so müssen Sie mit einem sehr naiven Auditorium zu thun haben, um ihm hinaufzudividiren, daß die dort beschriebenen Wunder die Folge von Illusion, Suggestion u. dgl. bei den Schreitenden war. Entweder — oder. Entweder lügen die Evangelisten, oder sind die Evangelien ein Falsificat (was nebenbei bemerkt weder Renau, noch Spencer behaupteten). Soweit geht die Suggestion nicht, als daß man Thatsachen mit scheinbaren Eindrücken verwechselt. Eine negative Behauptung in dieser Hinsicht gibt der Logik, dem gesunden Verstande eine Ohrfeige, und ist der Behauptung eines, das Sonnenlicht verneinenden Blinden zu vergleichen. Ich muß vielmehr vermuthen, daß Sie die Evangelien nur oberflächlich, flüchtig studiert haben. Die Evangelien kann man nicht wie einen Roman durchblättern, man muß sie Satz für Satz, Wort für Wort analysiren, denn keine Silbe ist dort überflüssig aufgeschrieben worden. Meines Erachtens ist es Pflicht eines jeden Menschen, diejenigen Schriften, welche sich auf den Glauben, auf die Religion beziehen, genau zu prüfen, wogegen die Kenntnißnahme der diametralen Werke für den gewöhnlichen, sich der Philosophie, Theologie und Metaphysik nicht widmenden Menschen gänzlich überflüssig ist. Denn, wenn ich den Glauben besitze, wenn ich ein guter Christ bin, so 1. bringe ich Niemanden damit Schaden, 2. bin vielmehr ein nützliches Mitglied der Genossenschaft, 3. bin selbst glücklicher als der Ungläubige und sind meine Ansichten tausendmal irrthümlich und illusorisch! Wenn ich dagegen Alles, was die Evangelien und die Kirche zu glauben verpflichten, verneine, als Zweifler und Sceptiker durch die Welt schreite, Spencer und Darwin studire und die Evangelien nur flüchtig kennen lerne, dann riskire ich kolossal, das Glück meines ewigen Lebens! Mit anderen Worten: wenn es nicht wahr ist, habe ich nichts verloren, wenn es aber wahr ist, wehe mir! Als Geschäftsmann werden Sie wohl zugeben, daß jenes Geschäft, welches ein großes Risico enthält, viel genauer geprüft und calculirt werden muß, wie ein solches, wo nichts riskirt wird!

Was die Wunder anbelangt, noch ein Beispiel:

Die plötzliche Bekehrung Paulus (Saulus) ist eines der größten und imposantesten Wunder. Nur bitte es rein menschlich zu prüfen: ein intelligenter, gebildeter, römischer Edelmann, aus tiefster Ueberzeugung gegen die christliche Lehre kämpfend, voll Haß und Verfolgungswahn gegen die Christen erfüllt, wird plötzlich auf einen Schlag bekehrt, bekennt mit Demuth und Eifer seine Bekehrung, verzichtet auf seine ganze, glänzende und einträgliche Carrière, Vermögen und Achtung in der damaligen, auf hoher Culturstufe stehenden Gesellschaft, opfert sein ganzes Leben der neuen Lehre, um schließlich seinen Kopf dafür zu geben. Das ist eine Thatsache, welche sogar so ein genauer Forscher jener Zeiten wie Renau nicht bezweifelt. Er sagt nur, es herrschte an diesem Tage große Hitze und der plötzliche Umschwung der Paulus'schen Denkungsweise wäre die Folge von Sonnenschlag, Haß gegen die Christen und Furcht (vor wem? vor einigen christlichen Bettlern?!!). Risum teneatis amici! Für mich ist dieser Gegenbeweis Renau's ebenso lächerlich, wie Ihnen vielleicht die Wunder der Catharina d'Emmerich, oder die in Lourdes 2c. lächerlich vorkommen. Sie werden wahrscheinlich der Ansicht Renau's beipflichten. Wer von uns Beiden ist blind? Die diesbezügliche Entscheidung und Beurtheilung kann nur streng objectiv durch die Logik, durch den gesunden Verstand geliefert werden. Aber auch dafür, was logisch gelten soll, gibt es keine mathematischen Beweise. Darum bitte, verlangen Sie auch von mir nicht, daß ich Ihnen das Vorhandensein von Wundern mit mathematischer Genauigkeit beweise!

* * *

Das Evangelium ist der Kern, die Hauptfestung des christlichen Glaubens. Alles Andere gehört in die christliche Lehre, ist Sache der Theologie. Nachdem ich kein Gelehrter, kein Theologe bin, überlasse ich das Studium über die verschiedenen früher oder später entstandenen Dogmen den Theologen. Schuster bleib bei deinem Handwerke! Was geht mich das an, ob ich das Dogma der Dreifaltigkeit, der unbefleckten Empfängniß, der Unfehlbarkeit des Papstes 2c. 2c. mit meinem Verstand umfassen kann, wenn ich an den Gründer des christlichen Glaubens, an Christus-Gott, glaube?! Die Christus anerkennende Religion ist

da, deren Verwaltung liegt in den Händen der Kirche. Ich sehe einen gewaltigen, alle Hindernisse überfluthenden Strom, darum muß ich, logisch denkend, das Vorhandensein einer kräftigen Quelle annehmen. Dessen bin ich als gewöhnlicher Beobachter gewahr. Mit welchen Gesetzen die Wellen dieses Stromes sich fortbewegen, wie seine Quelle entstanden ist 2c., das ist Sache der Naturforscher, für mich bleibt es Nebensache. Schuster bleib bei deinem Handwerke! Ein zweites Beispiel: Die wundersamsten Erscheinungen werden in der Medicin und in der Landwirthschaft durch die bakteriologischen Processe erklärt. Für mich ist das eine Thatsache, auf der ich meine Bodenbearbeitungs- und Pflanzenproductionsweise basire, und ich richte mich darnach, wie die Gelehrten es vorschreiben, trotzdem ich für meine Person noch nie im Leben einen Bacillus gesehen habe und trotzdem ich große Neigung hätte, das Vermehren der Bakterien auf dem Wege der Theilung der Zellen zu bezweifeln. Aber die Gelehrten sind dazu da, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, die Theologen sind dazu da, um die Unfehlbarkeit der Dogmen zu prüfen. Und nochmals: Schuster bleib bei deinem Handwerke! — Um jedoch kein Esel zu sein, muß ich das Einmaleins verstehen, um ein guter Christ zu sein, muß ich das Evangelium kennen.

Einer der genialsten Polen, Szczepanowski, äußert sich in seinen „Ideen" über die Religion ungefähr auf diese Art: die verschiedenen Beweise gehören in die Wissenschaft (Theologie), der Kern ist die Offenbarung, das Evangelium. Wozu sind Beweise nöthig, daß die Sonne leuchtet? Der Blinde wird es ohnehin nicht glauben.

Daß die christliche Religion sich schnell verbreitete, habe ich niemals behaupten wollen. Bei dem colossalen Gegensatze, der zwischen der christlichen Lehre und der damaligen römischen Cultur herrschte, war ein schnelles Verbreiten undenkbar. Der Islam verbreitete sich schneller, da er mit Feuer und Schwert erzwungen wurde und anderseits, weil er sehr angenehme, den menschlichen Leidenschaften und Gelüsten schmeichelnde Lebensweise einzuführen bezweckte. Aber so schnell dessen Verbreitung, so rasch war auch sein Fall. Verstrichen sind die schönen Tage von Aranjuez!

Die der christlichen Lehre gewissermaßen verwandte Religion (da sie ebenfalls Entsagung und strenge Moral predigte), der Buddhismus, verbreitete sich ganz außerordentlich, es waren aber

auch keine Widerwärtigkeiten und Hindernisse, mit denen der Buddhismus zu kämpfen hatte. Seine Verbreitung war ganz natürlich und selbstverständlich. Aber ist ein zweiter Fall in der Geschichte der Menschheit aufzuweisen, daß eine Lehre, die auf eine so gewaltsame Art unterdrückt und verfolgt war, wie der Christianismus, so bahnbrechend wirkte und so siegreich alle Hindernisse beseitigte?!

Spencer achte ich sehr. Seine Theorien über die successive Entwicklung sind jedoch so furchtbar complicirt, daß man fast den Wald vor lauter Bäume nicht sieht. Für mich ist die successive Entwicklung der Natur **kein** Gegenbeweis gegen die Offenbarung. Der Mensch als Glied der Natur unterliegt dem Gesetze der Evolution, diesem Gesetze unterliegt die menschliche Cultur und die menschliche Wissenschaft. Was den menschlichen Geist, was die Seele anbelangt, mit der sich theilweise die Philosophie befaßt, sehe ich nicht, daß da das Gesetz der Evolution angewandt werden könnte. Streng objectiv genommen und von allen wissenschaftlichen und culturellen Beigaben entkleidet, ist die Philosophie eines Plato gerade so tief wie die eines Hegel oder Kant (jedenfalls ist sie origineller) und die Psychologie eines Shakespeare ist nicht delicater wie die eines Homer oder Sophokles. Wenn die Religionen dem Gesetze der Evolution unterliegen würden, so müßte z. B. der Islam eine höhere und bessere Religion sein, als der Christianismus, aus dem er entstanden ist. Dies ist nicht der Fall.

Einige Bemerkungen zum Anhange I.

Das militärische Gleichniß, S. 285, ist aus Fachunkenntniß schlecht gewählt, denn die Armee, nicht die Festungen sind die Hauptsache. Der Briefschreiber lebt noch im Mittelalter.

Mir war im 1. Band wirklich nur darum zu thun, anzuregen, daß die Auswüchse und Mißbräuche beseitigt werden.

Ad 1, 2 und 3 berichtete ich schon S. 218, 219, 220: Man ist Antichrist nur dann, wenn man an die Lehren Christi nicht glaubt und sie verwirft, aber nicht wenn man den Wundererzählungen keinen Glauben schenkt. Doch sagt der Briefschreiber, S. 289, selbst: „Uebrigens schenke ich Ihnen die Wunder", mehr will ich für die Schulen nicht, dies wäre schon ein enormer Fortschritt.

Erst dieser Tage sah ich wieder, welchen Werth Augenzeugen haben. Ich war mit meiner Tochter Abends bei Bekannten beim Thee; sie setzte beim Weggehen ihren Strohhut auf. Als meine Tochter sich in den offenen Wagen setzte, bemerkte sie, keinen Hut auf dem Kopfe zu haben. Der Kutscher betheuerte, daß sie ohne Hut auf dem Kopfe aus dem Hause getreten sei; und doch wurde er etwa 100 Schritte weit vor dem Wagen, wohin ihn der Wind getragen hatte, gefunden.

Auf S. 287 steht im Briefe: „Sie sagen, es wäre unmöglich, daß ein gerechter Gott die Menschen für ewig strafen sollte. Ich glaube, gerade so ungerecht wäre es, wenn in der Ewigkeit die Bösen den Guten gleichgestellt würden. Es kommt darauf an, wie man sich die ewige Strafe vorstellt." Nicht ewig strafen, ist noch keine Belohnung, die Guten sollen ja belohnt werden. Die Auslegung, die Strafe bestehe in den Vorwürfen des Gewissens ist nicht durch die Evangelien begründet, denn diese sprechen vom höllischen Feuer (Matthäus V, 22) und vom Zähneklappern, und Matthäus V, 30, heißt es: „nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde". Diese Auslegung des Briefschreibers ist eine sehr liberale Ansicht. Uebrigens sind die Ansichten über Gewissensbisse sehr unbestimmt und variabel,

je nach dem Grade der Gewissenhaftigkeit und der Ansicht über schlecht und gut. Der Anarchist rechnet sich den Mord eines Regenten zum Verdienste an, der radicale Flügel der Socialisten macht sich kein Gewissen daraus, den persönlichen Besitz gewaltsam zum Vortheile des Collectivbesitzes zu enteignen, ein religiös-christlicher Exaltatos macht sich kein Gewissen daraus, Eltern und die Familie zu verlassen, um ins Kloster zu gehen oder Kindern zuzureden, ins Kloster zu gehen, und ein Officier schießt mit größter Seelenruhe im Duell seinen Gegner zusammen. Der weitere Absatz bewegt sich in der bekannten katholischen Gedankenrichtung voller unbewiesener Phantasien und Sophismen.

Ein Katholik ist doch vor allem ein Christ, der trachten muß, in den Geist der christlichen Urlehren einzudringen; diesem kann doch unmöglich verwehrt werden über die später eingeführten Dogmen nachzudenken, und sie zu kritisiren, wenn er sie mit der Lehre Christi oder mit dem christlichen Gottesbegriff nicht in Einklang bringen kann. Gott gab doch den Menschen den Verstand zum Denken und gewiß nicht zum blinden Glauben. An den Ceremonien liegt weniger daran, so lange sie die Oeffentlichkeit nicht stören, wie die Prozessionen, oder die ganze Religion nicht durch Unsinn herabwürdigen, wie z. B. durch die sogenannten Springprozessionen in Eternach in Frankreich, nicht weit der Luxemburger Grenze, wo die Prozessionen zur Gnadenkirche zum heiligen Willibrod, auf die Höhe in Sprüngen, 3 Schritte vorwärts und 2 Schritte rückwärts im Polkatakte ziehen.

Im zweiten Briefe kommt der Briefautor wieder auf die Wunder zurück, die er mir im ersten Briefe schon großmüthig geschenkt hat. Der Ideengang bleibt stets der gleiche. Gott, der die Welt erschaffen hat, wird doch auch so untergeordnete Wunder bewirken können. Hier stoßen zwei Lebensansichten aufeinander, die alte, in welcher Zeit die Erkenntniß der Natur noch in der Kindheit lag, und die moderne, die sich auf die großartigen Fortschritte der Naturwissenschaften stützt.

Gott bewirkt durch die Naturkräfte nach den Gesetzen der Natur täglich Millionen von noch unbegriffenen Wundern, gegen welche wunderbare Krankenheilungen eine wahre Spielerei sind. Aber nichts geschieht jetzt, soweit die Menschen in die Naturkräfte Einsicht haben, gegen dieselben. Eigentlich können wir uns von Gott keine Vorstellung machen, wer aber an einen allmächtigen,

gerechten und gütigen Gott glaubt, muß doch ihm die allerhöchste Moral zumuthen, welche ein Mensch wohl nachahmen soll, ohne aber fähig zu sein, sie ausführen zu können. Geht man von dieser Basis aus, so kann Gott keine Protectionen üben, seine Güte muß ungebeten, ohne Mittelsachen, wie sogenannte Gnadenbilder, und ohne Mittelpersonen, wie Heilige oder Priester, sich äußern, was auch das Evangelium Matthäus VI von 25 bis 34 deutlich sagt, daß Gott für Alle und Alles sorgt, und zwar aus eigenem Antriebe, ohne gebeten zu werden.

Der Briefschreiber fordert mich, S. 293, auf, vom Gesichtspunkte eines Geschäftsmannes blind und gedankenlos zu glauben. Einem Utilitätsmotiv eine Ueberzeugung zu opfern halte ich für unwürdig, denn der charaktervolle Mensch muß den Muth seiner Ueberzeugung besitzen; diese ist allein maßgebend. Der Autor des Briefes meint, sein blinder Glaube schadet ihm weder beim Säen, Ackern, noch bei der Ernte. Ganz richtig, aber er ist Vater und hat heilige Pflichten für die Erziehung der Kinder, denen er die Wahrheit lehren und große Gewissenskämpfe ersparen soll, welche unausbleiblich sind, wenn die Kinder Pflichtreue besitzen und später zur besseren Einsicht kommen.

Die wunderbare Bekehrung Saulus' und später Paulus' führt der Autor der Briefe an, infolge dessen las ich dieselbe wieder in der Apostelgeschichte IX nach:

„1. Saulus aber schnaubete noch mit Dräuen und Morden* wider die Jünger des Herrn, und ging zum Hohenpriester,

* Cap. 8, 3.

2. Und bat ihn um Briefe gen Damaskus an die Schulen, auf daß, so er etliche dieses Weges fände, Männer und Weiber, er sie gebunden führete gen Jerusalem.

3. Und da er auf dem Wege war, und nahe bei Damaskus kam, umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel;

1. Kor. 15, 8.

4. Und er fiel auf die Erde, und hörte eine Stimme, die sprach zu ihm: Saul, Saul, was verfolgest du mich?

5. Er aber sprach: Herr, wer bist du? Der Herr sprach: Ich bin Jesus, den du verfolgest. *Es wird dir schwer werden, wider den Stachel löcken.

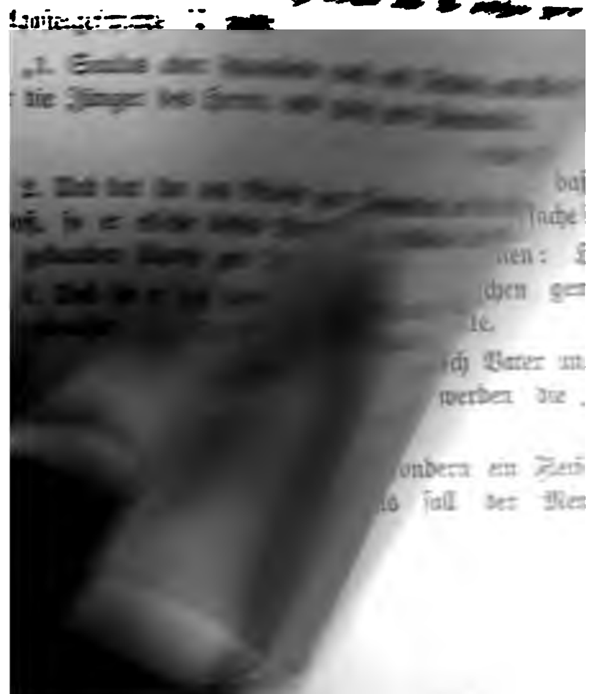
* Cap. 5, 39.

je nach dem Grade der Gewissenhaftigkeit und der Ansicht über schlecht und gut. Der Anarchist rechnet sich den Mord eines Regenten zum Verdienste an, der radicale Flügel der Socialisten macht sich kein Gewissen daraus, den persönlichen Besitz gewaltsam zum Vortheile des Collectivbesitzes zu enteignen, ein religiös-christlicher Exaltatos macht sich kein Gewissen daraus, Eltern und die Familie zu verlassen, um ins Kloster zu gehen oder Kindern zuzureden, ins Kloster zu gehen, und ein Officier schießt mit größter Seelenruhe im Duell seinen Gegner zusammen. Der weitere Absatz bewegt sich in der bekannten katholischen Gedankenrichtung voller unbewiesener Phantasien und Sophismen.

Ein Katholik ist doch vor allem ein C h r i s t, der trachten muß, in den Geist der christlichen Urlehren einzudringen; diesem kann doch unmöglich verwehrt werden über die später eingeführten Dogmen nachzudenken, und sie zu kritisiren, wenn er sie mit der Lehre Christi oder mit dem christlichen Gottesbegriff nicht in Einklang bringen kann. Gott gab doch den Menschen den Verstand zum Denken und gewiß nicht zum blinden Glauben. An den Ceremonien liegt weniger daran, so lange sie die Oeffentlichkeit nicht stören, wie die Prozessionen, oder die ganze Religion nicht durch Unsinn herabwürdigen, wie z. B. durch die sogenannten Springprozessionen in Eternach in Frankreich, nicht weit der Luxemburger Grenze, wo die Prozessionen zur Gnadenkirche zum heiligen Willibrod, auf die Höhe in Sprüngen, 3 Schritte vorwärts und 2 Schritte rückwärts im Polkatakte ziehen.

Im zweiten Briefe kommt der Briefautor wieder auf die Wunder zurück, die er mir im ersten Briefe schon großmüthig geschenkt hat. Der Ideengang bleibt stets der gleiche. Gott, der die Welt erschaffen hat, wird doch auch so untergeordnete Wunder bewirken können. Hier stoßen zwei Lebensan[illegible]
die alte, in welcher Zeit die Erkenn[illegible]
Kindheit lag, und die moderne [illegible]
schritte der Naturwissensch[illegible]

Gott bewirkt [illegible]
Natur täglich Milli[illegible]
welche wunderba[illegible]
Aber nichts ge[illegible]
Einsicht hab[illegible]
Gott keine[illegible]





6. Und er sprach mit Zittern und Zagen: Herr was willst du, daß ich thun soll? Der Herr sprach zu ihm: Stehe auf, und gehe in die Stadt; da wird man dir sagen, was du thun sollst.

7. Die Männer aber, die seine Gefährten waren, stunden, und waren erstarret; denn sie höreten die Stimme, und sahen niemand.

8. Saulus aber richtete sich auf von der Erde, und als er seine Augen aufthat, sah er niemand. Sie nahmen ihn aber bei der Hand und führten ihn gen Damaskus;

9. Und war drei Tage nicht sehend, und aß nicht, und trank nicht.

10. Es war aber ein Jünger zu Damaskus, mit Namen Ananias; zu dem sprach der Herr im Gesichte: Ananias! Und er sprach: Hie bin ich, Herr.

11. Der Herr sprach zu ihm: Stehe auf und gehe hin in die Gasse, die da heißet die gerade, und frage in dem Hause des Judas nach einem Namens Saul, von *Tarsus; denn siehe, er betet.

* Cap. 21, 39.

12. Und hat gesehen im Gesichte einen Mann mit Namen Ananias, zu ihm hineinkommen, und die Hand auf ihn legen, daß er wieder sehend werde.

13. Ananias aber antwortete: Herr, ich habe von vielen gehöret von diesem Manne, wie viel Uebels er deinen Heiligen gethan hat zu Jerusalem;

14. Und er hat allhie Macht von den Hohenpriestern, zu binden alle, die *deinen Namen anrufen.

* 1. Kor. 1, 2.

15. Der Herr sprach zu ihm: Gehe hin, denn dieser ist mir ein auserwählt Rüstzeug, daß er meinen Namen trage vor den *Heiden und vor den †Königen und vor den Kindern von Israel.

* Röm. 1, 5. † Cap. 25, 13; 27, 24.

16. Ich will ihm zeigen, wie viel er leiden muß um meines Namens willen.

V. 23. 29; 2. Kor. 11, 23–28.

17. Und Ananias ging hin und kam in das Haus, und legte die Hände auf ihn, und sprach: Lieber Bruder Saul, der Herr hat mich gesandt (der dir erschienen ist auf dem Wege, da du her kamest), daß du wieder sehend und mit dem heiligen Geist erfüllet werdest.

18. Und alsobald fiel es von seinen Augen wie Schuppen, und er ward wieder sehend;

19. Und stund auf, ließ sich taufen, und nahm Speise zu sich, und stärkte sich. Saulus aber war eine Zeit lang bei den Jüngern zu Damaskus.

20. Und alsbald predigte er Christum in den Schulen, daß derselbe Gottes Sohn sei.

21. Sie entsetzten sich aber alle, die es höreten, und sprachen: Ist das nicht *der zu Jerusalem verstörte alle, die diesen Namen anrufen, und darum herkommen, daß er sie gebunden führe zu den Hohenpriestern?" *V. 1. 14. Cap. 8; 1; 26, 10.

Auf mich macht diese Wundergeschichte einen ganz anderen Eindruck, nämlich den der größten Unwahrscheinlichkeit, der Unglaubhaftigkeit. Interessant wäre es zu erfahren, was Saulus in Wirklichkeit veranlaßte, seine Ueberzeugung zu ändern. Das Aendern von Ueberzeugungen kommt doch sehr oft vor. Der Briefschreiber soll ein ausgesprochener Freidenker gewesen sein, jetzt ist er ein strenggläubiger Katholik und nach meiner Ueberzeugung aufrichtig und wahrhaftig, obgleich viele meinen, seine Sinnesänderung wäre aus politischen Gründen geschehen, weil er als patriotischer Pole der nationalen Kirche ergeben sein muß.

Der Autor der zwei Briefe, welcher mich zum blind glaubenden Katholiken machen will, sandte mir das französische Buch „Le Christianisme“. Ich schlug es auf und traf zufällig folgende Stelle des Evangeliums, Matthäus XIX 3, welche ich auch deutsch nachlas, wo es heißt:

„Pharisäer sprachen zu Jesu: Ist's auch recht, daß sich ein Mann scheide von seinem Weibe um irgend eine Ursache?

4. Er antwortete aber und sprach zu ihnen: Habt Ihr nicht gelesen, daß, der im Anfange den Menschen gemacht hat, der machte, daß ein Mann und Weib sein sollte.

5. Und sprach: Darum wird ein Mensch Vater und Mutter lassen und an seinem Weibe hangen und werden die Zwei ein Fleisch sein!

6. So sind sie nun nicht zwei, sondern ein Fleisch. Was nun Gott zusammengefüget hat, das soll der Mensch nicht scheiden.

9. Ich sage aber auch: Wer sich von seinem Weibe scheidet (es ist denn um der Hurerei willen), und freiet eine Andere, der bricht die Ehe, und wer die Abgeschiedenen frommet, der bricht auch die Ehe."

Wer sich auf die Mythe der Schöpfung der Menschen, als wahre Begebenheit beruft, kann, nach meiner Ueberzeugung, unmöglich der Gott unseres Glaubens sein, denn wir stellen uns Gott als allwissend vor, während alle Schöpfungsmythen der verschiedenen Religionen das Phantasiegebilde ungebildeter Menschen der Vorzeit waren.

Die unfaßliche Idee, daß Eheleute ein Fleisch sind, stammt aus dem alten Testamente, und daß Christus auch daran festhielt, erklärt sich, wenn er ein bloßer Mensch ist, weil er im mosaischen Glauben erzogen wurde, nicht aber, wenn er ein Gott ist. Die Deduction, daß, weil Gott Mann und Weib erschaffen hat, beide deswegen ein Fleisch sind, ist für einen unverdorbenen Bauernverstand unverständlich, und das Verlassen von Vater und Mutter widerspricht den primitivsten Grundsätzen der Moral und den zehn Geboten: Du sollst Vater und Mutter ehren 2c.

Auf diesen Stellen des Evangeliums basirt in der katholischen Kirche die Schwierigkeit der Trennung der Ehen und die Unmöglichkeit, daß getrennte Eheleute sich neu verheirathen können. Auffallend, aber durchaus nicht merkwürdig, ist, daß die untrennbaren katholischen Ehen viel öfter schlechter sind und zum Separiren der Ehegatten führen, als die trennbaren protestantischen oder jüdischen Ehen.

Ehen sollen aus wahrer Liebe geschlossen werden, ebensowenig aus nur sinnlicher, welche gewöhnlich bald nach dem Besitze vergeht, als blos aus materiellen Interessen. Wahre Liebe ist die Vereinigung geistiger mit sinnlicher Sympathie, ohne letzterer ist das Gefühl der gegenseitigen Anziehung nur Freundschaft. Die Worte aus dem Sohne der Wildniß: „Zwei Seelen ein Gedanke, zwei Herzen ein Schlag", charakterisiren die wahre, veredelnde Liebe, nicht aber: Zwei Menschen ein Fleisch, welche Idee der orientalischen Auffassung von der Frau entstammt, die als eine zu benützende Sache galt und nicht als ein dem Manne gleichberechtigtes Wesen, auf welchem die Zukunft der Menschheit beruht. Theilung der Arbeit ist die Signatur des Fortschrittes,

der Mann sorgt für die Existenz, die Frau gebärt und erzieht, gewiß der edlere Theil!

Das Criterium zur glücklichen Ehe besteht darin, daß beide, Mann und Frau, der Gesinnung und Lebensanschauung nach zu einander passen, die Verschiedenheit der Temperamente bildet meistens einen Vortheil, denn zwei Sanguiniker gehen in die Luft, zwei Optimisten erleben zu oft Enttäuschungen ꝛc. Die Gegensätze in dieser Hinsicht erzeugen als Resultirende meistens die praktische Mitte, aber in den Lebensanschauungen müssen Eheleute harmoniren, sonst verstehen sie sich nicht und bleiben sich fremd, wie z. B. eine starre aristokratische und eine socialdemokratische Gesinnung; eine bigotte Betschwester und ein aufgeklärter Freidenker ꝛc.

In demselben Kapitel steht: „12. Denn es sind etliche verschnitten, die sind aus Mutterleibe also geboren, und es sind etliche, die vom Menschen verschnitten sind, und sind etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben, um des Himmelreichs willen. Wer es fassen mag, der fasse es!"

Wenn der letzte Satz nicht eine Kritik der Selbstverstümmelung bildet und sagen will, daß es unbegreiflich ist, sich selbst zu verstümmeln, um in das Himmelreich zu kommen, so bleibt es ganz unfaßlich, daß Christus die Selbstverstümmelung nicht als verwerflich brandmarkte, welche in cultivirten Staaten als Verbrechen gilt. — Durch ein Verbrechen in das Himmelreich kommen zu wollen, widerspricht allen christlichen Ansichten von Tugend und deren Belohnung im Jenseits.

Wer unverbrüchlich an den christlichen, gerechten, gütigen, allwissenden, allweisen Gott glaubt, wird sich durch die Inconsequenzen der kirchlichen Lehren und Vorschriften nicht irreleiten lassen.

Im selben Kapitel heißt es: 16. Und siehe, einer trat zu ihm und sprach: Guter Meister, was soll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben möge haben?

17. Er aber sprach zu ihm: „Was heißest Du mich gut? Niemand ist gut, denn der einige Gott ꝛc." Dies sagt doch deutlich, daß Jesus nicht Gott war.

Kapitel XX, 23, endet Jesu mit den Worten: „aber das Sitzen zu meiner Rechten und Linken zu geben, stehet mir nicht zu, sondern denen es bereitet ist, von meinem Vater."

War Jesus „Gott“, so sollte man doch glauben, daß er dies Recht auch besaß. Daß Jesus sagte: „Von meinem Vater“, beweist nicht, daß er gleichzeitig damit sagen wollte, der Sohn Gottes zu sein, denn wir nennen auch Gott unseren Vater und in 28 sagt Jesus: „Gleich wie des Menschen Sohn ꝛc.“

Aus den angeführten Stellen glaube ich entnehmen zu müssen, daß Christus nicht selbst Gott war.

Der Samaritanerin sagte Jesus am Brunnen des Jacob: „Der Messias bin ich, ich, der zu dir spricht.“

Bischof Rongaud schreibt in seinem Buche „Le Christianisme“: „Niemals sprach sich Jesus deutlicher aus.“ Und Messias ist doch nicht Gott, man erwartete einen von Gott Gesandten, aber nicht Gott selbst, für welchen die christlichen Bücher Jesus als einzigen Sohn Gottes halten.

Kapitel XIX, 17, sagt Jesus zu dem reichen römischen Jüngling: „Willst Du aber zum Leben eingehen, so halte die Gebote.“

18. Da sprach er zu ihm: „Welche?“ Jesus aber sprach: „Du sollst nicht tödten; Du sollst nicht ehebrechen; Du sollst nicht stehlen; Du sollst nicht falsch Zeugnis geben.

19. Ehre Vater und Mutter und Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst.“

Welcher wohlerzogene Mensch der jetzigen Cultur, gleichgiltig ob er sich zu einer Religion bekennt oder nicht, handelt diesen Geboten zuwider, mit Ausnahme des Ehebrechens, und auch in diesem Falle wird er aber nicht der Verführer sein, sondern blos die schon lockeren Grundsätze der Frau benützen, was aber auch trotz allen Religionsunterrichtes geschieht. Vor Allem ist Unterricht in der Moral, nicht aber in der Religion nöthig.

Weiters sieht man, welche Aehnlichkeit in den Grundanschauungen der zu befolgenden Moral zwischen dem Christenthum und dem Buddhismus besteht.

20. Da sprach der Jüngling zu ihm: „Das habe ich Alles gehalten von meiner Jugend auf; was fehlet mir noch?“

21. Jesus sprach zu ihm: „Willst Du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe was Du hast und gib es den Armen, so wirst Du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach.“

Zum vollkommenen Christen und Himmelreich-Aspiranten gehört die Armuth, was aber unsere hohen Kirchenfürsten sich nicht sehr zu Herzen nehmen, bei den Buddhisten müssen nur jene Asketen werden, und schon in diesem Leben Alles, was ans Leben fesselt, wegwerfen, welche ohne der Reinigung durch die Seelenwanderung direct in das Nirewana, in das Nichts eingehen wollen. Diejenigen aber, denen an der Seelenwanderung nichts liegt, haben nur die auch bei uns geltenden Moralgrundsätze zu befolgen und in der Nächstenliebe zu leben, für sie ist der Buddhismus die aufgeklärteste Religion der Welt; Häckel könnte ihr Stifter sein, und was mir speciell so gut gefällt, ist, daß man nicht schon als neugeborenes Kind zum Buddhismus engagirt und verpflichtet wird, sondern daß erst der reife Mensch den Buddhismus als seine Religion wählt.

Der Autor der Briefe legt Selbstverstümmelung als freiwilliges Cölibat aus; dies ist wohl willkürlich und nicht geschrieben, und nur was geschrieben ist, kann man lesen, und beim Lesen von Vorschriften und Gesetzen soll man sich doch gewiß nicht denken, daß der Schreiber etwas anderes meinte und wollte als er geschrieben hat.

Ich halte nach meinen Erfahrungen der letzten Zeit das Lesen, Studiren, Spintisiren, Speculiren über christliche Religionsbücher für verlorene Zeit. Liebe Gott über Alles und den Nächsten wie Dich selbst, ist die Quintessenz der christlichen Lehre, noch die 10 Gebote dazu, damit basta! Man lebe nach der bei den Völkern des Nordwesten Europas bestehenden Moral mit Vermeidung aller Extreme.

* * *

Infolge des mir gesandten Buches „Le Christianisme“ entspann sich zwischen dem Autor der zwei Briefe und mir eine Correspondenz, in welcher ich hervorhob, daß die trennbaren protestantischen Ehen im allgemeinen besser als die französischen untrennbaren sind. Die Antwort lautete: „Das französische Ehematerial ist weit schlechter als das deutsche.“ Um Gleiches mit Gleichem zu vergleichen, schrieb ich an zwei scharfe Beobachter nach Paris. Beide antworteten übereinstimmend in ausführlicher Weise, daß bei den Protestanten seltener Ehetrennungen vorkommen. Was

ich psychologisch erklärlich finde, weil das menschliche Freiheitsgefühl sich gegen jeden Zwang sträubt.

Dann sucht der Autor der Briefe meine Bedenken über Matthäus XIX, 12, zu bekämpfen, citirte aber die französische Uebersetzung des Evangeliums, welche mit dem deutschen Text nicht stimmt. Im Verlaufe des Briefes kam er wieder auf die Höllenqualen zu sprechen; ich lasse diesen Brief vollinhaltlich folgen:

„Das Evangelium mußte so geschrieben sein, daß es Jedermann verstehen kann, der gebildete Mensch, wie auch der Bauer, der Philosoph, wie auch der gewöhnliche Denker. Aus diesem Grunde ist dort alles möglichst einfach und leicht verständlich dargestellt, lauter kräftige Ausdrücke, klare Auseinandersetzung bei gewöhnlichen Schilderungen, dagegen in schwierigeren Stellen bedienten sich sowohl Christus wie auch die Evangelisten der Gleichnisse (Metaphore). Es ist doch ganz sicher und unterliegt keinem Zweifel, daß manche Stellen im Evangelium **nicht** wörtlich zu verstehen sind. „Qui de vous comprendra cette parole?“ und: „Que celui qui sait entendre, entende“, bedeutet doch ganz gewiß, daß der Satz von der Selbstverstümmelung nicht wörtlich zu nehmen ist. 1. Il y a des hommes qui naissent sans virilité = Unfruchtbarkeit, welche angeboren ist (Eierstock in der Bauchhöle); 2. qui perdent de la mains des hommes = die Eunuchen, Castraten — **das** ist eben die Verstümmelung, wie sie noch heutzutage in der Türkei vorkommt; 3. Qui se font eux mêmes **vierges**, — kann doch nicht wörtlich bedeuten: Selbstverstümmelung, denn daß ist ja physisch unmöglich. Man kann sich selbst (!) doch nicht selbst castriren, das muß wie unter Punkt 2 geschehen! Demnach kann das „eux mêmes vierges“ nur eine Metaphore sein, d. h. vierges = freiwilliges Cölibat, freiwillige Entsagung vom körperlichen Genuß. Wenn das wörtlich zu verstehen wäre, so hätte Christus nicht hinzugefügt: „Que celui qui sait entendre, entende!“ **Weil** er es gesagt hat, so können wir dadurch nichts anderes, wie freiwillige Keuschheit verstehen.*)

*) Der deutsche Text wurde Seite 303 angeführt, hat aber einen anderen Sinn. Aus diesem kann geschlossen werden, wie die Uebersetzungen aus dem Hebräischen geschehen sein mögen.

Was die Hölle anbelangt, so **können** wir das Feuer wörtlich nehmen, aber wir müssen das Feuer nicht im materiellen Sinne annehmen, denn das materielle Feuer kann nur eine materielle Substanz verbrennen, und die Seele ist doch eine unmaterielle Substanz, daher würde ihr das materielle Feuer nicht wehe thun!! — Ich finde jedoch daß die Bezeichnung Feuer — für die Gewissensbisse, Reue, Gefühl der Entferntheit von der absoluten Vollkommenheit = Gott, eine sehr zutreffende ist. — Einem Ungebildeten Menschen kann man die Hölle nicht besser darstellen, wie mit dem Worte: „Feuer". Der gebildete macht sich schon selbst die Deduction.

Nach mehr als zehnfachem Durchlesen und Analysiren des Evangeliums habe ich mir selbst dies und jenes erklärt; was die Hölle anbelangt, so habe ich jedoch eimal einen Jesuiten predigen gehört, daß unter „Feuer" **nicht** das materielle Feuer zu verstehen ist. Christus sagt ja in einigen Stellen, daß die Seele unmateriell ist, z. B. an der Stelle, wo er sagt, daß man in der anderen Welt nicht heirathet."

Alles Widerlegen und kunstvolles Auslegen beseitigt die Widersprüche nicht. Wenn auch das Feuer nicht als materielles aufgefaßt wird, weil die Seele unmateriell ist, so sollen wir Christen aber an die Auferstehung des Fleisches glauben, eine Erbschaft aus dem jüdischen Glauben, eine ganz materielle Vorstellung.

* * *

Zeitungsartikel werden nur selten aufbewahrt, wenn sie auch für die Culturgeschichte künftiger Zeiten noch so interessant sind. Ich lasse daher aus der „Neuen Freien Presse" vom 18. Juni 1904 vollinhaltlich folgen:

Das Jubiläum der „unbefleckten Empfängniß".

Wie wir bereits gemeldet, wird Sonntag den 19. Juni in Wien im Dom von St. Stephan wie vor der Mariensäule Am Hof das fünfzigjährige Jubiläum des von Pius IX. verkündigten Dogmas von der unbefleckten Empfängniß gefeiert. Der vierundachtzigjährige Cardinal Fürsterzbischof Dr. Gruscha wird unter Assistenz von zwölf Prälaten das Hochamt celebriren und am Nachmittag zu Füßen der von Kaiser Ferdinand III. 1647 Am Hof errichteten Mariensäule den päpstlichen Segen ertheilen.

. welcher die ges...
... katholischen ...
...agende Persönlich...
. Weihnachten hat ...
...eck gebildet, an ...
... zeht.
...rathen und deren ...
... Wien soll nebst ...
... denen die Sonntags...
...anischen Festakademie
...ahrt nach Mariazell ...
...men der Immaculata un...
...rde angeregt, die Feier ...
... Jubeljahres zur Erinner...
... Abendandacht, ferner ...
Triduen u. dgl. Auf Wun...
...olten soll ein marianisch...
von uns bereits angekündigte
...urdes und eine österreichische
...anischen Weltcongreß in Rom
...ße österreichische marianische
...ie internationale marianische
...ach in der Provinz werden
... und zum Theile jetzt schon
...em neuen Empfängnißdom ein
...eht

...ag erst der 8. December, so
...eszeit, welche Kirchenfeste im
...auf die Gesundheit des Ober-
...ht und man mit guter Absicht
...nur diesen Theil der Festlich-
...von Rom das ganze Jahr 1904
...wurde, ein Jahr „im glück-
...ich empfangenen Jungfrau“

... 26. Mai 1903 die Cardinäle
...a, Ferrata und Vives
...r Feier des fünfzigjährigen
...es Dogmas berufen hat. „Die

Gläubigen", sagte Leo, „sollen mit einmüthiger Begeisterung und voll Vertrauen und Liebe an jene sich wenden, welche die Hilfe der Christen genannt wird." Im December 1903 wurde unter dem Präsidium des Cardinals Vannutelli beschlossen, Gaben zu sammeln für das goldene, mit Diamanten besetzte *Diadem*, das dem Heiligen Vater überreicht werden soll, damit er am 8. December 1904 die Marienstatue in der Peterskirche damit kröne. Diese Krone, ein Geschenk des katholischen Erdkreises, besteht aus *12 großen Diamantsternen*. Wie Abbé Roland, Pfarrer an der Kirche Nôtre dame de la Victore, mittheilt, hat die dortige Erzbruderschaft allein einen Stern zu besagter Krone beigesteuert. Ebenso ist in *Paris* ein entsprechender Rahmen für das Bild, das in Bronze ausgeführt wird, angefertigt worden. Der marianische Weltcongreß in Rom, die internationale marianische Bibliothek waren weitere Beschlüsse der Kommission.

Leo XIII. starb wenige Wochen nach seinem Ausschreiben, und sein Nachfolger Pius X. beeilte sich, die Jubelfeier auf das kräftigste zu fördern. Er erließ ein umfangreiches *Rundschreiben* an Cardinäle und Bischöfe, in welchem er daran erinnerte, daß vor fünf Jahrzehnten sein Vorgänger Pius IX. „heiligen Andenkens", in Kraft seines unfehlbaren Lehramtes, inmitten der Bischöfe der ganzen Welt erklärte, „es sei Gegenstand der göttlichen Offenbarung, daß die heilige Jungfrau Maria, im ersten Augenblicke ihrer Empfängniß, frei von allem Makel der Erbsünde bewahrt worden sei". Weiter erinnert der Papst daran, wie, kaum daß Pius IX. die Wahrheit der unbefleckten Empfängniß als Glaubenssatz ausgesprochen, sich in *Lourdes* die Jungfrau in *Wundern* zu offenbaren begann und der Macht- und Prachtbau des Heiligthums der Unbefleckten sich erhob, bei dem auf ihre Fürbitte *täglich noch Wunder* geschehen, die geeignet sind, den Unglauben der Jetztzeit zu widerlegen. Er preist dann Maria als Fürbitterin der Gläubigen, Bewahrerin der göttlichen Geheimnisse, als diejenige, durch die wir Christus empfangen, die uns den Gottmenschen gegeben, auf welche sich die Prophezeiungen des Alten Testamentes beziehen, an sie dachte Noah, Abraham, Jakob, Moses, Elias, und da sie 30 Jahre lang häuslichen Umgang als Mutter mit Jesus pflegte, so vermag sie uns den Zugang zur Kenntniß Christi zu vermitteln. Nach einer langen Digression über die Empfängniß, die in dem Satze gipfelt: „In einem und dem-

selben Schoße der reinsten Mutter hat er Fleisch angenommen und sich zugleich einen geistigen Leib zugelegt", verkündigte Pius X. den Gläubigen Ablässe für die Feier des Jubiläumsjahres: „Ablaß von sieben Jahren allen, welche allen am 8. eines jeden Monates dieses Jahres zu feiernden Gottesdiensten beiwohnen, vollkommener Ablaß denjenigen, welche dreimal im Jubiläumsjahre den Gottesdiensten beiwohnen und nach Beichte und Communion Gebete zu Gott richten um Einheit der christlichen Fürsten, Ausrottung der Ketzereien, Bekehrung der Sünder und Triumph der Kirche. Vollkommener Ablaß den Rompilgern dieses Jahres, welche die vatikanische Basilika von St. Peter und St. Maria Maggiore besuchen. Weiters hat der Papst für das Jubiläum ein Gebet verfaßt an die heiligste Jungfrau, die ohne Sünde empfangen wurde, die gnädig auf die Bedrängten herabblickt und ihnen Schutz gewährt. Allen denen, welche dieses Gebet verrichten, gewähren wir täglich einmal 300 Tage Ablaß."

Im Sinne des Papstes erließen die Bischöfe ihre Hirtenschreiben an ihre Diözesanen über das fünfzigjährige Jubiläum der Verkündigung des Glaubenssatzes von der unbefleckten Empfängniß Marias. Einzelne Begründungen, namentlich deutscher Bischöfe, sind bemerkenswerth, wie des Cardinals Fischer von Köln, der den täglich wachsenden Abfall von Christus beklagt, ebenso die Leugnung der Menschwerdung des Sohnes, der Gottheit Christi: „Der Glaubenssatz ist eine Verwahrung gegen widerchristliche Bestrebungen." Der Vorzug der Mutter ist nur und einzig begründet in der Würde des Sohnes. Weil Er unendlich hoch und herrlich, der eingeborene Sohn Gottes in menschlicher Natur, darum und nur darum mußte diejenige, von der Er das menschliche Leben annehmen wollte, seine Mutter vor jedem Makel bewahrt, mit jeglichem Gnadenvorzug geschmückt sein. In der Verehrung, die wir Maria widmen, liegt eingeschlossen die Huldigung für den Herrn und Heiland. Darin liegt etwas wie eine Widerlegung der zahlreichen Angriffe gegen die Dogmatisirung des Satzes.

An Gegnern der Dogmatisirung hat es zu keiner Zeit gefehlt. Sonst hätte sie nicht bis zum Jahre 1854 auf sich warten lassen. Die Lehrmeinung, wonach die Mutter Jesu zwar auf natürlichem Wege gezeugt, aber dank dem Verdienste ihres Sohnes frei von der allen Menschenkindern anhaftenden Erbsünde geblieben ist, bestand immer, aber zum Glaubenssatze konnte sie Jahrhunderte

nicht werden. Einzelne Verfechter gab es, Wimpfeling, der Schulmann, der angesehene Abt Trithemius von Sponheim, in lateinischen Versen wurde der dreifache Glanz Marias im Zeitalter des Humanismus gefeiert, man bot, wie heute der Papst, das Alte Testament auf, die griechischen Weltweisen dazu, carmina de conceptu intemeratae oder immaculatae virginis traten auf und sophoclea voce wurde Maria gepriesen, im Elsaß, am Rhein, in Hessen, in Basel. Die Dominikaner, Feinde des Dogmas, eiferten gegen die Franziskaner, die Advocaten der Virginität, manchmal war der Kampf so scharf geführt, daß sich ein Landesfürst, wie der hessische Landgraf, ins Mittel legen mußte. Der Streit zwischen Predigern und Barfüßern war auch in Sachsen sehr heftig und die Leipziger Disputation gar grimmig. In Rom förderte Sixtus IV. die Andacht zur unbefleckten Empfängniß. Er war ursprünglich Franziskaner und hatte gegen die Karmeliter die Immaculata in einer Schrift lebhaft vertheidigt. Er brachte Marienfeste wieder auf, baute Kirchen zu Ehren der Jungfrau, S. Maria del Popolo, S. Maria della Pace, endlich die Sixtinische Kapelle, die ausdrücklich der unbefleckten Empfängniß geweiht wurde. Er ließ im Sinne des Glaubenssatzes predigen. Dennoch erschienen Gegenschriften von Dominikanern. Andere drängten den Papst und unterbreiteten ihm Formulare für Brevier und Messe. In der Bulle vom 1. März 1476 gewährte der Papst jenen, die eine Messe am Maria Empfängnißtage celebriren oder ihr beiwohnen, daß sie des Ablasses und Nachlasses der Sünden theilhaftig werden. Aber diese Bulle genügte nicht, im Gegentheil, die Aufregung mehrte sich und wieder erscheint der Dominikaner Bandelli mit einer Schrift gegen die Feier der immaculata conceptio. Die Schrift, in Bologna erschienen, wurde vielfach verbreitet und oft nachgedruckt. Der Papst, nicht wenig geärgert, erließ eine zweite scharfe Bulle vom 4. September 1483: Einige Prediger verschiedener Orden haben öffentlich behauptet, daß sich diejenigen schwer versündigen und Ketzer seien, die eine unbefleckte Empfängniß annehmen oder gar das Officium beten. Diese Priester haben Bücher herausgegeben, die wir als Papst verwerfen. Er bedroht die Widersacher mit Excommunication, dennoch wagt der energische Papst nicht eine definitive Entscheidung. Man half sich in Rom damit, daß man beiden streitenden Parteien für und wider die unbefleckte Empfängniß Stillschweigen auferlegte.

Den Muth, die Meinung zu dogmatisiren, hatte kein Papst der späteren Zeit. Auch das Concil von Trient stand vor der Frage — und fällte keine Entscheidung. Dann traten aber die Jesuiten eifrig dafür ein, sie betrieben die Erhebung der Meinung zum Glaubenssatze mit größtem Eifer nach der Wiederherstellung des Ordens durch Pius VII. im Jahre 1814. Mit dem Jahre 1834 begann eine starke Agitation unter den romanischen Bischöfen, Italienern, Spaniern, Franzosen, die Mönchsorden richteten Adressen an den Papst, einzelne deutsche Bischöfe schlossen sich an. In der Bibel und der Tradition fehlten die Beweisgründe. Dem begegnete der Jesuit Perrone in einer Pio Nono gewidmeten Schrift, die ohne Bibel und Tradition die unbefleckte Empfängniß für dogmatisch definirbar erklärte. Ohne Mitwirkung eines Concils wollte Pius diese Lehre zum Glaubenssatz erheben, und am 8. December 1854 geschah das im Beisein einiger hundert Bischöfe, die dabei standen und applaudirten, wie er in seiner Ansprache vom 9. December sagte. Das war, wie der Jesuit Schrader sagt, „ein dem Pontificat ganz eigenthümlicher Act, wie ihn kein früheres Pontificat aufzuweisen hat", diese selbstständige Definition eines Dogmas war die Voraussetzung einer anderen Entscheidung, ob der Papst in Glaubenssachen auch für seine Person unfehlbar sei oder ob er diese Unfehlbarkeit nur an der Spitze eines Concils anzusprechen habe. Die Staatsverwaltungen kümmerten sich um die Dogmatisirung der unbefleckten Empfängniß nicht weiter, das lag in dem schwer zu behandelnden Inhalte des Dogmas, das sich der politischen Erörterung entzog. Anders die Unfehlbarkeitslehre von 1870. Leo und Pius X. stehen mit der Feier auf dem Standpunkte Pio Nonos. Das Papalsystem ist nun einmal mit den Dogmen vom 8. December 1854 und 8. Juli 1870 ausgebaut im Sinne des Absolutismus. Nach Pius IX. nannte sich Sarto bei seiner Thronbesteigung Pius X.; in Italien werden zur Feier Medaillen geprägt, die auf der einen Seite das Bildniß des neunten, auf der anderen das des zehnten Pius zeigen. Die Mailänder Medaille zeigt Pius X. im Porträt, auf der Reversseite den Papst, wie er die Völker aufruft zur Feier des Jubiläums der unbefleckten Empfängniß mit dem Motto: Ubi Petrus ibi Ecclesia.

* * *

Ich sandte die zwei Briefe aus Paris dem Autor der Briefe und erhielt folgende Antwort:

„Hochverehrter Herr Oberst!

Die Bemerkungen der Pariser „scharfen Beobachter“ scheinen mir nicht stichhältig zu sein.

Vor Allem: wenn es wahr und richtig ist, daß „der Mensch gegen Zwang jeder Art sein Freiheitsgefühl aufbäumen läßt“ — so muß es Aufgabe der Kirche sein, gegen dieses „Aufbäumen“ zu kämpfen. Wenn jeder dem Freiheitsgefühl folgen würde, wenn es gestattet werden sollte, „jeder Fessel seien sie auch von Gold“, los zu werden, so könnte weder Staat, noch Moralität, noch Erziehung, noch Obrigkeit bestehen — es entstünde ein Chaos im menschlichen Verkehre! Es ist richtig, daß die Kirche, resp. die christliche Religion Fesseln auflegt — das ist auch ihre Aufgabe; trotzdem, daß diese Fesseln oft sehr peinlich sind, trotzdem sie häufig das Freiheitsgefühl vollkommen zu unterdrücken suchen — war die christliche Religion Siegerin über die römischen und griechischen philosophisch-religiösen Anschauungen und Regeln, welche, insbesondere was Genuß anbelangt, dem Menschen vollkommene Freiheit ließen. Die katholische Kirche legt mehr Fesseln auf wie die protestantische und **gerade deswegen** scheint sie mir richtiger zu sein. Entweder — oder. Entweder folgt man genau den aus dem Evangelium entstandenen Vorschriften — oder man legt das ganze Evangelium bei Seite. Jedermann zu gestatten, sich nach seinem Gutdünken das Evangelium auszulegen (wie bei den Protestanten) ist, glaube ich, geradeso ein Unsinn, wie wenn man bei Erlernung z. B. der französischen Sprache erlauben würde, die Wörter so auszusprechen, wie sie geschrieben sind, dann würden die Polen, Deutschen, Japaner 2c. jeder ein anderes Französisch sprechen! Was wäre das für eine Armee, die kein einheitliches Commando, keinen Oberbefehlshaber besäße? Die protestantische Kirche hat weder einheitliches Commando, noch Armeecommandant. Die christlichen Philosophen, die Concils 2c., **das** waren Fachleute, wir müssen ihnen glauben — nämlich die Art der Auslegung der Heiligen Schrift. Wieso kommt **jeder** Mensch dazu (wie bei den Protestanten) christlicher Philosoph zu heißen??

Der Pariser „Beobachter" macht zwar scharfe Beobachtungen, es fehlt ihm jedoch die **Statistik. Da** ist des Pudels Kern! Jeder Mensch schaut auf die Dinge durch ein anderes Glas, jeder „Beobachter" beobachtet gewöhnlich meistens nur das, was er beobachtet haben will. Die Statistik bringt jedoch öfters ganz wundersame Dinge zum Vorschein, die die schärfsten Beobachter nicht bemerkten oder sie anders beurtheilten. **Für** die katholischen Ehevorschriften könnte ich gerade so gut polnische katholische Ehen, besonders am Lande angeben, wo doch Ehescheidungen **sehr selten** angestrebt werden! Es muß streng unterschieden werden: katholische Ehen — und Ehen unter glaubenden Katholiken. Es gibt doch viele Menschen, die keine Christen sind, trotzdem sie getauft wurden. Nicht jede Ehe lebt nach katholischen Vorschriften, die in einer katholischen Kirche geschlossen wurde. Es läßt sich nicht leugnen, daß das schönste, beste gegenseitige Verhältniß zwischen Eheleuten in der Befolgung der christlichen Religion und der diesbezüglichen Vorschriften bestehen muß. Ich habe Fälle gekannt, wo der Gemahl ein Trottel und Taugenichts war — trotzdem war ihm die Frau treu und lebte mit ihm, weil sie eine eifrige Katholikin war. Die schönsten Charaktere, geradezu Heldenthaten der Aufopferung und Nächstenliebe, finden Sie unter den katholischen Frauen — die protestantische Frau ist für mich speciell unsympathisch, sie hat etwas Apartes, natürlich nicht die Einzelnen, sondern den allgemeinen Typus gemeint! Auch unter den katholischen Bauernehen finden Sie manchmal imposante Beispiele, wie der Mensch, um Christi zu gefallen, die ärgsten Fesseln lächelnd trägt! Es heißt doch, „wenn du mein Schüler sein wirst, nimm **dein Kreuz** und folge mir" — hieraus folgt ganz klar, daß Freiheitsgefühl und der christliche Glauben sich widersprechen; wenn daher die protestantische Kirche dem menschlichen Freiheitsgefühle nachgibt, so handelt sie nicht im Sinne des Evangeliums."

Ein strenggläubiger Katholik kommt aus den Widersprüchen nicht heraus. Der Verfasser schreibt S. 307: „Nach mehr als zehnfachem Durchlesen und Analysiren des Evangeliums habe ich mir selbst dies und jenes erklärt 2c. Nun spricht er sich in dem letzten Briefe entschieden dagegen aus, daß Laien sich selbst das Evangelium auslegen dürfen wie bei den Protestanten, wodurch

deren Verstand auch durch die Religion im Denken geübt wird. Die Gaben Gottes zu benützen, kann doch nur ein Gott wohlgefälliges Werk sein. Untrennbare Ehen setzen nach meiner Auffassung einen grausamen, aber nicht einen gütigen Gott voraus, an den ich unverbrüchlich glaube.

* * *

Das kirchliche Jubiläumsfest ist gelungen. Dreißigtausend Menschen, Kopf an Kopf, am Hof allein. Aus zehntausend Kehlen ertönte brausend „Glorreiche Königin“ und Frage und Antwort der Litanei erschollen gewaltig. Dies alles zusammen machte einen mächtigen Eindruck.

Erhebend und rührend war die herzliche und stürmische Ovation des Volkes, welches zusammen auf 80.000 geschätzt wurde, für unseren Kaiser. Man sieht wie beliebt er ist.

Die römische Kirche versteht durch Feste auf die Sinne eine große suggestive Macht auszuüben. Das hat sie nicht aus den Lehren Christi, aus den Evangelien, sondern aus der Schule der heidnischen Staatskirche Roms gelernt, welche, nachdem der Glaube an die alten Götter erbleicht war, umso prunkhafter die Anbetung des vergöttlichten Cäsaren in sich schloß. Damals verbreitete sich auch in Römerreiche der Dienst der Isis, der glorreich thronenden Himmelskönigin der Aegypter, mit seiner orientalisch üppigen Phantastik und dem Reize des unenträthselbaren Geheimnisvollen. Es war klug von der römischen Kirche, dem Volke für diese Vorstellung und für diese Feste einen Ersatz zu bieten. Der heilige Bernhard von Clairvaux, der große Prediger der Kreuzzüge, und Thomas Aquino bekämpften die Lehre der unbefleckten Empfängniß, und die Päpste bis zu Gregor den XVI. verweigerten die Dogmatisirung. Solche prunkhafte Feste entstammen nicht der Religiosität, befördern dieselbe auch nicht, sondern ziehen nur die Schaulust für äußeren Prunk groß, gerade das was Christus bekämpfte. Wenn er wieder zur Welt käme, seine Religion würde er nicht wieder erkennen, und wollte er sie lehren, würde er mit den Behörden in Conflict gerathen.

Das geistige Auge der Menschen sieht Spaniens Niedergang, und Kuropatkin bei seinem Abschiede aus Petersburg knieend heilige Bilder in Empfang nehmen, die Czechen, deren Herz russisch

schlägt, beklagen die Niederlagen der Russen und bei uns die herrlich gelungene Jubiläumsfeier des Dogmas Marias unbefleckter Empfängniß. Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen. Wenn drei Größen bekannt sind, kann die vierte, die Unbekannte, das X, gefunden werden.

Die Spitzen unserer Regierenden mögen erleuchtet werden, damit sie erkennen, daß die Moral das Wesentliche ist, und nicht der Glaube an die Dogmen.

Anhang II.

Stellen der heiligen Schrift über die Arbeit.

I. Arbeit des Geistes.

1. **Bildung des Verstandes.** (Philipp 9, 10.) Um das bitte ich, daß euere Liebe mehr und mehr zunehme in Erkenntniß und in allem Verständniß, damit ihr das besser prüfen könnt, so daß ihr rein und ohne Tadel seid auf den Tag Christi.

(Sirach 17, 22, 23.) Wohl dem, der sich mit der Weisheit beschäftigt und nach richtiger Einsicht strebt, der in seinem Herzen über ihre Wege nachdenket und in ihren Tiefen forschet, er gehet ihnen nach, wie ein Ausspäher und verfolgt sie auf ihren Gängen.

II. Arbeit des Leibes.

(I. Tessal. 4, 11.) Bestrebt euch, ein stilles Leben zu führen, euer eigenes Geschäft zu treiben, mit eueren eigenen Händen zu arbeiten, wie wir es euch befohlen haben, ehrbar zu wandeln vor denen, die draußen (außer der Kirche) sind, und von Niemandem etwas zu begehren!

III. Pflicht zu arbeiten.

1. **Naturpflicht.** (Tobias 5, 7.) Der Mensch wird geboren zur Arbeit, wie der Vogel zum Fluge.

2. **Bürgerpflicht.** (II. Tessal. 3, 10—12.) Als wir bei euch waren (Paulus bei Tessalonichern), haben wir euch dies aufgetragen, daß, wer nicht arbeiten will, auch nicht essen soll; wir haben nämlich gehört, daß Einige unter Euch unruhig leben, nicht arbeiten, sondern unnützte Dinge treiben; solchen aber erbieten wir und beschwören wir im Herrn Jesu Christo, daß sie in der Stille arbeiten und ihr eigenes Brod essen.

3. **Religionspflicht.** (II. Moses 20, 9.) Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Geschäfte thun.

(I. Moses 2, 15.) Gott nahm den Menschen und versetzte ihn in das Paradies der Lust, damit er dort wirke und selbes bewahre.

(Matth. 25, 30.) Den unnützen Knecht werfet in die äußerste Finsterniß, wo Heulen und Zähneknirschen sein wird.

(I. Moses 3, 17.) Weil du die Stimme deines Weibes gehört hast, so sei die Erde verflucht in deinem Werke: in Arbeit wirst du von ihr essen alle Tage deines Lebens. Distel und Dornen wird sie dir tragen, und du wirst die Kräuter der Erde essen. Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot genießen.

(Sirach 33, 27.) Gib dem Knechte zu schaffen, daß er nicht müßig sei; denn der Müßiggang lehrt viel Böses.

(Sirach 10, 30.) Besser ist Derjenige, der arbeitet und alles im Ueberflusse hat, als der, der sich rühmt und Mangel an Brot leidet.

IV. Nutzen der Arbeit.

Arbeit im Allgemeinen und gute Arbeit. (Psalm 127, 2.) Nähre dich von deiner Handarbeit. Dann wohl dir, es wird dir gut gehen.

(Weish. 3, 15.) Gute Arbeit bringt herrliche Frucht.

(Weish. 10, 10.) Den Gerechten führt der Herr auf rechte Wege, er bringt ihn durch Arbeit zum ehrsamen Stand.

(Sprichw. 14, 23.) Bei aller Mühe ist Gewinn.

(Sprichw. 12, 11.) Wer seinen Acker baut, wird Brot im Ueberflusse haben.

(Sirach 20, 28.) Wer das Feld bauet, vergrößert seinen Kornhaufen.

(I. Kor. 15, 58.) Liebe Brüder! seid standhaft und unbeweglich und reich im Werke des Herrn, und wisset, daß nur euere Arbeit im Herrn nicht umsonst ist.

V. Umfang der Arbeitspflicht.

Jugend. (Eccl. 29, 5.) Was du in der Jugend nicht gesammelt hast, wie willst du es im Alter finden?

Alter. (Ps. 70, 18, 19.) Verlass' mich nicht, o Gott! bis in mein graues und letztes Alter, bis ich deinen starken Arm allen künftigen Geschlechtern verkünde, deine Macht und deine Gerechtigkeit, o Gott! welche bis an den Himmel reichen und deine großen Thaten rühmen. (S. u. Eccl. 11, 6.)

VI. Verhalten bei der Arbeit.

Beim Anfangen. (Sprichw. 16, 3.) Befiel dem Herrn deine Wege (**Unternehmungen**), so werden deine Anschläge zu Stande kommen (**gelingen**).

(Koloss. 3, 17.) Alles, was ihr thuet, mit Worten oder mit Werken, **alles dies** thuet im Namen des Herrn Jesu Christi.

Beim Fortsetzen. (Pred. 9, 10.) Was dir zu thun vor die Hand **kommt, das** thue aus allen **Kräften**; denn im Todtenreiche, dem du ent**gegenwandelst, hat** kein Geschäft, kein Entwurf, keine Einsicht und Geschick**lichkeit mehr** statt.

(Sirach 32, 18, 19.) Der kluge Mann thut nichts ohne Ueberlegung. **Der** stolze Thor bleibt ohne Furcht, selbst nach einer unüberlegten That. **Thue Nichts** ohne **Bedacht** und lass' dichs nicht nach der That bereuen.

(Sirach 7, 16.) Hasse nicht mühsame Arbeit.

(Sirach 31, 22.) Sei bei allen deinen Arbeiten munter, so wirst du **nicht krank werden.**

(Sprichw. 24, 27.) Ordne deine Geschäfte draußen und thue was auf **deinem Acker zu thun** ist.

(Eccl. 11, 6.) Des Morgens wirf deinen Samen aus und höre nicht **auf am Abend, weil** du nicht weist, was besser gedeihe; wenn beides fort**kommt**, ist um so besser.

(Apostelgeschichte 20, 35.) Man muß um der Schwachen willen **arbeiten** (d. h. mit wahrer Uneigennützigkeit, aus Pflicht und Liebe **zu Gott**).

Beim Vollenden. (I. Tessal. 5, 10.) Seid in allen Stücken (**Gott**) **dankbar, denn das** ist der durch die christliche Lehre euch bekannt gemachte **Wille Gottes.**

Beim Gelingen. (V. Mos. 8, 17, 18) Wenn euch der Gedanke **aufstiege: Durch** unsere **Kraft**, durch die Stärke unserer Hände haben wir **uns** diesen **Reichthum** verschafft, so erinnert euch Jehova's, eueres **Gottes**, **weil er euch das Vermögen** gab, euch diesen Reichthum zu verschaffen.

(Sprichw. 16, 9.) Der Mensch sinnt aus, was er thun wolle, aber **Jehova gibt den Fortgang.**

(Jerem. 9, 23.) Der Weise rühme sich seiner Weisheit nicht und der **Starke rühme sich** seiner Stärke nicht, und der Reiche rühme sich seiner **Reichthümer nicht.**

(Sirach 11, 22, 23.) Verlass' dich auf Gott und bleib' bei deiner Arbeit **standhaft; denn Gott** ist es leicht, den Armen schnell und unvermuthet **reich zu machen.**

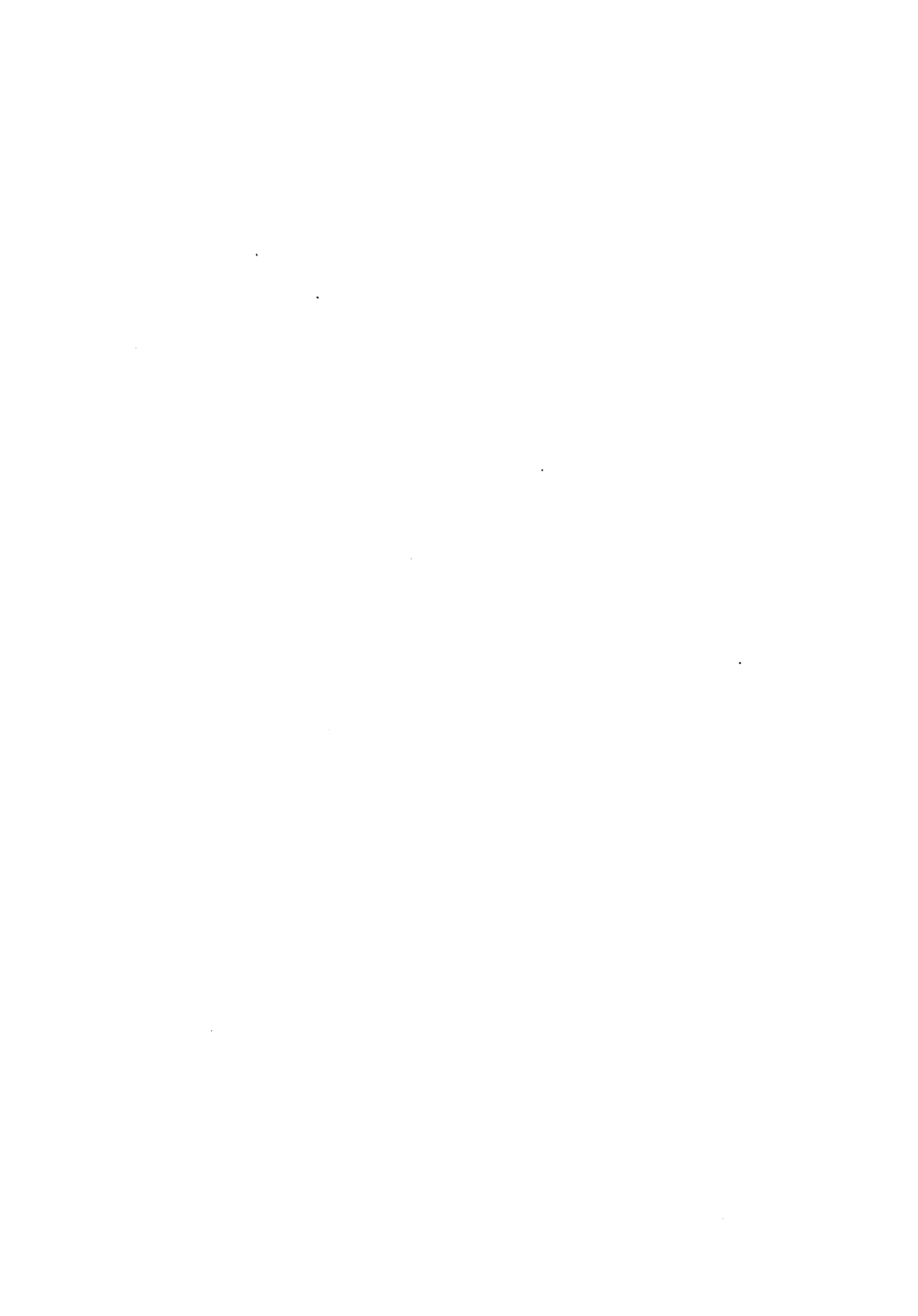
(Sirach 11, 11—13.) Mancher Gottlose arbeitet, eilt und läßt es sich sauer werden: gleichwohl wird er nicht reicher; hingegen ist ein Anderer schwach, der Hilfe bedürftig, immer mehr erschöpft und höchst arm. Diesen sieht Gott gütig an, hilft ihm aus seinem Elende und erhöht ihn, so daß sich Viele über ihn wundern und Gott preisen.

(II. Timoth. 4, 5.) Du aber sei wachsam, ertrage alle Mühseligkeiten, thue das Werk, erfülle dein Amt.

* * *

Nirgends fand ich eine Aufforderung zur Faulenzerei, zum contemplativen Leben in Klöstern.

Buch- und Kunstdruckerei Otto Maaß' Söhne, Wien.






Stanford University Libraries
3 6105 013 820 100



